Dichter und Kaufmann.

Ein Lebensgemälde

aus der Zeit Moses Mendelssohns.

Von

Berthold Auerbach.

Vierte Auflage.

Stuttgart.

J. G. Cotta'scher Verlag.

1860.

PT 1812
A3 II 5
1860

LD 1902
'01

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
in Stuttgart und Augsburg.

Dichter und Kaufmann.

Ein Lebensgemälde

aus der Zeit Moses Mendelssohns.

Erster Band.

Vorrede.

Das vorliegende Buch, zuerst im Herbst 1839 erschienen, ist die Ausführung einer von mir bereits 1836 in einer Zeitschrift veröffentlichten Lebensskizze des Epigrammendichters Ephraim Moses Kuh,[1] in welcher ich die biographischen Thatsachen dichterisch zu ergänzen versuchte.

Zur Wiederaufnahme dieser Skizze kam ich erst nach Vollendung des „Spinoza." Hier wie dort leitete mich zunächst der Grundgedanke: Sittenschilderungen aus dem innern Leben der Juden in verschiedenen Jahrhunderten und Ländern an die Entwicklungsgeschichte einzelner Charaktere anzuknüpfen, und so das Eigenthümliche des allgemein geschichtlichen und individuellen Lebens zu veranschaulichen.

Es mag seltsam erscheinen, daß ich in der Folgenreihe dieser Darstellungen, nach dem Weltweisen den Epigrammatisten aufnehmen konnte, nach einem Charakter, dessen einheitliche Macht des Lebens und Denkens alle Zwiespältigkeit besiegte und versöhnte — nun einen untergeordneten, der im Zwiespalt erlag. Die Aufgabe blieb jedoch, gerade aus der Mendelssohn'schen Periode, aus welcher wir noch in unsern Tagen Gestalten vor Augen hatten, eine Persönlichkeit mit den Zeiterscheinungen in Berührung zu bringen, die in bestimmten Zügen kennzeichnete,

[1] Hinterlassene Gedichte von Ephraim Moses Kuh. Mit der Biographie des Dichters. (2 Bändchen. Zürich, bei Orell, Geßner, Füßli u. Comp. 1792.)

wie das bisherige episodische, aus der völkergeschichtlichen Strömung verdrängte Leben des deutschen Juden eben damals vom Geiste aus in dieselbe einzumünden suchte.

Die geschlossene künstlerische Composition, die dichterische Zusammendrängung der Gegensätze in einen bestimmten Höhepunkt fiel bei Darstellung eines Menschenlebens in seiner ganzen Ausbreitung von selbst weg, zumal bei einem solchen, dessen Thatsachen durch ihren Charakter des Zusammenhanglosen und Epigrammatischen eine sprungweise Darstellung im Urbilde vorzeichnen.

Ich habe daher auch bei diesem Buche die Structur des Ganzen gelassen, im Einzelnen dagegen auch hier Correctheit und Einfachheit herzustellen gesucht,[1] soweit letzterer nicht gerade das Absonderliche der durchgehenden Persönlichkeit entgegenstand.

Es war mir auch bei dieser Arbeit vergönnt, mich in Leben und Denken großer Männer zu versetzen, und wenn ich oft ihre eigenen Worte wiederhole, so geschah es nur, um ihnen das Eigene zu lassen, nicht um mir Fremdes anzueignen.

Es ist der treue Dienst der Wahrhaftigkeit, der rechte Cultus des Genius: die erhabenen Denkergebnisse derer, die zur reinen Humanität strebten, in ihrem Namen zu wiederholen und aufs Neue zu verkünden.

Dresden, 15. August 1854.

Berthold Auerbach.

[1] Bei der neuen Durchsicht dieses Buches habe ich abermals Gelegenheit gefunden, Einzelnes bestimmter zu fassen.

Im Sommer 1858.

Inhalt.

		Seite
1.	Die Gäste	1
2.	Der Sabbath	18
3.	Rabbi Chananel	36
4.	Auch gut	55
5.	Der Kalligraph	74
6.	Die doppelte Buchhaltung und Joseph in Aegypten	84
7.	Auszug aus Aegypten	93
8.	Theilung und Zerstreuung	107
9.	Neue Bekanntschaft	119
10.	Veilchen	132
11.	Frauenleben	148
12.	Der praktische Kopf	165
13.	Der unpraktische Kopf	174
14.	Auf neuen Bahnen	188
15.	De amicitia	203

1. Die Gäste.

„Einsinken soll er wie Korah!"

„Alle Plagen Pharao's sollen über ihn kommen."

Solche und noch derbere Flüche hörte man aus einer Bettlergruppe, die sich am Freitag Nachmittags nach der „Schlafstatt" (Herberge) zu Breslau bewegte. Die Bettler mit ihren Frauen und Kindern kamen so eben von dem jüdischen Heiligenpfleger, der die Speisemarken auf den nächsten Sabbath an sie vertheilt hatte.

Durch die endlosen Judenvertreibungen und Verfolgungen waren unzählige jüdische Familien in die Nothwendigkeit versetzt, mitten im civilisirten Europa, gleich ihren Vorfahren in der arabischen Wüste, ein Nomadenleben zu führen; sie hatten weder Heimath noch bestimmten Wohnort, und zogen bettelnd von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, wo sie seßhafte Glaubensgenossen fanden. Viele konnten oft auf Generationen zurück keinen Wohnort ihrer Vorfahren angeben; ihre Ehebündnisse wurden nur durch Uebergabe eines Ringes und bestätigende Anwesenheit zweier Zeugen auf den Landstraßen geschlossen. Eine solche Ehe war nach den ursprünglichen jüdischen Religionssatzungen vollkommen rechtsgültig, denn die Ehe als rein bürgerlicher Vertrag bedurfte keines Geistlichen und wurde

selbst von den Geistlichen nicht in der Synagoge, sondern außerhalb derselben unter einem ausgespannten Baldachin eingesegnet.

Selten war es, daß Nachkömmlinge jener Bettlerfamilien sich aus dem Zigeunerleben herausarbeiteten, die Gewohnheit hielt sie darin fest, und ihre Verpflegung war in den Gemeinden vollkommen organisirt. Die Herumziehenden wurden mit dem Ehrentitel: „Gäste" bezeichnet; erst später erhielt dieser ursprünglich milde Ausdruck eine schimpfliche Nebenbedeutung. In jeder Gemeinde mußten die seßhaften Familien je nach dem Vermögensstande eine größere oder kleinere Zahl „Gäste" während des Sabbath abspeisen, und sie Sonntag Morgens mit einem Weggeld versehen. Die Verpflegung an den Wochentagen war mehr oder minder der freien Mildthätigkeit überlassen.

Das mißlichste Amt bei jenen sabbathlichen Einquartirungen hatte der Heiligenpfleger, der die Marken austheilte; er konnte es Niemand recht machen; die Bettler verfluchten und verwünschten ihn, denn niemand Anders als dem unglücklichen Almosenier galten die oben vernommenen Flüche.

Die jüdische Armenherberge zu Breslau befand sich auf der Carlsstraße in der sogenannten Fechtschule, einem kasernenartigen Gebäude, das einen großen, einem Marktplatz gleichenden Hofraum einschloß, in dessen Mitte sich eine Art Waarenlagerhaus mit kleinem Thurm und Schlaguhr befand; in den umgrenzenden Häusern, deren eine Reihe an die Festungswälle stieß, wohnten vierzig bis fünfzig jüdische Familien, in

einem der Hofräume befand sich die sogenannte Lissaer Synagoge, ihr gegenüber traten die Bettler in ein schmutziges Zimmer.

„Bei wem ißt du, Schnauzerle?“ frug in röchelndem Tone eine dicke Gestalt.

„Bei wem ich ess'? Bei wem ich hungre, mußt du fragen. Noch einmal soll er einsinken, schickt er mich zu dem Lämmle Bär, der sieht aus wie die theure Zeit, und seine Frau wie ein geräucherter Häring, so eine sechzehn Faust große hochbeinige alte Köchin.“

So erwiderte der Angeredete, ein Mensch mit verwegenem Gesicht, der sich von seinen Genossen auch noch dadurch auszeichnete, daß er lederbesetzte Reithosen mit breiten rothen Streifen und einer Reihe messingener Knöpfe an den Seiten trug; die silbernen Ohrringe, die unter den schwarzen wollig gekrausten Haaren hervorsahen, konnten als besondere Kennzeichen gelten.

„Weißt du was?“ fragte ein kleines Männchen mit einem Spitzbärtchen, Mendel Felluhzer genannt, „weißt du was? wenn du mir zwei gute Groschen dazu giebst, tausch' ich mit dir und geb' dir mein B'lett (Billet) zu der reichen Wittfrau von dem Ahron Wolf, die hat das fetteste Dürrfleisch in ganz Breslau, und alle Sabbath eine geräucherte Zung' mit einer Sauce, die schmeckt wie lauter Malvesier.“

„Anderthalb gute Groschen geb' ich dir,“ erwiderte Schnauzerle, und seine Frau heulte und schimpfte und schlug ihre Kinder, weil sie einen so verschwenderischen Vater haben, daß sie ebenfalls mitschrieen.

„Anderthalb?“ lächelte Mendel, „meinetwegen, siehst du? ich handl' nicht lang, aber zuerst bezahl'.“

„Ich hab' keinen Blutpfennig, und wenn der Amalek, der Leibzolleinnehmer käm', und thät sagen: Victor, oder meinetwegen Schnauzerle, du darfst mir die Augen ausstechen mit einem rothen Heller — ich thät's doch gewiß gern — ich müßt' den Titus laufen lassen. Ihr Alle seid Zeugen, daß ich ihm bis Sonntag Morgen anderthalb gute Groschen schuldig bin.“ Mendel schüttelte verneinend den Kopf, und Schnauzerle fuhr fort: „Du darfst mir mein rechtes Ohr mitsammt dem Ohrring herunterschneiden, wenn ich dich nicht ehrlich bezahle.“ Mendel verneinte abermals, und Victor legte sich auf die Bank hinter dem Tisch, streckte die Beine von sich und pfiff den Dessauer Marsch.

„'ne fette B'lett
und ein gut Bett
und ein' schöne Maid
ist mein' Freud'“

deklamirte ein pfiffiges Männchen aus dem Stubenwinkel.

„Werd' stumm und sprachlos, du Narrenschwab,“ unterbrach Löbel Schackern den Reimer, denn er hatte bei jenen Versen lachen müssen und sich dadurch ein Stück aus dem Kinn geschnitten, da er gerade damit beschäftigt war, vor einem zerbrochenen Spiegel jedes einzelne seiner Barthaare mit einer Scheere abzuzwicken. Der unglückliche Poet, Israele Possenmacher aus Dörzbach in Franken, antwortete schnell:

„Hundegebell und Katzengetümmel
Kommen nicht in den Himmel."

Hierauf zog er wie ein Schütze die Augenlider über die stets halb versteckten grauen Aeuglein, nahm das Tabaksknöllchen, das er im Munde kaute, heraus, und warf es seinem Recensenten ins Gesicht; dieser warf seine Scheere nach ihm, die aber unglücklicherweise ein kleines Mädchen traf, das, eine Violine im Schooße haltend, zusammengekauert in einer Ecke saß. Das Kind schrie laut, Blut floß ihm von der Stirn, und Schnauzerle sprang wüthend auf, und vom Tische herab über die Anderen weg zu seinem Töchterchen; brüllend vor Wuth hob er das leichenblasse Kind mit der einen Hand in die Höhe, mit der andern ballte er grimmig die Faust gegen die Umstehenden, er drückte das bluttriefende Antlitz seines Kindes an seine Lippen, er fühlte keinen Athem mehr, da schrie und brüllte und fluchte er abermals laut und schwor Alles niederzumetzeln.

„Mein bestes Kind, mein bestes Kind! Warte Löbel, ich beiße dir mit meinen Zähnen die Gurgel entzwei. Es war so sanft wie ein Lamm, jeden Heller, den es durch Singen verdient, hat es mir gebracht;" so schrie Schnauzerle und seine Stimme begann zu zittern.

Unterdeß hatten Mehrere eine alte Bettlerin, die lange Vogel genannt, aufgesucht; sie kam, riß Schnauzerle das Kind aus dem Arm, blies leise flüsternd dreimal in die Stirnwunde — das Blut rann nicht weiter. Sie nahm ein Fläschchen aus der Tasche, spritzte

einige Tropfen auf Mund und Schläfe, das Kind öffnete die Augen, Schnauzerle jubelte laut und stieß Löbel mit den Füßen, man wußte nicht, ob aus Freude oder Rache; dieser nahm seine gelbe Halsbinde vom Halse und gab sie der Alten zum Verband für das Kind, auch seine kleinen goldenen Ohrringe häkelte er aus und heftete sie dem schlafenden Kinde ein, und um Alles gut zu machen, gab er Schnauzerle seine bessere Speisemarke und nahm die schlechte dafür. Plötzlich schien ein veränderter Ton, eine gewisse Weichheit der Stimmung unter den Anwesenden zu herrschen, von all den Flüchen und derben Späßen war nichts mehr vernehmbar. Die Empfindung eines vorübergezogenen Unglücks erregt auch in den verhärtetsten Gemüthern einen leisen Schauer; und wer mag bestimmen, wie viel bei solchen Anlässen von wohl verzeihlicher Selbstsucht sich im Gemüthe regt? Jeder konnte sich nun mit ungestörtem Behagen der kommenden Sabbathluft hingeben und ein gut Theil derselben wäre damit zu Boden gesunken, wenn eine kleine Leiche auf den Dielen der Schlafstatt gelegen hätte. Alle vereinigten sich in dem Lobe der zehnjährigen Mathele (Mathilde), sie priesen ihre Klugheit, ihre sanfte Gefälligkeit und ihre Fertigkeit in Gesang und Geigenspiel, und wie Schnauzerle durch sie so glücklich wäre. Das Kind erwachte, Alle liebkosten es, es stellte sich lächelnd vor den zerbrochenen Spiegel und ergötzte sich an der gelben Binde und den goldenen Ohrringen; auf dem blassen Antlitz und dem zierlich kleinen Munde schien noch selten eine Freude aufgeblitzt zu sein. Das Kind

band sich die Schleife an der Stirne zierlicher, der Wundverband wurde zum Schmuck und mit schwunghafter Anmuth hüpfte es zur Thüre hinaus, um den anderen Kindern seine schönen Sachen zu zeigen.

„Der Schnauzerle ist ein speculativer Kopf," sagte Elia Roßnitzer, „mit dem Kind kann er noch einmal ein reicher Mann werden. Es sieht gar nicht so aus, als ob es dein Kind wäre, ich glaub', du hast's gestohlen."

„Bei deiner Geburt hat man auch geschossen, denn du hast das Pulver nicht erfunden," erwiderte Schnauzerle, „du kannst dir einen Hund anschaffen, der dir deine Einfälle frißt. Man hat nicht genug für sich, wird man auch noch zum Ueberfluß Kinder stehlen?"

„Andere Leut' sind auch speculativ," begann Mendel. „Wenn ihr verschwiegen sein wollt, will ich euch meine neue Einrichtung erzählen."

Er zog ein schmutziges Büchlein aus der Tasche, und die Neugierigen bildeten eine Zuhörerkrone um ihn, indem sie, die Daumen zu beiden Seiten in die Armlöcher der Weste eingerammt, mit verzerrten Mienen den Sprecher ansahen.

„Ihr wißt," fuhr Mendel fort, „ich bin bekannt, wo zwei Wege zusammenlaufen, drum hab' ich jetzt mein Maklergeschäft in's Große angelegt. Seht her, auf dem ersten Blatt links stehen die Knecht' und rechts die Mägd', die heirathsfähig sind; lassen wir diese bei einander, ich will euch gleich die zweite Koppel vorführen: auf diesen Blättern stehen die Hausföhne und die Haustöchter, da ist nur Ein Sternchen dabei, die

sind vom Mittelstand, so bis zu 2 — 3000 Thaler; sind zuckersüße Kinder darunter, die Wahl thät' mir weh, wenn ich eine davon zu wählen hätt'. Am übelsten ist eigentlich die Mittelsorte dran, die hier neben notirt ist; sie gehören nicht recht 'rauf und nicht recht 'runter, sind zu groß an den Karren und zu klein in den Wagen, das ist ein sauer Stück Arbeit, bis man so eine ordentlich eingeschirrt hat. — Aber jetzt, liebe Kinder! aufgepaßt! da kommen meine Goldfisch', meine Perlsteine, meine Zuckerstengel, meine Herzblättchen — auf zweihundert Meil' Wegs in der Runde ist kein Jung' und kein Mädchen, die ich nicht im Sack hab'; Brüder! das geht hoch hinauf, bis in den siebenten Himmel, bis zu 12,000 Thaler! höher hinauf kam noch Keiner. Da ist die Tochter von dem Maier de Castro in Hamburg, erst fünfzehn Jahr alt, aber doch ein achtzehncaratig Goldkind, die sieht so frisch und gesund aus, daß man grad drein beißen möcht', und ein paar Augen hat sie im Kopf, kohlschwarz und mit einem Feuer! der große Diamant vom König von Portugal (ich wollt' ich hätt ihn) hat gewiß kein klarer Feuer, ein Mund und ein Kinn, und überhaupt die ganze Person, man kann nichts Schöneres malen, und Brüder! 12,000 Thaler! Lieber Herre Gott, wenn ich 12,000 Thaler hätt', thät ich fragen, ob Breslau zu verkaufen ist, ich wäre der größte Handelsmann von der Welt, mir wär' wohler als dem König von Preußen. Ich muß sagen, mich dauert das junge Blut, ihr Vater hat mit aller Gewalt einen Gelehrten zum Eidam gewollt, ich hab' von Fürth aus so ein vertrocknetes

Rabbinerchen hingeschickt, ich verdien' ein schön Stück Geld dabei, und während wir hier reden, ist die Partie vielleicht schon abgemacht. — Die doppelt Angestrichene hier, das ist die Tochter von dem Raphael Löbell aus Trier, sie heißt Täubchen, es ist eine von denen, die viel Curmacher und keinen Abnehmer finden, so ein Marktgaul, den sich Jeder vorführen läßt, man mustert ihn und geht davon; sie ist von den halb und halb Neumodischen, sie parlirt hochdeutsch wie eine Gräfin, und ist auch sonst eine ansehnliche Person, hat aber ein bischen Kikriki im Kopf; na, eh' zweimal vierundzwanzig Stund' vergehen, ist sie versorgt. —"

Er hielt mit Lächeln ringsum Lob einsammelnd inne, und fuhr dann fort:

„Brüder, jetzt paßt auf, hier auf diesen drei Blättern ist solche Waar notirt, die ein Fleckchen hat, und was man sonst überhaupt Bavel nennt; und dabei ist am meisten zu verdienen, gerade weil so etwas nicht Jedermanns Kauf ist. Da ist die Tochter von dem Maier Karp aus Köln, sie hat ein Hufeisen verloren, weil sie unter der Kavallerie gedient hat; ich hab's ihrem Vater in die Hand hinein versprochen, daß ich ihr einen tüchtigen Handelsjungen herschaffe, und wenn er nichts als das Hemd auf dem Leib hat, kriegt er sie, und tausend Thaler baar Geld, und Theil am Geschäft, und erbt noch einmal ein schön Stück Geld, was will man mehr? Da ist die Tochter von dem frommen Rabbi Ahron Eftringen aus Straßburg. Die Rabbinertöchter sind alle keinen Groschen werth, vor lauter Frömmigkeit haben ihre Eltern nicht Zeit auf

sie Acht zu geben; sie ist verrufen wie sauer Bier, ich hab' ihr aber schon einen Mann, sie kriegt einen Ochsenhändler aus Speyer. — Seht, da stehen die Buckeligen, die man nur von vorn ansehen darf, neben ihnen die, welche ein Ueberbein am Hals oder sonst zu viel Zugabe haben; hier solche, die Einen immer nur von der Seite ansehen; hier die, denen man wie einem geschenkten Gaul nicht in's Maul gucken darf; aber zuletzt hier steht noch eine Capitalperson, die kann ein Kunststück, was ihr auf tausend Meil' Wegs Niemand nachmacht."

„Was denn?" fragten alle Umstehenden heftig.

„Was denn?" erwiderte Mendel schmunzelnd, indem er eine Weile still sein spitzes Kinn mit der linken Hand festhielt, „die — kann ihren Ellbogen küssen, so schön sind ihr die Arme in den Leib hineingedreht. — Jedem Verheiratheten mutze ich in meinem Register hier einen Stern auf, warum nicht? Ich bin schon mehr verflucht worden als Tag' im Jahr sind, aber was thut's? ich sag' immer: die Ehen werden im Himmel geschlossen, und es steht ja auch geschrieben: zur selben Stunde als Jemand geboren wird, wird im Himmel ausgerufen: der und der bekommt die und die — was kann ich dafür? — A propos! weiß mir Keiner von euch eine reiche Wittfrau oder so eine halbe alte Jungfer, aber sie muß mit allen Hunden gehetzt sein und muß Haar' auf den Zähnen haben; der Veitel Ephraim in Berlin ist jetzt zu Gutem Wittwer, dem möcht' ich doch wieder einen Hausteufel auf den Hals laden."

„Mon cher cousin!“ rief Schnauzerle, „bis heut über vierzehn Tagen bin ich bei meinem lieben Vetter, ich will dem Goldvogel schon ein Paar Federn ausrupfen, daß er das Mausern spart.“

„Da kommst du vor die rechte Schüssel,“ entgegnete Elia Roßnitzer, „an dem Veitel sieht man wie's geht wenn der Bauer auf den Gaul kommt, der weiß den Kamm nicht hoch genug zu tragen, aber gegen wen? gegen uns; gegen die Herrschaften, da kann er sich bucken und bucken wie wenn seine Knochen lauter Fischbein wären. Wir kennen doch Alle seine Hühner und seine Gänsʼ, sein Vater war kein bischen weniger und kein bischen mehr als unser eines, er hat auch genommen, wo ihm Einer was gegeben, und auch wo man ihm nichts gegeben hat.

Da hat doch seine verstorbene Schwester Sara, die Frau von dem reichen Moses Daniel Kuh hier neben, gar keine Ader von dem Schuft gehabt, das war das beste B'lett in ganz Breslau, die war eine Biederfrau, wie's in der Thora (heilige Schrift) steht; wer hungrig ihr Haus betreten hat, ist satt herausgegangen.“

„Ich wollt', es stürb' alle Tag' so eine Frau,“ röchelte David Schmalznudel, „ich war gerad hier, als sie begraben wurde, da ist viel Geld auf dem Gutort (Friedhof) an die Armen ausgetheilt worden, auf Jeden ist, glaub' ich, ein Thaler und noch ein Paar gute Groschen gekommen; dreißig goldene Dukaten hat sie bei ihren Sterbekleidern liegen gehabt mit dem Beifügen, daß man sie bei ihrem Begräbniß an die Armen vertheilen soll.“

„Ach, ihrem letzten Jungen,
Dem hab' ich's an der Wieg' gesungen,
Daß er sich nicht darf beklagen,
Geht's ihm schlimm in alten Tagen. —
Ich sag' euch, liebe Brüder,
An König Arthuls Hof'
Sang man nicht schön're Lieder,
Man bessern Wein nicht soff.
Der Veitel doch, der Bösewicht,
Der machte stets ein sau'r Gesicht,
Doch glaubet mir, ich hass' ihn nicht,
Nein, was ich für mich selber möcht',
An ihm, wenn's anging', wär mir's recht —"

deklamirte wiederum das pfiffige Männchen im Stubenwinkel.

„Was wünschest du dir denn?" unterbrachen Alle den reimseligen Improvisator.

„Ich wünsch' mir ein voll Pulverfaß
An ihm, wenn's anging, wär's ein Spaß."

„Viel zu viel Aufwand," bemerkte Schnauzerle gähnend, „aber Brüder, der Mendel hat mich auch speculativ gemacht, ihr sollt schon hören, was ich noch anfange."

Ein viermaliger Schlag mit einem hölzernen Hammer an die Hausthüre gab das Zeichen, daß es Zeit sei, in die Synagoge zu gehen. Die Bettler standen auf, unter der Hausthür rannte ein Pole ihnen entgegen, der hastigen Schrittes hereinkam. Schnauzerle kehrte wieder um und fragte den Fremden, ihn beim Rock fassend:

„Rabbi, könnt ihr mir nicht das sechste Buch Moses verschaffen? Ein Schatzgräber hat mir zwanzig Thaler dafür versprochen, ihr sollt es nicht umsonst thun, wenn ihr mir das sechste Buch Moses gebt."

„Habt ihr nicht an fünfen genug?" erwiderte der Pole unwillig, und entfernte sich gleich darauf, nachdem ihm die Herbergsmutter ein Nachtlager zugesagt hatte.

„Siehst du, Sarchen," sagte die Herbergsmutter zu ihrer achtzehnjährigen Tochter, die das Zimmer gescheuert hatte und nun mit verweinten Augen am Fenster stand und hinausstarrte in das Schneegestöber, „siehst du, das Sprüchwort sagt:

Durch Gäst' und Gesinder
Giebt man aus die Kinder.

Hier hast du nun gehört, wie's wahr ist."

Sarchen kehrte sich um und trocknete mit ihrer Schürze eine Thräne aus dem Auge. Mathele, das verwundete Kind, kam herein und spielte auf der Geige, die Herbergsmutter nahm dem Kind die Geige weg und schlug es. „Weißt du denn nicht, daß jetzt Sabbath ist, und man am Sabbath keine Musik machen darf?" so sagte sie. Die beiden Mädchen gingen schweigend zur Thüre hinaus, die alte Mutter breitete weiße Linnen auf den Tisch, und zündete unter einem Gebete die sieben Sabbathlichter an, indem sie dabei ihre beiden Hände zum Segensspruche gegen die Lichter ausbreitete.

Ruhe und freundliche Sauberkeit herrschte nun in der sabbathlich erleuchteten Stube.

Schnauzerle und seine Gefährten standen indeß in der Synagoge nicht weit vom Eingang, sie plauderten fast unaufhörlich während des Gebetes miteinander und bekrittelten die Mitglieder der heiligen Gemeinde zu Breslau, die mit tiefen Bücklingen und leisem Gemurmel sich in ihre Betstühle begaben.

„Siehst du," sagte Schnauzerle zu Mendel Felluhzer, „da schlenkert der lange Meier Lämmle hin, der thut wohl daran, daß er seine Diebeshände in einen Muff von Fuchspelz versteckt. Hat zuletzt nichts mehr zu rapsen gewußt, hat er sich selbst herausgestohlen aus Warschau. Ei, der Moses Gans bückt sich recht; drückt dich dein Galgen so, der dir auf den Buckel gebrannt ist? Sacre nom de Dieu! da kömmt der Levi Wolf, der tritt auf, wie wenn er tombakene Füße hätt', und nicht nur vier tombakene Uhren in den Taschen, die er alle für goldene verkauft; seht, aus jeder Tasch' hängt ein Cachet heraus; ich glaub', wenn einmal unser Herrgott nicht mehr weiß, welche Zeit es ist, der Levi Wolf verkauft ihm eine Uhr, und beschwatzt ihn, daß er Tombak für achtzehncaratig Gold hält. Das beste Handwerk hat aber doch ein Rabbiner; faullenzen und beten, das ist doch das leichteste Geschäft; es ist wahr, Rabbi Tobias ist ein braver Mann, das dank' ihm aber der Henker; eine große Kunst, das ganze Jahr hinter dem Tisch sitzen, genug zu essen und zu trinken und eine schöne Frau, Herz, was begehrst du? wenn ich's so hätt', wollt' ich fromm sein, wie der Prophet Elias selber."

„Halt doch dein Schandmaul, du weißt doch Jedem

was anzuhängen," rief Maier Schmalznudel, und Schnauzerle schwieg eine Weile, denn viele andere, sowie der Pole, zischten Ruhe.

Der Pole stand bei Seite in einem Winkel, fern von den übrigen Bettlern. Die brennenden Messing-Lampen, die an langen Ketten von dem Gewölbe der Synagoge herabhingen, beleuchteten nur spärlich die Gestalt des seltsamen Fremden. Seine Haltung war während des ganzen Gebetes gebückt, wobei er seinen Oberkörper in stetiger gemessener Schwingung erhielt. Als das Schema (5 B. M. 6, 4—10 und 11, 13—21.) angestimmt wurde, richtete er sich auf den Fußzehen hoch empor, schloß die Hände krampfhaft über dem Haupte in einander, kniff seine Lippen zusammen, drückte die Augenlider fest zu, und suchte in einem langgehaltenen Athemzuge eine gewaltsame Ekstase zu erwecken. Es war, als ob bei diesem herausfordernden Bekenntniß zu dem einigen Gotte ein ganzes Heer von Gedanken, Zweifeln, Klagen und Hoffnungen sich in buntem Gedräng auf seinem Antlitze bekämpften. Er fuhr sich mit der linken Hand langsam von der Stirn bis zum Kinn, und ruhig abgeklärte fast geglättete Mienen kamen wieder zum Vorschein; nachlässig spielte er mit seinem reichen schwarzen Barte, der von den Schläfen an in zierlich gekräuselten Locken herabwallend die männlich frische Gesichtsbildung einrahmte. Der kleine Mund war ganz umwachsen von pechschwarzen Haaren, die auch das Kinn bedeckten; eine feingeschnittene Habichtsnase, etwas weit hervorspringend, verlieh dem Gesicht jenen eigenthümlichen, orientalisch

fremdartigen Ausdruck; das gluthvolle dunkle Auge, von langen Wimpern beschattet, und die feingeschweiften reichen Brauen, finster hereingezogen, verriethen eine heftige aber eingedämmte und stillgrollende Leidenschaft; das breite Barett saß mehr im Nacken als auf dem Kopfe, und bot die hohe lilienweiße Stirne, reich mit den Narben des Gedankens versehen, dem Blicke dar; nicht im offenen Kampf, nicht im Angesichte von Nationen schienen diese Ehrenmale errungen: die Dornenkrone eines vereinsamten geächteten Strebens hatte mit ihren scharfen Spitzen diese Wunden geätzt.

Mit Behaglichkeit hatte der Vorsänger seine Gesänge, ein wunderliches Gemisch von heiligen Melodien und Gassenhauern, herabgeleiert, er kümmerte sich wenig um die Versammelten, die in steter Bewegung vor ihren Pulten hin- und hertrippelten, und vor Kälte in die Hände bliesen. Während er sich jetzt vor seinem Katheder hin- und herschaukelte und mit häuslicher Ungezwungenheit sein zerdrücktes Filzbarett zusammenlegte, sang er den letzten Schlußgesang. Die Gemeinde war indeß schon in voller Bewegung, hielt jedoch noch am Ausgang der Synagoge inne, um auf das letzte Wort des Vorbeters mit einem allgemeinen Amen zu antworten; besonders mußten die Kinder laut Amen sagen, denn der Thalmud lehrt bedeutungsvoll: auf dem Amen der unmündigen Kinder ruht die Welt.

Jetzt bewegte sich ein großer dicker Mann, einen Knaben an der Hand führend, von seinem Platze, unmittelbar neben dem des Vorsängers, der Thüre zu. Alles grüßte ihn zuvorkommend mit einem „Gut Schabbes,"

und er gab diesen Gruß mit freundlichem Wohlwollen zurück; an der Thüre war ein großes Gedränge, Alles wich ehrerbietig vor dem Großen zur Seite, auch der Pole grüßte demüthig.

„Seid Ihr schon eingeladen?“ redete ihn der Große an.

„Ich bin erst mit dem Sabbath hier angekommen, hatte also noch nicht Zeit“ — antwortete der Pole in schlechtem, mit ebräischen Phrasen verunziertem Deutsch.

„Gut, so kommt mit mir,“ erwiderte jener.

„Es bleibt dabei, ich werd' ein Pole,“ rief Schnauzerle, als sich das Gedränge verlaufen hatte, „kommt der Bocksbart noch an die beste Krippe! Kennt ihr ihn denn nicht? das ist der reiche Moses Daniel Kuh, der ihn am Halfter gefangen hat. Ich hab' einmal gehört, unser Herrgott hat bei der Schöpfung den Leviathan eingepöckelt, als Delikatesse für die Frommen in jener Welt; ich glaub', wenn wir einst hinüber kommen, kriegen die Polen das Fleisch und wir die Gräten zu fressen.“

„Ich wäre so gern bei dem Moses Daniel gewesen,“ sagte Mendel Felluhzer; „ich hätt's so am besten anbringen können, daß ich eine herrliche Partie für seinen ältesten Sohn hab'.“

Der krumm' Meierle, der als Küster der Letzte war und die Synagoge zuschloß, schürte den Neid der Bettler immer mehr, und ergötzte sich im Innern an den Flüchen und Verwünschungen, die sie über „Gottes Leibgarde,“ die Polen ausstießen.

Die polnischen Landstreicher hatten durch scheinbare

und wirkliche Gelehrsamkeit und Frömmigkeit gewissermaßen das Ansehen von Bettelmönchen und wurden von den Laienbrüdern im deutschen Reiche vielfach beneidet und gehaßt. Dazu kam noch, daß auch im jüdischen Bereiche eine nach Nationalitäten geschiedene Ehrengeltung sich festgesetzt hatte; wie die vornehmeren portugiesischen Juden die deutschen mit einer gewissen Geringschätzung ansahen, so nahmen die deutschen gleiche Haltung den polnischen gegenüber an.

Unter dem gemeinsamen Joche noch Höhere und Niedere!

Wie aber nach der Sage selbst die Verdammten in der Hölle am Sabbath Ruhe haben, so schienen endlich die neidischen und verleumderischen Geister in den Bettlern beschwichtigt, als sie sich nach verschiedenen Häusern begaben.

2. Der Sabbath.

Der Pole war unter den herkömmlichen Fragen über Reise und Lebensschicksal mit seinem Kostherrn nach dessen Hause gegangen. Schon aus diesen Fragen entnahm der Pole, daß er einen Laien vor sich habe; denn aus alten Zeiten, da noch Gott mit seinen Engeln zu Abraham zu Gaste kam, besteht die fromme Satzung, daß man einen Gast erst nachdem er sattsam gegessen und getrunken nach Namen und Herkunft fragen darf, und für die neue, von Wundern verlassene Zeit ist noch besonders hinzugefügt, daß man Wohlthätigkeit

üben solle ohne zu fragen, damit man es nicht erfahre, wenn man einen Feind oder Verbrecher beherbergt.

Das schön gebaute Haus des Moses Daniel stand dicht neben der sogenannten Fechtschule. Die Stube war sabbathlich geschmückt; der Fettgeruch der in der Ofenröhre protzenden Speisen, welcher das ganze Zimmer durchduftete, hätte des Polen Eßlust wo möglich noch verdoppeln können.

„Zwei Dämonen begleiten am Freitag Abend den Menschen aus der Synagoge nach Hause. Finden sie den Tisch gedeckt, die Lichter brennend und Alles wohl bestellt, dann spricht der gute Dämon: Gott gebe, daß es am nächsten Sabbath hier wieder also sei, und der böse Dämon muß wider seinen Willen Amen darauf sagen. Ist es aber anders, so muß der gute Dämon dem bösen auf dessen Wunsch gleichfalls Amen sagen." So lehrt der Thalmud.

Behaglich die Hände reibend wandelte Moses Daniel mit seinen vier Söhnen um den Tisch herum, und sang in lustig weinerlicher Melodie das ebräische Empfangsgebet:

„Willkomm, ihr Geister
Von eurem Meister,
Vom König aller Könige,
Vom großen Gott gesandt."

Der Pole setzte sich auf die hölzerne Bank, welche vor dem heißen Ofen stand, und summte das Gebet leise vor sich hin; hierbei hatte er nun Muße, seine Umgebung genau zu betrachten. Gerade über der Mitte

des Tisches hing eine messingene Lampe, die mit vielen Schnörkeln versehen war, und sieben Lichter brannten an den kreisförmig hervorragenden Schnäbeln derselben. Zum Ueberflusse standen noch zwei silberne Leuchter mit brennenden Wachskerzen auf dem Tisch; blank erglänzten die zinnernen Teller auf den mit rothen Blumen durchwirkten Linnen, und vor jedem Teller stand ein tiefbauchiger silberner Becher. Der Pole bemerkte, daß man von keiner Seite seiner Erwähnung that, noch Anstalt traf einen Platz für ihn zu bereiten. Schon grämte er sich im Stillen über eine Zurücksetzung, die er erfahren sollte, daß er vielleicht an einem andern Tische, oder nach der einreißenden neuen Mode, in der Küche essen müsse. Er wußte nicht, daß es hier im Hause altherkömmliche Sitte war, jeden Sabbath zwei Gedecke für etwa noch eintreffende Freunde oder Arme offen zu halten. Wie freudig war daher sein Erstaunen, als ihm nach dem Händewaschen mit stummen Geberden (denn Niemand durfte von nun an vor dem Segen über Brod und Wein ein profanes Wort sprechen) sein Platz unmittelbar neben dem des Hausherrn angewiesen ward. Jetzt wurden die Becher gefüllt, jeder erfaßte den vor ihm stehenden, setzte ihn in die hohle Hand, die Finger krallenförmig rings um denselben anheftend, um damit ein mystisches Zeichen zu bilden. Alles erhob sich nun feierlich, der Hausherr sprach laut den Einweihungssegen, und alle Anwesenden sprachen denselben leise nach, dann setzte man sich wieder und trank nach abermaligem Segensspruche einige Tropfen aus dem Becher. Hierauf that der

Hausherr die vor ihm liegende Serviette weg, hob die beiden verdeckten länglich geflochtenen und mit Mohnkörnern bestreuten Brode in die Höhe; das schönere wählend, schnitt er ein Stück davon ab, sprach nochmals einen Segen, und brach sich selber und für jeden der Anwesenden einen Bissen. Nun erst durfte man wieder sprechen und sich mit Behaglichkeit niedersetzen. Die am Tisch sitzende Magd stand auf, um die Suppe aus der Ofenröhre zu nehmen, sie auf der hölzernen Bank in eine Schüssel zu gießen und sie dampfend auf den Tisch zu stellen, so daß die Lichter an der Lampe nur schwach durch die aufsteigende Wolke hindurchschimmerten. Auch der Hausherr war aufgestanden, um den schweren dreieckigen Hut abzulegen, und nur noch die weiße Zipfelkappe, die unter demselben halb versteckt gewesen war, auf dem Haupte zu behalten; der langschößige, röthliche Frackrock wurde mit einem weißen Piquetwamms vertauscht, die großen Schnallenschuhe mußten grünen Pantoffeln weichen. Jetzt saß man endlich behaglich bei Tische. Nudelsuppe, saure Fische mit Rosinen und Mandeln, Fleisch, Würste und süß zubereitete Zwiebel wurden unter traulichen Gesprächen verzehrt. Die Sabbathmagd, eine alte runzlige Christenfrau, hatte zusammengekauert hinter dem Ofen gesessen und sich an den ihr zugetragenen Speisen erlabt; nur bisweilen kroch sie hinter dem Ofen hervor und kam an den Tisch, um ungeheißen die Lichter zu putzen. Die verwahrloste, magere Gestalt der alten Crescentia stach seltsam ab gegen das behäbige und freundlich erleuchtete Aussehen der ganzen Umgebung. Die An-

wesenden schienen aber dessen gar nicht zu gedenken, denn nachdem gespeist war, wurde Waschwasser herumgereicht, und die ganze Familie sang mehrere Festlieder nach alten Melodien; der Hausherr sprach das lange Tischgebet mit erhobener Stimme, wobei er den Becher in der hohlen Hand emporhielt, trank abermals von dem Weine, sprach noch leise ein Schlußgebet, und endlich stand man vom Tisch auf.

„Man soll's keinem Nichtjuden verrathen, welche Seligkeit solch eine Freitag-Nacht ist. Wenn der Christ auch Alles hat," sagte der Gastfreund zu dem Polen, „wenn ihm auch gar nichts fehlt, was das Leben diesseits nur angenehm machen kann, Eins fehlt ihm, und da tausch' ich nicht mit ihm um alle seine Vergnügen und das Eine ist: so ein Sabbath und ein Freitag-Abend. Wenn man sich die ganze Woche abgerackert hat, daß man nicht weiß, wo Einem der Kopf steht, da kommt der Freitag-Abend, sind alle Sorgen und Plagen weg, man ist ein ganz frischer Mensch. Und nicht nur mir ist es so, der Arme unter den Armen, der kaum Salz auf ein Ei hat, der die ganze Woch' draußen herum in Wind und Wetter sich fast bucklig schleppt, sich von jedem Bauer muß stoßen und verspotten lassen, damit er nur ein paar Heller verdient; der die ganze Woch' keinen Bissen Warmes hat, nichts als trocken Brod und ein Gläschen Schnaps, im bessern Fall gekochte Kartoffeln, oder wenn's hoch geht, eine Tasse Kaffee — wie könnte der's aushalten ohne Sabbath? Da kömmt der Freitag-Abend und er sitzt daheim in seiner Stub', thut sich gütlich, und erholt sich

wieder bis Sonntag Morgen, dann nimmt er seinen Stecken in die Hand und sein Bündel auf den Rücken, er küßt das heilige Gesetz, das an die Thürpfosten geschrieben ist, die Frau steht unter der Thüre und betet leise das „Gott segne dich, und behüte dich," er aber wandert von dannen, zieht sein Gebetbüchlein aus der Tasche, summt die frommen Wanderlieder vor sich hin, und so tritt er seine beschwerliche Exilsreise wiederum an."

Der Pole berechnete klug: „Wer so mit reflectirendem Selbstbewußtseyn die Nothwendigkeit der Dinge und ihre Verhältnisse überschaut, der muß einen Standpunkt außerhalb und über denselben kennen, oder vielleicht selber inne haben, ihm muß schon ein Blick in's erweiterte Leben eröffnet worden sein." Mit behutsamen ebräischen Wendungen entgegnete er, wie es stets eine erfreuliche Erfahrung sei, daß der einzelne Mensch und ganze Klassen in die gegebenen Verhältnisse hinein wachsen; Anfangs drücke oft der Schuh, dann aber legen sich die Zehen krumm und verkrüppeln, und nach und nach lerne man auch auf diese Weise gut laufen und sogar tanzen.

Der schlaue Rabbi hatte doch falsch gerechnet, denn Moses Daniel schüttelte mißmuthig den Kopf; ob er die Worte nicht verstanden oder sie mißbillige, war ungewiß.

„Eine zweite Seele zieht am Sabbath in den Körper ein, das ist ein treffender Kernspruch unserer Weisen (Kirchenväter)," begann der Gastfreund wieder.

Der Pole fiel mit feierlichem Pathos bejahend ein,

und eingedenk seiner herkömmlichen Pflicht, als gelehrter Gast zum Segen des Hauses von Gottes Wort zu reden, führte er schnell die verschiedensten Belegstellen des Thalmuds nach ihrer Seitenzahl an, besonders aber jenen merkwürdigen Spruch aus dem Thalmud, Tractat Sabbath Fol. 73: „Wenn Israel nur Einen Sabbath mit allen seinen Observanzen heiligte, müßte der Messias kommen.“ Er deutete dies dahin, daß wenn die Menschen sich dazu brächten, auch nur auf einen Tag alle Lebensnoth und alle Verwirrung des Herzens von sich abzuthun, Eines Sinnes zu sein und sich rein in Gott zu fühlen, der Messias gekommen sei und auch äußerlich kommen müsse. — Es war indeß wieder unverkennbar, daß die vielgepriesene geistreiche thalmudische Auslegungskunst hier nicht verfing; er setzte nur noch hinzu, wie nach Auslegung der Weisen der Sabbath sowohl Abbild als auch Vorbereitung für die ewige Ruhe im Reiche der Seligkeit sei, und begann hierauf einige wunderbare Beispiele von der unergründlichen Zaubermacht des Sabbaths zu erzählen:

In Spanien hatten die Mönche vor Zeiten ein Gericht, das man die Inquisition nannte; alle Juden wurden entweder von demselben zur Taufe gezwungen, oder sie mußten Jahre lang in Kerkern schmachten, und wurden dann verbrannt. Einst wurde ein frommer Rabbi in ein unterirdisches Loch eingekerkert; kein Lichtstrahl drang zu ihm, er wußte nicht, wann es Tag und wann es Nacht war. Nichts betrübte ihn so sehr, als der Gedanke, daß er nun verhindert wäre, den Sabbath durch Gesang und Gebet zu feiern, wie er von Jugend auf

gewohnt war; neben diesem machte ihm die fast unbezwingbare Sehnsucht nach seinen Cigarretten gar viel Herzeleid. Rauch ein- und auszuathmen war ihm fast so nothwendig wie anderen Menschen die Luft; er quälte und schalt sich, daß er diese Lust nicht besiegen könne, da auf einmal merkte er, daß sie plötzlich verschwand; eine innere Stimme sagte ihm: jetzt ist Freitag-Abend! wie sonst immer ist mit dieser Stunde dein Verlangen nach dem jetzt Unerlaubten verschwunden. Freudig erhob er sich und mit lauter Stimme dankte er Gott und segnete den Sabbath. So kam es von Woche zu Woche, immer quälte ihn das Verlangen nach dem Tabakrauchen und mit dem Eintritt des Sabbaths verschwand es. — In unseren Tagen geschehen aber nicht minder Wunder: ich selber habe in Krakau einen Geizhals gekannt, er ist jetzt todt, die ganze Woche über hat er ein Herz gehabt wie Amalek, und am Sabbath war er die Freigebigkeit und Mildthätigkeit selber."

„Bedank' mich schön," rief hier der aufmerksam zuhörende Knabe, Ephraim genannt, „so kann Jeder sein, denn am Sabbath darf man ja Niemand etwas schenken, oder sich durch ein derartiges Versprechen binden." —

Der Vater verwies dem muthwilligen Knaben seine Vorlautigkeit, der Pole aber kniff demselben nach Art der Rabbinen wohlwollend die Wange, und fuhr nach kurzer Pause fort: „In Posen, hab' ich mir erzählen lassen, lebt noch eine alte Frau, die vom Beginne des Sabbaths an jedesmal über die geheimsten Lehren des Thalmuds und der Kabbalah mit den Rabbinern

disputiren kann, mit dem Austritte des Sabbaths aber ist sie wieder die schlichte unwissende Frau von gestern. Bekannt ist, daß der Fluß Sambatjon, der die ganze Woche feurige Steine auswirft, am Sabbath ruht. Weil ich gerade von Posen gesprochen habe, wißt ihr auch schon von der dortigen Auferstehungsgeschichte am letzten Versöhnungstag?"

„Nein, erzählt."

„Ihr wißt, daß wenn man die Todten in's Grab legt, man sie mit dem weißlinnenen Sterbetalare bekleidet und ihnen das Tallis[1] über den Kopf ausbreitet, denn so müssen sie vor dem Richterstuhl Gottes erscheinen; am Versöhnungstag betrachten wir uns alle als Gestorbene oder Sterbende und mit denselben Gewändern bekleidet wie die Todten, erscheinen wir vor dem Angesichte des Herrn in der Synagoge. So wird es in allen Landen gehalten.

Es war am Versöhnungsabend, die ganze Gemeinde von Posen stand in ihren Sterbegewändern, das Haupt mit dem Tallis verhüllt, in der Synagoge zu Gebet und Kasteiung bereit. Da empfanden Alle ein namenloses Drücken und Drängen, sie fühlten sich wie von Dämonen bedrückt; der Schweiß rann stromweise von ihnen herab, und alle Glieder waren wie gelähmt; so gedrängt dicht voll stand die ganze Synagoge, daß keine Nadel auf die Erde hätte fallen können. Mehr als die dreifache Zahl der Einwohner von Posen konnte die Synagoge fassen; dieses Gedränge war unerklärlich.

[1] Ein weißer wollener Betmantel mit blauen Endstreifen.

Viele äußerten ihre Verwunderung darüber gegen ihre Nachbarn, aber diese standen verhüllt, bewegungslos, lautlos. Der Rabbi sprach das erste Gebet, ein Amen wie von Millionen Stimmen gesprochen, erschallte durch das Gebäude, die Mauern begannen zu zittern. Drauf ward es stille, allen Anwesenden war die Kehle wie zugeschnürt. Da ertönte eine Stimme vom Himmel: die Todten sind auferstanden, sie stehen mitten unter euch, um mit euch zu beten! — Wie vom Blitz getroffen, meinte jeder, er müßte zur Erde sinken, aber es war, als ob unsichtbare Hände sie bei den Haaren emporhielten und ihnen den Angstschweiß auspreßten. Niemand wagte es, den Blick zu erheben oder den Mund zu öffnen, denn Jeder fürchtete das verhüllte Todtengerippe, das neben ihm stand. Grabesstille herrschte ringsum. Da erhob sich endlich der Rabbi, mit dem unaussprechlichen Namen des Allbarmherzigen beschwor er die Todten von dannen zu weichen; ein fernes Hallelujah ward vernommen, und die Gemeinde stand wieder ruhig und ungestört da."

„Vater, sieh', da gehen drei Lichter an der Lampe auf einmal aus," rief Ephraim. Moses Daniel schrack heftig zusammen, faßte sich aber schnell und gab dem Knaben eine Ohrfeige, weil es lebensgefährlich ist, dem Erlöschen eines Lichtes zuzusehen, denn dieses gleicht dem Verscheiden eines Menschen, und kann durch Anschauen und „Berufen" vorbedeutend werden. In der That war aber Moses Daniel, von der Erzählung des Polen ohnedies erschüttert, durch das bedeutungsvolle plötzliche Erlöschen dreier Lichter schauerlich ergriffen

worden. Er hörte die weitere Erörterung des Polen, daß man von jenem Ereignisse an in der Synagoge zu Posen keine Sterbegewänder mehr tragen dürfe, nur mit getheilter Aufmerksamkeit; solches däuchte ihm aber eine Sünde, und er besann sich noch zu rechter Zeit, daß er diese Perle von einem Gelehrten auch dem Rabbinen, der nahe bei seinem Hause wohnte, zeigen müsse.

„Wir gehen noch hinüber zum Rabbinen," sagte er, indem er den Hut aufsetzte und den Rock anzog, aber sein Blick schweifte hierbei so umher, daß es schien, als ob er noch Anderes damit andeuten wolle. Die alte Crescentia hinter dem Ofen verstand; schnell zündete sie ihr Licht an, stellte es in die Laterne und leuchtete den beiden Männern voran. Der Knabe Ephraim saß indeß still zu Hause und sann und träumte viel über die Wundermähren, die er gehört. Draußen in der weiten Welt leben noch Wunder. Wenn jetzt eines daherkäme? . . . Er schauerte. Unterdeß gingen die beiden Männer ihres Weges. Man genoß einen herrlichen Anblick, als man aus dem Hause trat: von dem untersten Stockwerke der Fechtschule bis hinauf zum Giebel blinkte Licht aus allen Fenstern, und hinter diesen Fenstern saßen vergnüglich Hunderte von Menschen, freuten sich in ihrem Gotte und sangen ihm Loblieder. Der Pole seufzte tief, lautlos ging er neben seinem Gastfreund über den sogenannten Judenplatz. Das Rufen, Schreien, Quicken und Durcheinanderrennen leichtzüngiger und allzeit rühriger Trödler, das sonst hier herrschte, war verschwunden; gleich einer Feenbraut hatte der Sabbath plötzlich all den bunten Plunder

weggezaubert, mit dem man sich die Woche über schleppte, kein Laut wurde vernommen, nur der Schnee knarrte unter den Tritten der späten Besucher, welche in die Antonien-Straße einbogen und vor dem Hause des Rabbinen still standen. Die alte Crescentia läutete an, nicht aus Vorwitz oder Zuvorkommenheit, nein, sie wußte wohl, daß Herr Moses Daniel nach der Vorschrift seiner Religion am Sabbath keinen Glockenzug berühre.

Auch für den vielgeplagten Rabbi ist der Sabbath ein Tag der Ruhe, denn das Gesetz befiehlt namentlich, daß man am Freitag Abend kein einsames Studium vornehmen dürfe, weil man in Eifer und Zerstreuung leicht die Sünde des Lichtputzens begehen könne. Der alte Rabbi, der sich so eben von seiner Frau die geheimen Angelegenheiten der Gemeinde hatte berichten lassen, empfing die beiden Ankömmlinge freundlich, jedoch mit einem gewissen stolzen Selbstgefühl. Bald nach der ersten Begrüßung entspann sich zwischen den beiden Schriftgelehrten ein Streit über eine auf den morgigen Wochenabschnitt bezügliche Thalmudstelle. Beide ereiferten sich sehr, und es schien oft, als ob ihre lebhaften Bewegungen einen thätlichen Angriff zur Folge haben müßten. Moses Daniel saß in einem großen Lehnsessel in einiger Entfernung. Mit lebhaften Mienen folgte er den gegenseitigen Einwürfen; beruhten sie auch auf Beweisen, die seine Urtheilskraft oder sein Wissen überstiegen, so erinnerte er sich wohl, daß es ein heiliges verdienstliches Werk sei, auch einer nichtbegriffenen gelehrten Besprechung anzuwohnen, wenn

man nur seinen Willen dabei heilige. Hier kam aber noch der besondere Grund hinzu, daß er sich im Stillen ergötzte, einen solchen Ausbund von Gelehrsamkeit an seinem Tische bewirthen zu dürfen. Erst spät, als ein Licht nach dem andern an der Lampe verlöschte, schied man freundschaftlich, denn der Streit beruhte nicht auf Verschiedenheit von Grundsätzen und Bestrebungen, er war nur eine gottgefällige Fechtübung; um so bereitwilliger konnte der Rabbi der Bitte des Polen entsprechen, und ihn morgen beim Frühgottesdienste eine Wanderpredigt in der Lissaer-Synagoge (es gab deren damals schon mehrere in Breslau) halten lassen.

Nur Eine Stimme herrschte des andern Morgens unter denen, die jetzt die Synagoge verließen, über die ausgezeichnete Gelehrsamkeit und den glänzenden Witz des fremden Polen. Er hatte seinen Vortrag mit allerlei Parabeln ausgeschmückt, die von der größeren Masse leicht in die Tasche gesteckt werden können. — Moses Daniel war nicht wenig stolz darauf, durch die demüthig grüßenden Gruppen den Polen mit zum Frühstück nach Hause zu nehmen (denn vor dem Frühgottesdienste durfte Niemand irgend eine Speise über seine Lippen bringen). Kaum eine Stunde darauf setzte man sich zum Mittagessen, wo sich die Gebräuche von gestern Abend mit geringen Abänderungen wiederholten. Das Auszeichnende bei diesem Mahle war indeß eine religiöse Speise besonderer Art, es war ein fetter Pudding, der, wie der polnische Rabbi erklärte, zum Andenken an das Himmelsmanna genossen wurde, mit dem Gott die Kinder Israels in der Wüste gespeist

hatte. Das schmeckte wie Koriander in Honigseim, wie geschrieben steht in der heiligen Schrift, und die rabbinischen Schriften setzen noch vieldeutig hinzu, daß das Himmelsmanna einem Jeden als diejenige Speise schmeckte, die er sich beliebig in seiner Vorstellung denken und wünschen mochte. Der Rabbi verstand indeß diese Deutung so auszumalen, daß für den aufmerksam zuhörenden Knaben ein Mährlein „Tischlein deck dich" daraus wurde.

Nach dem Mittagsmahl wurde zur besseren Verdauung des Himmelsmannas abendländisches Haderwasser getrunken. Der Pole leerte auf einen Zug den Kelch Schnaps, den man ihm vorgesetzt hatte. Moses Daniel machte dabei eine saure Miene, schenkte aber doch wieder ein und befahl hierauf seinen Söhnen, die sich vorher durch Handauflegen von dem Polen hatten segnen lassen müssen, sich nun auch von demselben „verhören" zu lassen. Mit besonderem Wohlgefallen hörte der Vater dem Vortrage seines Sohnes Ephraim zu; und als sich der Knabe entfernt hatte, sagte er zu dem Polen:

„Was durch die dürftige Lage meiner Eltern an mir versäumt wurde, das will ich, da Gott mir die Mittel dazu geschenkt hat, an meinem Sohn Ephraim einbringen; meine anderen Söhne brauche ich für das Geschäft, aber der Ephraim soll mir, will's Gott, Rabbiner werden; ich kann mit der heiligen Schrift sagen: Ephraim ist mein lieber Sohn (Jeremias 21, 9), meine Seele ist an die seine geknüpft (1 B. M. 44, 30). Ich will gern meine Augen schließen, wenn ich nur ihn

geehrt und hochgestellt unter unsern Glaubensgenossen gesehen habe. Seht, hier auf dem ersten Blatt meines Chumesch (Pentateuch) steht's, er ist jetzt gerade zwölf Jahre alt, denn er ist 5491 seit Erschaffung der Welt geboren; nicht wahr, es ist noch nichts an ihm versäumt, er kann noch ein tüchtiger Rabbi werden?" schloß der Vater, einer bejahenden Antwort verlässig.

Der Pole ergoß sich mit großem Wortreichthum über die schönen Erwartungen, zu denen die scharfsinnigen Bemerkungen, der lebhafte Geist und die staunenswerthen Kenntnisse des Knaben berechtigten.

„Alles, was er weiß," sagte Moses, „hat er von dem alten kürzlich verstorbenen Lehrer; der jetzige ist zu gemächlich und zu eingebildet. Doch — ich habe mit Euch etwas zu sprechen. Heute Abend nach Hafdalah (nach der ceremoniösen Scheidung des heiligen Sabbaths von den profanen Werktagen) wollen wir das abschließen."

Moses Daniel wußte nicht, wie die Thalmudisten ausdrücklich die Ausnahme gestatten, daß von allen Kauf- und Handelssachen einzig und allein ein Vertrag mit dem Lehrer des Sohnes am Sabbath abgeschlossen werden dürfe. Der Pole, obgleich er das Vorhaben Moses Daniels merkte, war dennoch schlau genug, ihn nicht auf seine Unwissenheit aufmerksam zu machen, vielmehr die Eröffnung eines so sehr erwünschten Antrages bis zum Abend abzuwarten; er entfernte sich daher bald, da er bemerkte, daß Moses Daniel jetzt seine Sabbaths-Siesta genießen wolle. Unter der Thüre begegnete ihm Mendel Felluhzer, der zu Moses Daniel

eintrat. Nach kurzem Vorspiel sagte Mendel, indem er sich am linken Arm kratzte: „Ich bekomme bei Euch noch einen dicken Fuß,[1] ich hab' eine prächtige Partie für Eure Tochter, das Veilchen; der Mann hat Geld und Gut und ein eingerichtetes Haus wie ein Wittwer."

„Das ist zu spät," erwiderte Moses, „meine Tochter ist Braut nach Dresden mit einem Enkel des großen Rabbi Moses Isserlein."

„Thut mir leid, gratulir' wollt' ich sagen," entgegnete Mendel Fellhuzer, „aber ich muß doch einen Kuppelpelz bei Euch verdienen, mein Sack ist noch nicht leer. Euer ältester Sohn, der Chajem ist ein braver Handelsmann, für den hätt' ich was ganz Apartes, ein Mädchen mit fünftausend Thalern und noch dreihundert Loth Silber, und einer Aussteuer, die unter Brüdern ihre tausend Thaler werth ist."

„Das läßt sich hören, woher ist sie denn?"

„Woher sie ist? von der ersten Familie landein und landaus, sie ist die Tochter von dem verstorbenen Moses Löbell aus Trier, das einzige Kind, und was ihre Mutter hat, bekommt sie auch über hundert Jahren, wie man sagt, aber es dauert keine hundert Jahre mehr; und eine Person ist es, eine Person sag' ich, wie eine Fürstin! Eure Tochter Veilchen, ihre Feinde können's nicht anders sagen, es ist ein schönes Mädchen, aber nehmt mir's nicht übel, vor dieser darf sie sich nicht sehen lassen, die hat einen Gang an sich, wie wenn sie ihr Lebtag unter lauter Fürsten und

[1] Ein bei den Juden sprüchwörtliches Uebel, das den Kupplern widerfahren soll.

Grafen gelebt hätt', sie kann lateinisch, französisch, kochen und — kurzum da fehlt gar nichts, da ist Alles beieinander, und die Hauptsach: fünftausend Thaler verzehntetes Geld! Und die Familie!! lauter Leut', immer einer reicher als der andere, nicht ein Armer auf das hundertste Glied hinaus."

Bemerkenswerth waren die Bewegungen Moses Daniels während dieser überschwänglichen Schilderung; bei jeder belobten Tugend, als da sind: Mitgift, Familie, Erbschaft, kniff er mit bejahenden und freundlich lächelnden Mienen einen Finger an der linken Hand ein; bei der Schilderung der Persönlichkeit war er lange schwankend, endlich wurde abermals ein Finger zugeklappt; bei Erwähnung der Kenntnisse verzog er die Mienen, endlich schüttelte er den Kopf verneinend; diese Zuthat war ihm entschieden gleichgültig, wenn nicht gar vom Uebel; er sprach noch lange mit Mendel, bis sich dieser entfernte und er sein Mittagschläfchen halten konnte. Es war erquickend, denn im Traume sah er seinen Sohn Ephraim, der als Rabbi predigte, als der Chajem sich mit einer Kaiserin vermählte, die aus lauter Gold war; zwar störten ihn an seiner Schwiegertochter die vielen goldenen Kreuze, die an ihr hingen, aber: kein Traum ohne Narrethei, heißt es im Thalmud, sagte er zu sich als er erwachte, und er war heiter und froh.

Während des ganzen Sabbaths mußten stets weiße Linnen auf dem Tische ausgebreitet sein. Der Familientisch war am Sabbath besonders der Altar des jüdischen Hausstandes, der allzeit geschmückt war, und

eine tempelhafte Stimmung, verbunden mit einem gesättigten Ruhegefühl, waltete beständig in dem Hause und seinen Angehörigen.

Erst als die Nacht hereingebrochen war, sprach man den Segen über Wein und Licht, verlöschte dieses im Weine, den man auf die Tischplatte ausschüttete, und roch an eigens zu diesem Zwecke bereit gehaltenen dürren Myrthen, zum Andenken an die Wohlgerüche Edens und die verlorenen Paradiesesseligkeiten, von welchen der Sabbath Nachgeschmack und Vorschmack ist.

Erst jetzt war die Werkeltag-Arbeit wiederum gestattet, aber ein frommer Brauch befiehlt und verspricht Segen allem Thun, auch jetzt noch mit einem frommen Werke zu beginnen.

Moses Daniel war mit dem Polen dahin übereingekommen, daß dieser nun bei ihm bleiben, und außer guter Kost, Kleider u. s. w. auch noch eines mäßigen Gehalts und reichlicher Geschenke gewiß sein dürfe. Dafür solle er die jungen Leute, vornehmlich aber den kleinen Ephraim, sorgfältig unterrichten, und zum Segen und Gedeihen des Hauses selbst fleißig in den heiligen Büchern studiren.

Der Staat, der sich um das bürgerliche Wohl seiner jüdischen Angehörigen nur in denjenigen Angelegenheiten bekümmerte, wo es Aufrechthaltung der Beschränkungen galt, kannte noch weit weniger irgend eine Fürsorge für den Jugendunterricht. So kam es, daß dem Vater die volle Freiheit und Selbstverantwortlichkeit anheimgegeben war. Eine Mannigfaltigkeit und Eigenthümlichkeit der Persönlichkeiten bildete sich hier-

durch aus, die in ihren Mängeln als Disciplinlosigkeit sich kundgab, in den Vorzügen der ausgeprägten Selbständigkeit und Unabhängigkeit aber jene weit überragte.

In das feste, in angesessener Ordnung sich haltende Haus hatte der Vater einen Landfahrer als Lehrer aufgenommen und bald zeigte sich, daß durch diesen etwas von der Unruhe und Unstetigkeit eines fremden und unbekannten Lebens in das Haus zu kommen schien.

3. Rabbi Chananel.

Von früh Morgens an saß Ephraim bei dem Polen, Rabbi Chananel genannt, der mit seinem Schüler einen ungewohnten Lehrgang einschlug. Wie man allgemein den natürlichen Inhalt der Bibel meist mit den wunderlichen Anlagerungen der Commentatoren zugleich, oder mit dem Thalmud beginnend, erst aus diesem heraus kennen lernte, so befolgte der Pole ebenfalls eine in jüdischen Schulen seit Jahrhunderten überkommene Methode, welche in unseren Tagen unter dem Namen der Hamilton'schen neu bekannt wurde. Dabei versäumte er aber auch nicht, nach dem Vorgange der spanischen und italienischen Juden, die Grundregeln der Grammatik hieran darzulegen. Dieses Studium war bei den polnisch-deutschen Juden fast allgemein übel berufen, denn die Wächter der Strenggläubigkeit hatte ein feiner Tact oft unbewußt das Richtige treffen lassen: sobald man die Worte und Sätze der heiligen

Schrift nach den Regeln der Grammatik zerlegen und wiederum zusammensetzen lernte, zerfloß allmälig die Himmelsglorie, die über Alles ausgebreitet war; denn jedes Wort schloß dadurch nicht mehr hundertfältige geheime Deutungen in sich, der einfach natürliche Sinn mit seinen örtlichen und zeitlichen Beziehungen sprang in die Augen.

Rabbi Chananel schrieb auch ein elegantes Ebräisch; er hatte nach der Weise der damaligen Aufgeklärten mannigfache poetische Versuche darin gewagt, und Metrum und Reim der classischen Formen der orientalischen Sprache angepaßt; auch Ephraim gelang es bald, ein ebräisches Gedichtchen zu machen: diese Kunstpoesie konnte aber, wie die gleichzeitig auf christlich-deutschem Boden entstandene, keine frischen Blüthen aus den Tiefen der Seele emporschießen lassen, man fabricirte nur Kunstblumen, auf denen kein Schmelz des bewegten Lebens ruhte. Ohne wahre Gemüths- und Geistesbewegung hatte Ephraim diese Gedichtchen gemacht. Es kam nur darauf an, wenn man so sagen kann, ein klassisches Ebräisch zusammen zu schweißen. Alles das wußte zwar Moses Daniel nicht, aber das neue Grammatikstudium, weil es ein neues war, behagte ihm nicht, und nach seiner gewohnten praktischen Weise fragte er den Polen: „Wozu nützt das?"

Rabbi Chananel, der seinen reichen Vorrath an Anekdoten und Parabeln schon oft dazu angewendet hatte, um herbe Wahrheiten auf die angenehmste und eindringlichste Weise an den Mann zu bringen, erwiderte ganz ruhig:

„Es war einmal ein Mann, der hatte eine Ziege, die er gerne mästen wollte, um sie entweder besser zu verkaufen oder für sich selber zu schlachten. Er geht nun auf den Markt und kauft sich für einige Pfennige einen großen Krautkopf, damit eilt er in den Stall und schneidet ihn der Ziege vor; mit Vergnügen sieht er zu, wie sie die fetten Blätter nach einander auffrißt. Kaum hat sie den letzten Bissen hinunter, greift er schnell nach ihr, und will sehen, ob sie jetzt auch fetter ist.“ —

Der Pole schwieg, und ließ seinen Zuhörer Schluß und Anwendung selber ergänzen; Moses Daniel verstand und ließ fortan den klugen Mann ungestört gewähren.

Rabbi Chananel war in der That ein merkwürdiger Mann. Von seinem Aufenthalt in Berlin her war er Mitglied eines geheimen Tabaksklubs; es war dies kein Ableger jenes berühmten Potsdamer Tabakscollegiums Friedrich Wilhelms I., sondern eine Innung mit selbständigen Vereinssatzungen und Zwecken. Jeden Sabbathmorgen nach dem Frühgottesdienste versammelten sich zehn bis zwölf fromme Männer in dem abgelegensten Zimmer einer von der Synagoge entfernten Straße; Gebetbücher und Gebetmäntel, die sie mit sich brachten, wurden abgelegt und ein jeder nahm eine Pfeife zur Hand, worauf die ebräischen Worte geschrieben standen: Ihr sollt kein Feuer anzünden in allen euren Wohnungen am Sabbathtage (2 B. M. 35, 3.), und dann schmauchten sie behaglich. Das geschah aus Widersetzlichkeit gegen das Verbot. Triftige Proben seines

freidenkerischen Muthes mußte man abgelegt haben, ehe man in diesen Klub aufgenommen wurde; man mußte zum mindesten am Sabbath einige Buchstaben geschrieben oder an Ostern gesäuertes Brod mit Schweinefleisch genossen haben. Frivole, witzige Auslegungen der heiligen Schrift, oder das Vorlesen der Schriften Voltaire's u. A. (wenn Einer zugegen war, der deutsch lesen, oder französisch übersetzen konnte), gehörte zur Unterhaltung bei diesen Zusammenkünften. Während die Anderen sich gegenseitig in Witzworten überboten, war Rabbi Chananel fast der einzige, der eine ernste, ja eine schmerzliche Fassung des Verhältnisses nicht los werden konnte. Mit erbittertem Eifer sprach er sich oft darüber aus, wie die Alles beengende Religionswacht die Männer wieder zu Schulknaben verwandle, die sich was darauf zu Gute thun, im Geheimen Zwang und Zucht übertreten zu können.

Einen durch spottsüchtige Fassung zum Lachen reizenden und doch wieder beklemmenden Eindruck machte es, als Rabbi Chananel einst eine im Geiste Voltaire's gehaltene satyrische Schilderung mittheilte, worin er mit wahrhaft dämonischer Ironie einen frommen Juden schilderte, der des Hungertodes stirbt, weil sich ihm Consequenzen ergeben, daß es nach thalmudischen Gesetzen verboten sei, Brod zu essen, und allerlei scharfsinnige Gründe wurden dafür aufgeboten; die Kartoffel mußte in Bann gethan und von der Erde vertilgt werden, denn die Bibel, die doch Alles wußte und bestimmte, hatte sie nicht gekannt. Mit verzehrender Kühnheit versenkte sich Rabbi Chananel in die Phantasie

von den letzten Stunden eines Mannes, der lechzend an der Tafel des Lebens verschmachtet, bis er selber zur Speise der Würmer wird.

Die Genossen hatten Rabbi Chananel ermahnt, seinen Plan auszuführen und diese Darlegung in rabbinischer Sprache unter die Glaubensgenossen zu bringen, aber Rabbi Chananel war „unstet und flüchtig" in seinen Planen und noch mehr in seinem Leben.

Jetzt hatte er wieder eine Ruhestätte gefunden und er wollte sich ihre Erquickung nicht entgehen lassen.

Auch im Hause Moses Daniels pflegte der Rabbi, nicht ohne viele Gefahr, seiner früheren Ordensregel getreu zu leben. Wenn sich Moses Daniel am Sabbath Mittag zur Siesta niederlegte, ging der Pole unter gleichem Vorwand auf sein Zimmer, verschloß sorgfältig, entkleidete sich und schmauchte sodann sein Pfeifchen. Aengstlicher pocht nicht das Herz des Liebenden, wenn er in verschwiegener Laube an den Lippen seines Mädchens hängt und verrätherische Schritte nahen hört, als Rabbi Chananel zusammenschrack, wenn er während seines sündhaften Thuns nur die leiseste Bewegung in der Nähe seines Zimmers vernahm; sorglicher, behutsamer vertilgt der Mörder nicht die Spuren seiner That um ihn und an ihm, als der Pole den infernalischen Geruch aus seinen Kleidern trieb, und nicht umsonst bot er dann jedem, der ihm auf dem Wege zur Synagoge begegnete, eine Prise an.

Eines Sabbath Nachmittags, nachdem Ephraim den Wochenabschnitt aus der Bibel sammt den Commentatoren im Beisein seines Vaters und Lehrers vorgetragen,

ward er von dem Vater auf die Gasse geschickt, um dort zu spielen.

„Ich bin sehr zufrieden mit Euch," redete dann Moses mit düstern Mienen den Rabbi Chananel an, „aber, aber, schon Viele wurden getäuscht; die festesten Stützen der Synagoge, die polnischen Rabbinen selber hat man schon wanken gesehen. Die Aufgeklärten — ihr Name werde vertilgt von der Erde — nehmen stets mehr überhand, und befördern den Untergang unserer Religion. Solche Zeiten sind noch nie gewesen, so lange die Welt steht; wenn's so fortgeht, kommt's bis in hundert Jahren so weit, daß man einen Jud im Guckkasten für einen Meerwunder sehen läßt." — Ein bitteres Lächeln zog sich um den Mund Moses, als er so sprach.

„Wenn mich nur Gott, gelobt sei sein heiliger Name," fuhr er fort, „wenn er mich nur vorher zu sich ruft, ehe ich den Abfall meiner Kinder erleben sollte."

Der Pole benützte eine Pause. „Ich sehe," sagte er, „man hat mich verleumdet, und Euch mein Lebensschicksal halb oder falsch erzählt; ich will offen und unumwunden zu Euch reden, und Ihr mögt dann urtheilen, ob Ihr meinetwegen solchen Befürchtungen Euch hingeben dürft." Er erhob seinen Blick, den er bisher demüthig auf die vor ihm liegende Bibel eingegraben hatte, stolz und frei, indem er fortfuhr: „Mein Vater war einer der vermögendsten und angesehensten Juden in Warschau. Alles wurde aufgeboten, um mich von früher Jugend an zum gelehrten Thalmudisten zu bilden; ich durfte mich nicht des geringsten Geschäftes im

Hause oder in der Familie annehmen, sondern nur wechselweise bei dem Rabbinen oder auf meinem Zimmer in den heiligen Büchern lesen. In meinem vierzehnten Jahre wurde ich zum Erstenmal verheirathet, meine Frau starb nach einer vierjährigen kinderlosen Ehe; ich heirathete zum Zweitenmale, und hatte das Glück zwei liebliche Knaben zu besitzen. Nicht lange nach der Geburt meines Hillel traf ich eines Mittags einen jungen Christen auf der Thürschwelle meines Zimmers eingeschlummert; als ich ihn weckte, warf er sich vor mir auf das Angesicht und küßte meine Füße, als die eines Engels oder eines Propheten. Es sei ihm jetzt klar, erzählte er, als ich ihn endlich zur Besinnung brachte, nun wisse er, warum er seinen Oheim so dringend gebeten habe, für ihn das Faustpfand bei meiner Frau auslösen zu dürfen; er habe aber das Geld noch bei sich, denn die wonnigtraurige Melodie meines Vortrags habe ihn gleich beim Eintritt in's Haus mit magischem Zauber ergriffen. Das sei himmlische Macht. In seinem Schlafe habe ihm geträumt, er sei Jude geworden, habe auch in den heiligen Büchern gelesen, und die Engel des Himmels seien zu ihm herabgekommen, und hätten ihm die verborgensten Geheimnisse der Welt eben offenbaren wollen, als er erweckt worden. — Ich will Euch mit all den Hin- und Widerreden nicht belästigen, es half nichts. Chulicki, so hieß der junge Anhänger der unterdrückten Dissidenten, kam von nun an täglich zu mir, setzte sich in den für meinen Vater bereit stehenden Lehnsessel, schloß die Augen, und dann mußte ich ihm ein Stück aus

dem Thalmud vorsagen; er verstand nichts davon, aber der wunderbare Klang der Worte sagte er, berühre ihn wie Himmelsmusik. Wenn ich aufhören wollte oder mußte, fuhr er oft hastig strampfend und taumelnd wie aus einem Traum auf. Dreimal täglich zur Zeit des Gebetes besuchte er die Synagoge, und setzte sich wie ein Büßender auf die Schwelle; an jedem jüdischen Fasttage streute er Asche auf sein Haupt und kasteite sich; seine sonstige Speise bestand in Pflanzen und Früchten, nichts was von einem Lebenden kam, berührte seine Zunge. An mich aber war er gefesselt wie mein eigener Schatten.

Lange war ich über dieses Ereigniß unklar, dennoch widerstand ich kräftig den Bitten Chulicki's, ihn in unsere Religion aufzunehmen, oder ihn wenigstens die heiligen Gebräuche zu lehren, damit er sie einstweilen beobachten könnte; er wollte sich allen Prüfungen unterziehen, ich aber widerstand, obgleich ich, wie ich gestehen muß, manche heimliche Freude an seinem Widerstreben gegen seine Religion hatte. Da fiel es mir eines Tages nach seinem wiederholten stürmischen Verlangen wie Schuppen von den Augen, es war mir unzweifelhaft: die Seele eines wahrhaft frommen Juden ist einer schweren Sünde halber in diesen Christenleib gefahren, und harret nun der Erlösung durch mich. Ich besprach Alles mit unserem vielerfahrenen ältesten Rabbi und dieser beschwor mich, doch ja nicht zu zögern, die schon neunzehn Jahre gequälte Seele, die vor der Rückkehr in unsere heilige Religion keine Ruhe finden könne, baldigst zu erlösen.

Ich will es kurz machen. Nach einigen Monaten wurde Chulicki von einem Rabbinensenate, worin der alte Rabbi und ich, nächtlicher Weise nach einem neunmaligen Untertauchen in frischem Quellwasser, in unsere Religion aufgenommen. Bald aber wurde durch die Fahrlässigkeit Chulicki's, der zu entfliehen zögerte, die Sache entdeckt; Chulicki wurde verhaftet, ich wurde für vogelfrei erklärt und mußte Vater und Mutter, Weib und Kind verlassen, um mein armseliges Leben zu retten. Glücklich war ich über die Grenze gekommen, dafür wurde nun mein unschuldiger Vater und der alte Rabbi in's Gefängniß geworfen; man forderte ein selbst der ganzen Gemeinde unerschwingliches Lösegeld für ihre Befreiung, aber der Herr erlöste sie; sie starben bald, und mein ganzes väterliches Vermögen wurde confiscirt. Von Chulicki hat man nie mehr etwas gehört; die Sage ging, er sei dem Kerker entkommen und nach Jerusalem gewandert. Am unglücklichsten war aber ich, der ich nun draußen stand in der Welt, wie vom Himmel gefallen. Ich hatte in meinem Leben die Judengasse nicht verlassen, ich kannte weder das Geld, noch was sonst zu dem Leben gehört; ein betrügerischer Landsmann, der sich mir anschloß, raubte mir in der Herberge meine Kutka, in welche dreihundert Dukaten genäht waren, nebst Allem was ich sonst an Geldswerth hatte. Halb nackt, von Hunger und Frost geplagt, zog ich weiter. O! man könnte ein Buch darüber schreiben, so viel hab' ich erduldet, bis ich endlich nach Berlin kam, wo mich Rabbi Alexander Sußmann in sein Haus aufnahm."

„Da erzählte man mir," fiel der bisher still aufmerksame Moses Daniel ein, „daß Ihr öffentlich leichtfertige Aeußerungen über unsere heilige Religion gethan, und daß Ihr nur durch die Entfernung von Berlin dem Cherem (Kirchenbann) entgangen seid."

Die vollen Brauen des Polen zogen sich wie finstere Wolken zusammen, unter welchen seine Augen feurige Blitze hervorschossen, doch schnell faßte er sich wieder.

„Ich gewann in Berlin allerdings andere Ansichten über unsere heilige Religion," sagte er, sich mit beiden Händen stolz den Bart zurechtlegend, „ich hätte meinen jungen Dissidenten jetzt allerdings anders bekehrt, aber meine Grundsätze sind gewiß nicht minder religiös und auf die heilige Schrift gegründet. Bei einer öffentlichen Disputation suchte ich die Unwissenheit eines herumziehenden Rabbinen, die er durch Verdammungseifer zu verdecken suchte, klar darzustellen; ich siegte, und nun war ich ein Ketzer. Es ist wahr, ich hätte mit weniger Hitze dabei zu Werke gehen sollen, aber warum sollte ich ahnen, daß man mich der Irreligiosität zeihe? Ich war fremd und verlassen, mußte den Wanderstab ergreifen, und gelangte in Euer gastliches Haus. Mein Blut ist seitdem kälter geworden, ich lasse die Mächtigen schalten; Gott der Herr, gelobt sei sein Name, wird's lenken nach seinem Wohlgefallen, ihm ist Alles anheimgestellt, ich will seinen Rathschlüssen nicht vorgreifen. Ich lebe still und ruhig, wie sich's einem Juden geziemt, und lehre nichts als den reinen Gehalt unserer heiligen Religion, wie Ihr Beweise genug haben werdet."

Ein besserer Physiognom als Moses Daniel hätte leicht bemerkt, daß diese rasch hintereinander ausgestoßenen Worte, von einem Zucken der Gesichtsmuskeln begleitet, wohl noch etwas Anderes enthüllten, als der Pole bestimmt darlegen wollte. Moses aber bat Rabbi Chananel, der, den Blick zur Erde geheftet da saß, tausendmal um Verzeihung.

„Glaubt Ihr also nicht," fragte er, „daß unsere heilige Religion von einem nahen Untergange bedroht werde?"

„Ich will Euch ein Gleichniß aus dem Midrasch erzählen," erwiderte der Pole: „Durch einen Wald führte man einst mehrere Wagen voll blank geschliffener Aexte; als die Bäume das sahen, fingen sie alle an zu heulen und zu wehklagen. Wehe! rief Alles, Wehe! unsere Sterbenszeit ist da, wir sind allesammt verloren! — Nur eine hohe Eiche auf dem Gipfel des Berges, die schon mehr denn hundertmal ihre Blätterkrone hatte fallen und wieder neu sprossen sehen, nur diese stand ruhig und schüttelte bedächtig ihr Haupt. Seid ruhig und unverzagt, rief sie mit mächtiger Stimme, und Alles unter ihr verstummte, die Aexte alle können euch nicht schaden, wenn ihr euch weigert, einen Stiel dazu herzugeben."

Das paraboliſche Uebergewicht Rabbi Chananels bewährte sich auch diesmal wieder. So unentschieden auch die Vieldeutigkeit des Gleichnisses ließ, ob mit den Aexten der Voltairianismus, mit der Eiche irgend eine positive Religion oder Anderes bezeichnet worden sei; Moses Daniel glaubte die richtige Deutung gefunden

zu haben und versicherte den Rabbi wiederholt seines vollkommenen Vertrauens. Rabbi Chananel benützte dieses indeß nicht auf die zuständigste Weise.

Ephraim hatte das vierzehnte Jahr zurückgelegt, man sprach schon davon, ob man ihn auf die große Thalmudschule nach Prag, Presburg oder Warschau schicken solle. Rabbi Chananel kannte seinen Zögling wohl, der fast willenlos lenksam, dabei aber von reizbarem Gemüth, mitunter auch vorwitzig und verhätschelt, wie ein Kind des Glückes war. Mit gesteigerter Zutraulichkeit gab er sich nun seinem Zögling hin, zuerst erlaubte er sich gegen ihn einigen leisen Spott über kleinliche Ceremonien; unmerklich goß er eine kleine Dosis bitteren Zweifels in die Schale, wenn er ihn von dem süßen Wasser der reinen Himmelsquelle trinken ließ; Schritt vor Schritt bahnte er ihm den Weg zur Freidenkerei und der Knabe stand endlich zitternd vor seinen ehemaligen Heiligthümern, die er nun mit Unlust und Grauen betrachtete; weinend enthüllte er sein ganzes Innere vor seinem Lehrer.

„Es ist entschieden," rief dieser jauchzend, indem er ihn auf die Stirne küßte, „du darfst, du kannst kein Rabbi werden. Siehe! du bist mein Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe, ich will das Vermächtniß meines traurigen Lebens dir übergeben, zu deiner Rettung. Es war in meinem achten Lebensjahre, als ich zum Erstenmal an einem Sabbath in einen Garten kam, wo die Blumen in schöngereihten Beeten mich in voller Farbenpracht anlächelten. Ich konnte gar nicht begreifen, wie mir's zu Muthe war, ich hätte gern die

Blumen alle geküßt, und doch wußte ich, daß der Thalmud verbietet, am Sabbath eine Blume zu berühren, weil man dadurch zu der Sünde verleitet werden könnte, dieselbe abzubrechen; ich konnte aber dem Drange nicht widerstehen, und da ich von meinem Vater unbemerkt war, riß ich schnell eine Blume ab und versteckte sie an meinem Busen. Meine Sehnsucht war befriedigt, aber eine peinliche Unruhe war erwacht, ich hatte die schwere Sünde einer Sabbathschändung auf mich geladen. Nach einer schlaflosen Nacht entdeckte ich des andern Morgens einem Kameraden meine Schuld; dieser wußte in kindischem Eifer eine Sühne. Die Hand, die das Böse gethan, muß abgehackt werden, sagte er mit dem Worte der Schrift. Ich war entschlossen, diese Sühne über mich ergehen zu lassen. Mein Mitschüler sprang nach Hause, holte das Messerchen, das ihm sein Vater von der Messe zu Frankfurt mitgebracht hatte, wir schlichen auf die Hausflur, ich legte die Hand auf das Treppengeländer, und mit den beim Schlachten eines Thieres gebräuchlichen Worten: Gelobt seist du, Herr unser Gott, der uns mit seinen Befehlen geheiligt, und uns das Schlachten geboten — schnitt er mir wacker in die Handwurzel; vor Schmerz fing ich an zu schreien, er hielt inne, man eilte herbei und meine Hand wurde gerettet. Siehst du?" fuhr der Pole mit bitterm Lächeln fort, während er den Rockärmel aufstülpte, und eine Narbe über die ganze Fläche der obern Handwurzel sehen ließ, „siehst du? das ist das Denkmal meines jugendlichen Religionseifers. Ich hatte nicht den Muth Alles zu

ertragen, jetzt bin ich feig und abgelebt, wer weiß, was aus mir geworden wäre, wenn ich unter andern Verhältnissen geboren, eine große Laufbahn vor mir eröffnet, ein ewig glänzendes Ziel mir hätte winken sehen, wer weiß, wo ich stünde und wo man meinen Namen nennte! Doch, das ist vorbei — ich mußte Rabbi werden, aber du, du sollst, du darfst es nicht. Siehe, ein Rabbi sein, heißt die Seele im Starrkrampf gefesselt halten; da sitzt er, der fromme Mann, und vor ihm liegen die Folianten mit ihrem babylonischen Aberwitz, und um ihn her vom Boden bis zur Decke nichts als schwarze räucherige Bücherdecken, in denen das frische Leben des Judenthums vertrocknet liegt, wie die von der Wurzel gerissene verdorrte Pflanze. Sommer, Winter und Frühling, Krieg und Frieden, Alles mag vorüberziehen, der Rabbi kennt sie nicht; in seiner Zelle sitzt er, und die Gemeinde sammelt sich um ihn, mit ihm zu beten, nie darf er allein aus dem Hause gehen, und nur wenn er eine Leiche geleitet, kommt er vor das Thor. Ich kannte einen Rabbi, der sein Leben lang fast Nichts als weißen Zucker genoß, und als man ihn einst fragte, woher denn diese Süßigkeit käme, antwortete er ruhig: woher wird sie kommen? die Zuckerhüte wachsen auf den Bäumen wie die Zwiebel auch. Ich kannte einen andern, der als man ihm voll Furcht sagte: der Türk sei vor den Thoren und wolle herein, ruhig erwiderte: nun, was ist? Lasset den Türk auch hier wohnen. Als man ihm sagte, es seien Viele und sie wollten die Einwohner umbringen, sagte er: da ist leicht geholfen, man schließt das große

Thor zu und das kleine auf, und läßt einen nach dem andern herein und schächtet (tödtet) ihn. —

Siehe! das ist ein Leben, dem Tode ähnlicher. Wohl denen, die, in zufriedener Eintracht mit sich selber und ihrer Umgebung nicht wissen, wie sich draußen die Welt täglich neu verjüngt. Wohl ihnen, sie leben in Frieden, studiren und beten, bis der Tod ihnen Mund und Augen schließt, und sie ihre Zelle mit einer kleineren vertauschen; aber wehe denen, die, wie ich, den Zwiespalt im Herzen, von freierem Drange bewegt, zu solchem Leben, zu solchem Tode verdammt sind. Siehe! ich hasse und verachte all den Quark einer solchen Werkheiligkeit, und doch muß ich ihn vor der Welt schützen und pflegen, weil ich durch ihn allein unserm Tyrannen, dem Magen, seinen Tribut geben kann. — Woher aber alles dieses? Weil ich nicht gelernt habe, mir selber mein Brod zu erwerben, und nun mit leeren Händen dastehe. Ich arbeitete auf meinen Wanderungen hierher zwei Tage in einem Bergwerke, aber ich war ungeschickter und schwächer als ein Knabe von sechs Jahren, ich brach ein Bein und dennoch stießen sie mich fort, da sie mich als Juden erkannten. O Gott! wie gern wollte ich arbeiten, daß mir das Blut unter den Nägeln hervorschösse, aber ich bin dazu verdammt, vom geistlichen Betruge zu leben. — Zwar, ist es nicht so durchaus," fuhr er nach einer Pause mit sich selbst sophistisirend fort, „ich habe ein Recht dazu, den Leuten ist es ja nicht um meine Gesinnungen, sondern um mein Wissen und um mein äußeres Benehmen zu thun; die Leute fragen nicht

mich, sondern die Bücher in mir, die ich studirt habe; ich kann ihnen auf diese Weise mindestens Zeit ersparen und vielleicht auch manches Gute wirken, ja gewiß, gewiß! das kann ich." — Er versank in stilles Nachdenken.

„Also, mein lieber Sohn," fuhr er wie erwachend auf, „muthig! dir kann noch geholfen werden. O Gott! hätte in deinem Alter Jemand so zu mir gesprochen; aber wenn nur du gerettet wirst, dann sterbe ich gern, mein Leben war nicht unnütz, denn ich habe eine junge und frische Seele aus den Banden der Geistesverrücktheit erlöst. Erlerne ein Gewerbe, laß dich von Niemand davon abbringen, und wenn du Lust und Beruf dazu fühlst, suche Wahrheit und Licht bei den Weisen der Vorzeit, dann lebst du selig und brauchst nicht erst zu sterben, um selig zu werden. Aber gieb mir die Hand, daß du mich nie verrathen wirst, nie, hörst du?"

Ephraim erfaßte weinend die Hand seines Lehrers und legte seine brennende Wange darauf. Der Rabbi zog ihn fest an sein Herz und er entschlummerte in seinem Schooße.

Als er wenige Tage darauf seinem Vater den gefaßten Entschluß eröffnete, war dieser tief betrübt. Er sah das Opfer verschmäht, das er Gott darbringen wollte; aber bald richtete er sich wieder in seinem starken Glauben auf. „Mit Gott," sagte er, „es ist auch gut, gewiß wollte mir der Herr diese himmlische Freude versagen, weil ich oft zu lässig war in der Erfüllung seiner Gebote."

Mag man nun Heuchelei oder Pastoralklugheit als die Grundlage von Rabbi Chananels Charakter erkennen,

gewiß ist, daß er der Aufrichtigkeit und Geradheit ermangelte; der tiefwühlende Zweifel hatte seinen Glauben nicht minder wie seinen Muth untergraben; ohne Glauben und Muth, wie soll man da ein Märtyrer, muß man nicht ein Heuchler werden?

Bei alledem überwog die Last seines Schicksals dennoch die seines Vergehens . . . .

Lust und Freude herrschten im Hause Moses Daniels, denn sein ältester Sohn Chajem war durch Vermittlung Mendel Felluhzers mit Täubchen Löbell aus Trier verlobt worden und man feierte die Hochzeit. Trotzdem nach jüdischem Gesetz die Mitgift Täubchens, da sie eine vaterlose Waise war, als bereits verzehntet galt, that Moses Daniel ein Uebriges, und nach dem Herkommen, das da befiehlt, von aller Errungenschaft den zehnten Theil an Arme zu verschenken, ließ er die betreffende Summe am Hochzeitstage vor der Synagoge austheilen, und sein ohnehin ruhmvoller Name erhob sich noch mehr.

Beim Hochzeitsmahl saß Rabbi Chananel an einer Ecke des Tisches zur Linken der Braut, zu deren Rechten ihr Bräutigam. Die Braut war reich und seltsam geschmückt. Ein morgenländischer Turban, aus einem bunten Tuche gewunden, und vorn mit einer großen diamantenbesetzten Agraffe zusammengehalten, bedeckte ihr Haar und begrenzte die schöne Stirne, an deren Schläfe blaue Adern durchschimmerten, welche stark pulsirten. Ein weißer feingestickter Schleier hing zu beiden Seiten des Turbans über den ganzen Körper herunter. Unter den langen schwarzen Wimpern strahlte

der Glanz ihres dunkeln Auges hell hervor; die dunkle Gesichtsfarbe, die etwas gebogene Nase, das runde Kinn, Alles vereinigte sich, um das Bild einer vollkommenen orientalischen Schönheit in ihr erkennen zu lassen. Unangenehm auffallend war, daß sie ihre schöngeschweiften, aber etwas blassen und vertrockneten Lippen stets durch Einkneifen mit den Zähnen aufzufrischen bemüht war. In ihren Mienen und in ihrem ganzen Benehmen ließ sich ein selbstherrisches Bewußtsein deutlich erkennen. Die Perlschnur um den Hals, an welcher noch mehrere Gemmen hingen, der bauschige großgeblümte Reifrock, der weiße jüdische Brautgürtel, mit vielen silbernen Münzen behangen, Alles das bildete ein sonderbares Gemisch orientalischer und europäisch-französischer Toilette.

Die Braut, die hin und wieder zu diesem und zu jenem Gast gehen und für die reichen Hochzeitsgeschenke danken mußte, verstand es, im Gehen ihren Schleier so zu legen, daß sie wie in einer Wolke erschien und der bewundernden Blicke gewiß war.

Saß sie dann wieder bei dem Bräutigam, so überbot sie sich in Neckereien, und mit übermüthiger Keckheit wußte sie ihm oft mit ihrem fein gebundenen Blumenstrauß zierliche Schläge auf den Mund zu geben.

Anfangs schien der Pole diesen Mangel an Verschämtheit mit Mißmuth zu bemerken, bald aber wußte die Braut durch Neckereien auch ihn zu gewinnen. Sie rief ihn zu Hülfe, daß ihr Bräutigam den abgeschmackten Namen Kuh in Huk umwandeln solle, und

kaum hatte sie erwähnt, daß auch Arouet in Voltaire umgesetzt worden sei, als der Pole seine Begeisterung für den französischen Dichter und Philosophen ausdrückte. Sie verstand es durch beifälliges Nicken den seltsamen Polen immer mittheilsamer zu machen. Ihre ganze Gegenrede glich nur dem Berühren der vor ihr stehenden Flasche, aus der sich dann der Pole bei diesem Zeichen immer selbst einschenkte und immer sorgloser trank.

Während dessen sang der bei Tische sitzende Synagogen-Vorsänger im Namen eines jeden Anwesenden immer auf's Neue und in verschiedenen Weisen einen ebräischen Segensspruch für das junge Paar, und jedesmal erschallte am Schlusse ein Hoch und man trank einander zu.

Der Pole mußte sodann das lange ebräische Tischgebet sprechen, aber kaum war er damit zu Ende, als er wieder gegen die junge Braut sich in Voltaire'schen Witzspielen erging. Da fühlte er, daß Jemand seinen Rücken berührt hatte, er kehrte sich erschreckt um, der kleine Ephraim stand hinter ihm.

„Unten," sagte er, „wartet Jemand auf Euch, Rabbi, Ihr sollt sogleich hinabkommen." Der Pole ging hinab; vor dem Hause stand ein mit der sogenannten Blahe überzogener zweirädriger polnischer Karren, an welchen ein kleines Pferd angespannt war. Eine runde kleine Frau, mit der Peitsche in der Hand, sprang mit einem Satze von dem Karren herunter und reichte dem Polen die linke Hand, in der Rechten hielt sie die Peitsche.

„Schalom Alechem (Friede mit Euch!), Rabbi Chananel," rief sie, „kennst du deine Frau nicht mehr? Siehst du, ich bin allein hiehergefahren, morgen fahren wir mit einander zurück. Dein früheres Vergehen hat der König vergeben, du bist als Rabbiner von der Gemeinde zu Schluzke berufen."

Der Pole stand leichenblaß da. Ohne eine Antwort abzuwarten schirrte seine Frau das Pferd aus, führte es in den Stall und ging dann mit ihrem Manne zu den Hochzeitsgästen.

Des andern Tages saß Rabbi Chananel neben seiner Frau in dem kleinen Karren, ohne Klage, ohne Willen. So viel Kummer und Schmerz auch in seiner Seele waltete, er konnte ihnen nicht Luft machen, selbst da nicht, als er von seinem theuern Zögling Ephraim Abschied nahm; die Thränen brannten ihm in den Augen, aber weinen konnte er nicht.

4. Auch gut.

Es war im Herbste des Jahres 1745, der Krieg war seit einem Jahr abermals in's Land gezogen. Unter dem Vorwande, Carl VII. die Kaiserkrone zu sichern, stritt Friedrich II. zum Zweitenmal mit Maria Theresia um den Besitz Schlesiens; die protestantischen Bewohner dieses Landes sahen meist mit freudiger Erwartung, die Katholiken großentheils noch immer mit bangem Mißtrauen dem für Friedrich glücklichen Ausgange entgegen. Und die Juden? Niemand gedachte ihrer, und

sie selber sahen gleichgiltig dem Kampfe zu, ja Viele freuten sich dessen, denn im Kriege wechselt der Besitz und geht leicht in andere Hände über; ob die Garnisonen österreichische Bärenmützen oder preußische Blechmützen trugen, das konnte für sie höchstens auf den Marktpreis der Pelz- oder Blechwaaren einen Einfluß üben. Selbst die wenigen Einsichtigen und nach Erlösung Strebenden sahen dem Regierungswechsel mit jener Gleichgiltigkeit zu, mit welcher der bleiche Eingekerkerte, an die Stäbe seines Eisengitters gelehnt, hinausstarrt auf die Straße, wo zur festgesetzten Stunde die Wache abgelöst wird.

Im Hause Moses Daniels erregte indeß die neue Wendung der Dinge große Betrübniß. Schon seit mehreren Tagen harrte man vergebens auf die Ankunft von dem Bräutigam Veilchens aus Dresden. Heute Abend, als am heiligen Laubhüttenfest, hatte man seine Ankunft auf's Bestimmteste erwartet. Ungeachtet es draußen schon fröstelte, hatte Moses Daniel dennoch die Behaglichkeit seines Wohnzimmers verlassen, und saß mit der ganzen Familie in einer aus Brettern leicht gezimmerten Hütte im offnen Raume des Hofes; denn also befiehlt die heilige Schrift: „Sieben Tage sollst du in Hütten wohnen." (2 B. M. 3, 17.) Die innern Wände der Hütte waren von oben bis unten mit weißen Linnen behangen; das Dach aus Baumzweigen war so durchsichtig, daß man die Sterne am Himmel hindurchglitzern sehen konnte; vergoldete Früchte und ausgeschnitzelte bunte Papiere, die mit Fäden an die Baumzweige befestigt waren, hingen als Zierathen

von der Decke herab. Besonders zeichneten sich hiebei zwei Zwiebel aus, die eine war mit Gerstenkörnern, die andere mit einer Hahnenfeder besteckt; es mochten dies mystische Zeichen sein, gleich dem aus vergoldeten Stäben zusammengesetzten Drudenfuß, Davids-Schild genannt, in welchem die messingne Lampe mit den sieben Lichtern hing. Das Abendessen war beendigt, Chajem war mit seiner Gattin, die über diese arcadische Schäferhütte gespöttelt hatte, heimgegangen; der festliche Ton der Heiterkeit konnte nicht gefunden werden. Moses Daniel saß in dem großen Lehnsessel mit den breiten Backenkissen; tief Athem holend suchte er seine Seufzer zu unterdrücken, denn in seinem Schooße stand sein kleiner Sohn Ephraim und neben ihm saß seine fünfzehnjährige Tochter Veilchen, die seine Hand erfaßt und ihre Stirn auf die Armlehne des Stuhles gedrückt hatte.

„Sei ruhig, Kind," beschwichtigte Moses, „Ephraim, hole das Buch „Seelenfreude" und lies uns daraus vor."

Ephraim that wie ihm befohlen, er las halb singend die Uebersetzung einer thalmudischen Legende:

War einst ein gottesfürchtig Mann,
Von dem will ich euch sagen,
Dem that der Herr viel Plagen an,
Thät doch kein Wörtlein klagen.

Er hatte keine Füße nicht,
Sein Leib war voller Schrunden;
Ihm fehlte schier das Augenlicht,
Nicht Speis' nicht Trank ihm munden.

Er sprach: „Auch gut mein Herre Gott,
Dein Thun ist eitel Güte,
Du rettest mich aus jeder Noth,
Daß ich vor Sünd' mich hüte.

Die Füße, die zum Laster gehn,
Den Leib, den stets gelüstet,
Die Augen, die nach Bösem sehn,
Du hast sie all' verwüstet;

Mitsammt dem allzeit offnen Schlund,
Der Alles für den Bauch thut."
So sprach der Mann zu jeder Stund,
Drum hieß er: Nachum Auchgut.

Einst mußt' er über Lande ziehn
Zum Trost für einen Kranken,
Er satzt sich auf die Eselin,
Daran die Krücken schwanken.

Auch einen Hahn hat er bei sich,
Der ihn des Morgens weckte,
Daß er beim ersten Sonnenlicht
Die Händ' zu Gott ausstreckte.

Nachts kam er vor der Herberg an,
Da thät man ihn fortjagen;
Er zünd't sich eine Fackel an,
Thät nach dem Walde traben.

Ein Wind die Fackel löschen thut
Mit seinem starken Odem,
Rab' Nachum spricht: „Auch gut, auch gut,"
Und legt sich auf den Boden.

Ein Fuchse schlich sich leis' heran,
Und nahm den Hahn beim Kragen,
Da sprach der gottesfürchtig Mann:
„Ich kann auch gut nur sagen."

Ein Löwe mächtig brüllend kam
Und fraß die Eseline,
Fromm Nachum spricht: „In Gottes Nam'
Auch gut" mit heitrer Miene.

Des Morgens hörte er die Mähr'
Von einer Feindesbande,
Die in die Herberg' kommen wär'
Und Mensch und Thier verbrannte.

Er sprach: „Nun seht, wie alles gut
Der Herr für mich gesorget:
Daß er verlöscht der Fackel Glut,
Daß er den Hahn erworget;

Daß er die Eselin mir nahm,
Und Wind und Fuchs und Leue
Als Gottes Bote zu mir kam,
Weil sonst Gefahr mir dräue.

Wär' in der Herberg blieben ich,
Mein Blut wär' längst gestocket,
Und in den Wald das Fackellicht
Die Räuber hätt' gelocket.

Des Hahnes Ruf, des Esels Schrei,
Sie hätten mich verrathen;
Drum Preis und Dank mein Gott dir sei,
Du hast mich wohl berathen." —

Nun, liebes Judenkind, nimm dir
Fromm Nachum zum Exempel,
Dann wirst du selig für und für,
Und baust an Zions Tempel.

„Liebe Kinder, laßt uns das zur Lehre sein," sagte Moses und legte die Hand auf das Haupt seiner Tochter.

„Hier wohnt Herr Moses Kuh," hörte man draußen sagen, die Thüre der Hütte öffnete sich, ein Fremder stand verwundert und wie festgebannt am Eingange. Es war eine kleine untersetzte Gestalt, die preußische Soldatenmütze auf dem Kopfe harmonirte nicht mit der sonstigen Civilkleidung; ein heiteres Wohlwollen blickte aus den jugendlich schönen Zügen seines Gesichtes und besonders aus dem hellen blauen Auge; er schaute wie verwundert in eine Traumwelt, so fremd und abenteuerlich mochte ihm dieser ganze Anblick sein.

„Was ist Euer Verlangen? tretet ein," sagte Moses aufstehend. Der Fremde trat zaudernd ein. Ein nebenbei auch mit alten Büchern handelnder und als Witzbold bekannter Makler, Heymann Lisse, der dem Fremden das Haus Moses Daniels gezeigt hatte, kam mit ihm. „Dieser fremde Herr hier," sagte Heymann, „bringt Nachrichten von dem Bräutigam aus Dresden."

„Habt Ihr Brief?" fragten Moses Daniel und seine Tochter einstimmig.

„Närrische Forderung," antwortete Heymann, „mein Vater ist schon zehn Jahre todt, und ich habe noch keinen Brief von ihm bekommen, der Bräutigam ist erst ein paar Tage todt, und sie wollen schon Brief von ihm bekommen."

Ein Widerstreit der Gefühle durchzuckte die Herzen der Zuhörer, und gab sich in ihren Mienen kund; Lachen und Weinen, das Eine stand fast so nahe wie das Andere, und wer möchte bestimmen, ob er bei so burlesker Einkleidung einer Hiobsbotschaft zuerst geweint oder gelächelt hätte? Der Witz hat nicht nur eigene Schärfe als Angriffswaffe, sondern er vermag auch die Spitzen verwundender Thatsachen abzubrechen oder umzubiegen. — Der Fremde schien indeß kein Freund dieser Waffengattung zu sein, und die peinliche Stille unterbrechend, sagte er mit sachtem, fast zitterndem Ton: „Der Krieg durchschneidet so manches traute Band mit seinem unbarmherzigen Schwerte, man muß es gefaßt und gottergeben geschehen lassen."

„Wehe! Wehe! mein Traum! mein Traum!" schrie Veilchen schluchzend, ihr weit aufgerissenes Auge blickte starr darein, keine Thräne entfiel ihm. Eine stumme Pause trat wieder ein, nur das Schluchzen der Braut wurde vernommen; der Fremde konnte nur mit allgemeinen Worten beschwichtigen: „Ihr Liebestraum war kurz," sagte er, „aber" —

„Was träumtest du denn?" fragte Moses.

„Am Versöhnungstage legte ich mich, vom Fasten ermüdet, und um die noch übrige Zeit zu verschlafen, auf das Bett. Da träumte mir, ich befände mich schöngeschmückt mit Daniel auf einer großen Wiese, mehr als tausend Geigen spielten auf, wir fingen an zu tanzen, ganz allein, immer lustiger. Da ließ mich Daniel plötzlich los, ich stand wie angenagelt, konnte kein Glied rühren, er aber tanzte immer fort, hüpfte

hoch in die Luft, und schwebte endlich ganz frei über dem Boden, bis ich ihn auf einem hohen Berge hinter einem Baume verschwinden sah. Ich wollte schreien, konnte aber nicht, da erwachte ich voller Angst. Es war Nacht, man ging zu Tische. Das ist nun der Grund, warum ich nach einem langen Fasttag nichts als eine Tasse Kaffee genießen konnte."

„Setzt Euch und erzählt mir genau," sprach Moses zu dem Fremden, „wann und wie starb Daniel?"

„Es sind jetzt vier Tage, am 6. dieses, Nachmittags ward ihm sein junges Leben entrissen."

„O wunderbare Fügung! das war zur Stunde deines Traumes, mein Kind," rief Moses, „doch sagt, wer seid Ihr, und welche Zeichen seines Todes bringt Ihr uns?"

„Mein Schicksal hat sich durch das seinige gewendet; hier dieses Gebetbüchlein und diese goldene Kette, die für seine Braut bestimmt war, gab er mir; ich versprach ihm, sie treulich zu überliefern."

„Dank, Ihr seid ein braver Mann, doch erzählt."

Der junge Mann schien nach einer Fassung zu suchen, in der er das Schreckliche vorbringen sollte, dann begann er, zuerst mit leiser Stimme:

„Ich war als Stabssekretär des Fürsten Leopold von Dessau freudig mit in den Krieg gezogen. Wir standen im Lager bei Dieskau, da brachte man eines Morgens einen Juden, der sich Tags vorher auf verdächtige Weise um die Vorposten herumgeschlichen und die aufgefahrenen Kanonen gezählt haben sollte.

Du bist ein Spion, verdammte Judenseele, redete

ihn der Feldmarschall an, gesteh' es nur, Schwerenöther! dann will ich schon sehen, was ich mit dir anfang', also frei heraus! Der Angeschuldigte antwortete nichts, er weinte wie ein Kind, bat und flehte. Tausend Element Schwerenöther! rief der General, du gestehst nicht? Dann macht man kurzen Prozeß mit dir. Schnürt ihm seine stumme Kehle noch besser zusammen, und laßt ihn am nächsten besten Baum eine bessere Aussicht für seine Spionage genießen. Jetzt gewann der junge Mann plötzlich eine stolze Haltung, er erhob sich aus seiner demüthigen Stellung und wendete sich an mich mit den Worten: Lieber Herr, hier ist mein Paß, kann man mich zum Tod verurtheilen? Ich stellte dem General vor, wie dieser junge Mann nichts gethan habe, als was hundert andere Neugierige gethan hätten, wie sein Paß durchaus keinen Verdacht zulasse. —

Ist das Subordination? entgegnete mir barsch der General, Schwerenoth! das junge Kriegsvolk wird zuletzt noch räsonniren, wenn man rechtsum kommandirt, und wird fragen, warum nicht linksum? Das macht Brüderschaft mit Jud und Türk; heißt es nicht mehr: gebt dem Kaiser was des Kaisers, so denkt man an das: gebt Gott was Gottes, schon längst nicht mehr. Er riß mir den Paß aus den Händen: was sind das für Hexenzeichen hier? fragte er den Angeklagten.

Es ist mein Name, ich kann nicht deutsch schreiben und schrieb ihn ebräisch, antwortete dieser.

Es ist Alles Lug und Trug, rief der General, den Paß in Stücke zerreißend, du bist ein Spion, wart,

ich will dir von zwölf Flintenläufen eine geheime Botschaft um's Ohr sausen lassen! Doch nein, das gebührt nur einem Soldaten, nehmt das Halfter von einem crepirten Gaul und hängt ihn zwischen zwei Hunden am nächsten besten Baum auf!

Ich beschwor den General, keinen Unschuldigen zu verurtheilen.

Soll hängen! schrie der General, rechtsum kehrt! marsch! — Unter den Soldaten herrscht der Aberglaube, der alte Dessauer sei kugelfest; ich habe in anderer Weise erfahren, wie wahr das ist.

Ich stand wie vom Schlage gerührt, fast bewußtlos da, bis endlich der General mir in harten Worten meine Einrede vorwarf. Ohne zu erwidern eilte ich hinaus und traf die Henker, die, unter einem Baum gelagert, ihr Opfer verhöhnten. Der junge Mann lag auf den Knieen und sprach leise ein Gebet, sich bei jedem Wort auf die Brust schlagend; als er geendet hatte, trat ich zu ihm und bat ihn, mir seine letzten Aufträge mitzutheilen. Unter Betheurungen seiner Unschuld und seines innigsten Dankes gab er mir jene Liebeszeichen, die ich Euch überbrachte; wenige Minuten darauf war er entseelt."

Der Fremde hatte mit sichtbarer Rührung seine Erzählung geendet, obgleich er, um den gräßlichen Schmerz der Betroffenen zu lindern, im Verlauf seines Berichtes den alten Dessauer in den Vordergrund zu stellen versucht hatte.

Nun war Alles still.

Die Braut hielt sich mit der Hand die Augen zu,

ihre Lippen bebten, aber kein Ton des Jammers wurde vernommen. Der Fremde schaute fragend nach ihr. Er konnte nicht ahnen, wie verwirrt der Schmerz Veilchens war: sie hatte einen Bräutigam verloren, den sie kaum gekannt, sie war durch Verabredung der beiderseitigen Väter Braut geworden und jetzt war alles das so gräßlich gelöst.

„Auch gut, es ist doch schwer „auch gut" zu sagen," begann Moses Daniel endlich, sich die Stirn reibend, und fuhr dann fort: „Wenn man nur Etwas davon geahnt hätte, und die Sache nicht so rasch gegangen wäre; mein Schwager in Berlin ist bei dem alten Dessauer bekannt, wie das Kind im Haus; ich habe auch einmal ein Geschäft mit ihm gehabt — die Sache wäre zu verhindern gewesen. Ich seh' ihn vor mir, wie er mit beiden Händen die Windmühlenflügel seines ungeheuern Schnurrbarts faßt und donnert und schreit, als ob er die Welt umkehren wollte; er ist aber bei alldem kein so böser Mann, nur etwas jach und eigenwillig. Sagt mir aber doch, wie seid Ihr von ihm gekommen?"

„Als ich den Armen unschuldig gemordet sah, stürmte ich voll Wuth zurück zu dem General und warf ihm meinen Degen zerbrochen vor die Füße. Tags darauf erhielt ich meinen Abschied, und nachdem ich den Todten begraben hatte, reiste ich ab."

„Das hätte ich anders gemacht," bemerkte hier der kleine Ephraim, „ich hätte meinen Degen nicht zerbrochen, ich hätte den General damit erstochen, und wenn ich groß bin, bring' ich ihn um."

„Ihr müßt nicht glauben," fuhr der Fremde fort, „daß der General das Standrecht an dem Armen übte, weil er ein Jude war. Man könnte vielleicht sagen, er hält's mit seinem Christenthum wie mit dem Tabakrauchen. In dem berühmten Potsdamer Tabakskollegium des verstorbenen Königs war er es allein, der nicht rauchte, aber dabei immer eine kalte Pfeife im Mund hatte. Es ist ein sonderbares Gemisch von Glauben und Aberglauben in ihm. So betete er einmal vor der Schlacht: Lieber Gott, stehe mir heute gnädig bei, oder willst du nicht, so hilf wenigstens den Schurken, den Feinden, nicht, sondern sieh zu, wie es kommt."

„Verzeiht mir, lieber Herr," begann Moses Daniel, „Ihr seid jetzt ohne Amt, ich weiß nicht wie Eure Verhältnisse sind, wenn ich Euch aber mit irgend was in meiner Macht ist, dienen kann, ich borg' Euch auf Euer ehrlich Gesicht hin, bis Ihr mir's wieder zurückbezahlen könnt. Also sagt es nur frei und offen."

„Ich werde mich wohl schon allein durchschlagen und danke für Euer Vertrauen," erwiderte der Fremde erröthend, indem er aus Furcht vor Zudringlichkeit aufstand.

„Ihr habt Euch gar nicht zu bedanken. Ein Anderer als Ihr hätte die Kette behalten, kein Hahn hätte darnach gekräht. Bleibt nur noch ein wenig, sagt mir doch mindestens Euern Namen, vielleicht kann ich Euch doch einmal dienen."

„Ich heiße Wilhelm Gleim," erwiderte dieser, reichte Moses Daniel die Hand zum Abschied und küßte

den scheuen Ephraim auf die Stirn. „Gott gebe dir eine heitere Zukunft," sagte er, wie zum Segen die Hand auf des Knaben Haupt legend, „mögest du nie Unrecht und Gewaltthat ertragen lernen, und mußt du es doch, sei edel und stark, dann bist du gewaffnet zu Schutz und Trutz."

Mit sichtbarer Rührung schaute Gleim in das dunkle Auge des Knaben, dessen Blicke noch treuherzig und arglos auf der Welt um ihn her ruhten; er mochte das wechselvolle Leben und Leiden dieser jungen Seele mit prophetischem Auge vor sich aufbauen. Er küßte Ephraim abermals und verließ dann die Hütte.

„Auch gut," sagte Moses Daniel mit einem schweren Seufzer, als der Fremde fort war, „liebe Kinder, laßt uns „auch gut" sagen; wer weiß, liebe Tochter, welch ein Unglück dir bevorstand, wenn du den Daniel Isserlein geheirathet hättest. Alles, was Gott schickt, ist gut. Laßt uns das Fest in Ruhe und Freude feiern." —

Die von der Religion gebotene Festesweihe übt eine eigenthümlich bewältigende Macht. Das Gesetz befiehlt nicht nur, den Schmerz zu besiegen, sondern auch, was noch weit schwieriger ist, Freude zu erwecken.

Moses Daniel vermochte es, die Festesstimmung zu bewahren, und am Morgen in der Synagoge schwenkte er den südländischen Palmzweig, an dessen unteres Ende Myrthen und Weiden geflochten waren, mit dem daran gehaltenen Paradiesapfel nur um so inbrünstiger unter Gebeten nach allen vier Himmelsgegenden auf und nieder. Er selbst erschien wie ein abgerissener

Zweig in der Hand Gottes, schwankend aber doch in sich fest, hin und her und auf und nieder gewendet. Und in der Laubhütte saß Moses Daniel und nicht mit Trauer, sondern mit frommer Hingebung gedachte er, daß die Kinder Israels als Verbannte und Flüchtige in Hütten wohnen, bis der Herr einst wiederum den festen Wohnsitz gründet im Lande Kanaan.

Für den kleinen Ephraim war die viertägige Halbfeier, die inmitten des achttägigen Festes lag, sonst zur besonderen Freude gewesen, da durfte man alle Hantierungen des täglichen Lebens ausführen und doch war ein Fest, der jugendliche Sinn war nicht beengt von tausend kleinen Verboten; diesmal aber konnte er den Schmerz um den Todten nicht aus dem Sinn bringen und er war böse auf Alle, die seiner vergaßen.

Es giebt Gemüther, die durch einen Schmerz plötzlich aus ihrem selbstvergessenen Dahinleben herausgerissen werden und Alles wird ihnen zum peinlichen Räthsel. Als erführe er sie zum Erstenmal, vollführte Ephraim die seltsamen Bräuche, welche die letzten Tage des Festes mit sich brachten. Das Judenthum hat seine bis in die kleinsten Züge ausgeführten sinnbildlichen Handlungen: man schnitt sich Weiden am Wasser, band sie in Büschel und schlug in der Synagoge unter Gebeten die Blätter ab. Man wartete nicht, bis der Herbst die gelben Blätter abpflückte, man trennte die noch grünenden gewaltsam ab. Und am Neujahrstage war man hinausgegangen an das fließende Wasser, schüttelte die Kleider aus und sprach dabei ein Gebet

daß Gott die von Jeglichem begangenen Sünden in Meeresgrund versenken möge. Am letzten Tage des Hüttenfestes „Gesetzesfreude" genannt, tanzte man in der Synagoge unter Freudengesängen mit den pergamentenen Gesetzesrollen im Arme ringsumher; man wechselte dabei oft ab und Ephraim durfte die von seiner Familie gestiftete mit Goldkrone und goldenem Schilde und Zeiger geschmückte Gesetzesrolle dreimal rings in der Synagoge umhertragen.

Die Last war schwer, aber noch schwerer war es Ephraim im Herzen.

Eine tiefe Wehmuth, ein Zittern und Bangen, gepaart mit stillem Groll der Außenwelt gegenüber, setzte sich im Herzen des zum Jüngling erwachenden Knaben fest. Nachts drängte sich das Schreckbild seines gemordeten Schwagers in seine Träume, und wenn er am Tage über die Straße ging, sah er sich von seinen christlichen Altersgenossen verhöhnt und mit Koth geworfen; stets nahm er sich vor, den ersten besten, der ihn wieder berühre, niederzustechen; ja er trug sogar ein Messer bei sich, aber nie wagte er es, davon Gebrauch zu machen, er floh von ferne, wenn er einen Christenknaben des Weges kommen sah.

Es giebt Naturen, die in der Fülle strotzender Lebenskraft zum Bewußtsein erweckt, kaum fassen können all den Jubel und all die Lust, all den Glanz und Klang, den die offene Welt aller Enden auf einmal vor ihnen aufthut. Wie anders ist es bei einer Natur, die von einem Schmerzensschrei, von eigenem und fremdem erweckt, das Bewußtsein eines unheilbaren

Gebrechens zuerst inne wird. Es ist ein trauriges auf Krücken angewiesenes Schleppen durch das Leben, und Wehmuth oder leichter Spott über die Welt geben das Geleite.

In das erste Geisteserblühen Ephraims fiel ein Herbstreif: Youngs Nachtgedanken geriethen ihm in die Hände. Wenn mitten im Wald ein Fruchtbaum steht, so sagt man, daß ein Vogel den Keim dazu hergetragen. Noch viel seltsamer werden oft die Erzeugnisse des Geistes da und dorthin versetzt. Der zum Jüngling erwachsende Knabe, den Natur und Geschick darauf hinführten, das Leben schwer zu nehmen, fand aus einer Sphäre, die fernab von der seinen lag, neuen Anreiz zu schmerzlichen Fragen und Klagen.

Oft wagte es Ephraim, sich zu fragen, womit er dies Loos verschuldet, warum ihm die Welt denn feind sei; er zweifelte an der ewigen Gerechtigkeit, eine unnennbare Angst überfiel ihn, heiße Thränen rollten über seine Wangen, er klagte den Rabbi als seinen Verführer, er klagte sich als einen Gottverlassenen an — da wagte er einen entscheidenden Schritt. —

Eines Abends, es war im December, verließ er unter dem Vorwand, die Synagoge besuchen zu wollen, sein väterliches Haus, wehmüthig blickte er auf dasselbe zurück, aber bald raffte er sich auf, muthig durchrannte er die Straßen bis hinaus über den Wall und vor das Thor, denn dort wollte er die That vollbringen. Er hatte einst zufällig gehört, daß der Tod durch Erfrieren die schmerzloseste Todesart sei: im Dunkel der Nacht, auf der weißen Schneedecke gelagert, wollte er

entschlummern, um am Morgen von allen Foltern des Lebens erlöst zu erwachen. Er war querfeldein gesprungen und hatte sich in einen Graben niedergelegt. Den Blick nach den Sternen geheftet, die zwischen zerrissenen Wolken hervorglänzten, lag er da. Schon däuchte es ihn, als vernähme er in seiner Seele ein fernes Glockengeläute, ein wirres Summen und Brausen; um ihn her war Alles still und leblos, sein ganzes bisheriges Leben, sein Vorhaben, der Schmerz seines Vaters, Alles wirrte sich durch einander; seine Stirn brannte vor Fiebergluth, er wälzte sich im Schnee, aber er vermochte es dennoch nicht, die Gluth in sich zu löschen. Starr richtete er sich empor, seine Augen rollten wie die eines Wahnsinnigen, er wollte aufspringen und seinem bösen Dämon entfliehen. „Feigling!“ rief er sich wieder zu, „du hast den Muth nicht, zu sterben.“ Er riß sich das Gewand von der Brust, warf sich wieder auf den Boden, drückte die Augen fest zu und entschlummerte. Er mochte kaum wenige Minuten entschlummert sein, als er Tritte nahen hörte; unwillkürlich richtete er sich auf, eine kleine breite Gestalt stand unweit von ihm, sie richtete gerade eine Mordwaffe auf ihn mit dem Zurufe: „Wer da? antwort' oder ich schieße dich nieder.“

„Um Gottes willen, erschießt mich nicht!“ rief Ephraim aus voller Kehle. Die kleine Gestalt näherte sich ihm und stieß ein schallendes Gelächter aus. Es war der uns schon bekannte Heymann Lisse, ein Männchen von rundlicher Gestalt, welches sein sonst freundliches Gesicht fast gnomenhaft verzerrte, das große

spanische Rohr mit den breiten zottigen Quasten hielt es noch immer wie auf dem Anstand.

„Ei, du bist's?" rief Heymann, den halb erstarrten Ephraim aufrichtend, „ich glaube gar, du hast als blinder Passagier in die andere Welt hineinrumpeln wollen; oder hast du bei deinem Vater noch nicht so viel Woll sortiren gelernt, daß du das Schneefeld für ein Wollmagazin angesehen hast? Siehst du? das ist echte Sterblingswolle, aber man kann sie nicht auf die Messe bringen."

Nachdem Ephraim einen Schluck Branntwein aus der kleinen Flasche, welche Heymann bei sich trug, getrunken hatte, konnte er sich wieder auf den Weg machen. Er erzählte nun, wie ein unerklärlicher Drang ihn hinausgetrieben habe in's Freie; nach und nach wurde in seiner Erzählung der Gedanke zu einem leibhaften Dämon, der ihn halb erdrosselt in den Schnee niederwarf und ihm alle Glieder lähmte, immer abenteuerlicher, immer gespenstischer wurden die Ereignisse, die einfache Thatsache trat immer mehr in den Hintergrund. — Allerdings bekundete Ephraim hierbei eine gestaltende und ausmalende Phantasie, die sogar an das Dichterische streifte, aber es war nicht jenes kindhafte Märchenspiel, das in's Unendliche hinaus greift und an die auftauchenden Gestalten glaubt. Die thalmudische Dialektik und die moderne Aufklärung des Rabbi hatten ihm alles geheimnißvoll Zauberische abgestreift, seine jetzige Erzählung war aus der Combination hervorgegangen und in der bestimmten Absicht gehalten, sein Vorhaben zu beschönigen. — In diesem Augenblick, als sich Ephraim einer geflissentlichen Lüge

bewußt ward, trat ein unversöhnlicher Zwiespalt in seiner Seele ein. Der Vorhang vor dem Allerheiligsten der Menschheit riß in dieser Stunde von oben bis unten entzwei. Die Einheit und Unschuld der jungen Seele war der Welt geopfert, der leibliche Selbstmord war vereitelt, aber ein anderer schien vollzogen.

Er konnte sich nie zu jener demüthig frommen Ergebung seines Vaters hindurchringen, der stets der herbsten Mühsale gewärtig, bei allen Schicksalsschlägen „auch gut" sprach; aber der einmal gewagte Versuch eines Selbstmordes lieh Ephraim bei allen Unbilden, mit denen ihn sein späteres Geschick umzingelte, eine zweischneidige Waffe: es war der Gedanke, Rache an seinen Widersachern zu nehmen, und dann sich selbst dem Tode als dem einzigen Erlöser in die Arme zu werfen. Oder giebt es ein Leben, das ein stets fortgesetzter Selbstmord zu nennen ist? Ist ohnmächtiges Ringen nach Lebenseinheit ein solcher?

Es läßt sich nicht ergründen, welche verborgenen Gedankenwege in einem jugendlichen Sinne sich verschlingen mögen, die zu dem Vorsatze des Selbstmordes führen. Das aber mag feststehen, daß es für Viele heilsam ist, in eine Lebensordnung eingeschlossen zu werden, welche die Selbstbestimmung aufhebt.

Der in Selbstverzehrung ausschreitende Sinn Ephraims fand sich wieder willig darein, daß Verhältnisse und Menschen über ihn verfügten, und Gehorsam ward ihm ein bewußtes Glück.

Der Allem entlaufen gewollt, mußte jetzt — deutsch schreiben lernen.

Die Ausschließung der Juden von dem bewegten Völkerleben hatte bei ihnen folgerecht eine Abschließung erzeugt, die zur Hartnäckigkeit wurde und von der kirchlichen Orthodoxie einen religiösen Stempel erhielt. Wer gutes Deutsch zu sprechen suchte, war ein „Neuling," ein Verdammter. Der jüdische Jargon war so zu sagen das geistige Speisegesetz, nach dem man Gedanken aufnehmen und geben durfte; aber eine unbewußte Regung des erwachenden Geistes, der sich glücklich mit den Ansprüchen des Geschäftslebens verband, durchbrach auch hier die gewohnten Schranken. Moses Daniel durfte, wenn auch noch zaghaft, doch ohne Gewissensbisse und ohne seinen Ruf in der Gemeinde zu gefährden, seinen Sohn — regelrecht Deutsch lernen lassen.

5. Der Kalligraph.

Herr Petzhold war mit Jedermann in Widerstreit, weil er von Jedem voraussetzte, daß er das Schreiben nicht als Kunst, sondern nur als Fertigkeit gelten lasse; und er war eitel wie Alle, die solcher zwischen Kunst und Gewerbe schwankenden Thätigkeit obliegen.

Während er mit der Rückseite seines Messers ringelnde Flocken von der Federspule abschälte, begann er daher zu seinem neuen Schüler:

„Was ist der Mensch ohne die Schreibekunst? Ein federloser Zweifüßler im nacktesten Sinne des Wortes. Erst durch die Schreibekunst wird er befiedert, und wird

seine eigentliche Menschhaftigkeit flügge. Die ganze Geisteswelt ist aus Haar- und Grundstrichen gezeichnet, und in den Buchstaben liegen die abstracten Begriffsformen für die Unendlichkeit der Gedankenbilder. Die Schreibekunst steht oben an unter den bildenden Künsten als philosophische Malerei, denn durch die Schriftformen läßt sich der menschliche Charakter nicht nur am meisten bilden, aus ihnen wird er auch am deutlichsten erkannt; die Schriftzüge sind die Gesichtszüge einer jeglichen menschlichen Seele, und nicht umsonst heißen die Schriftzeichen: Charaktere. Ich will Temperamente, Neigungen, Lebensgeschichte und Lebensverhältnisse, ja sogar die Körpergestalt eines Menschen aus den Zügen seiner Handschrift herauslesen." Und während er mit sicherer Hand den Kiel schnitt, den wohlbemessenen Sprung in demselben anbrachte und die Fahne abschliß, fuhr er bedächtig fort:

„Was das Geschichtliche der Schreibekunst betrifft, so ist sie von Aegyptern und Juden, Griechen und Römern mit gleicher Verehrung gepflegt worden, und im grauen Alterthume standen die Schreiber neben Propheten und Königen. Die glänzendste Apotheose feierte aber die Schreibekunst in den Klöstern des Mittelalters, noch sind hier große Geheimnisse zu erforschen, denn es bestand eine heilige Innung. Jene Heiligen, wie ein Hieronymus de Scala, der das Vater Unser griechisch oder lateinisch auf den Raum eines halben Hellers schreiben konnte; jener heldenmüthige Eroberer, Bernhardus da Santa Fide, der das majestätische Reich der Fracturschrift gegründet, dessen Bürger gleich den

römischen Senatoren mit einem Volke von Königen verglichen werden können; jener edle Mönch, dessen Name leider vergessen ist, der sich zwei Monate kasteiete, bis er das U in Gestalt einer Taube zeichnen konnte; was ist ein Epaminondas, ein Cato gegen sie? Zwar ist seit Erfindung der Buchdruckerkunst das Ansehen der Schreibekunst gesunken, aber ihr heiliges Andenken besteht ewiglich. So lange die Welt steht, wird man vom göttlichen Worte sagen: Geschrieben steht, aber nie Gedruckt steht. Ueber die Erfinder der Schreibekunst lassen Sie mich heute schweigen, ich könnte vor Aerger heute keinen schiefen Haarstrich mehr ohne Zittern hervorbringen, wenn ich mir das Unrecht vergegenwärtigte, daß die Chinesen noch immer nicht als die ersten Urheber derselben anerkannt sind. Nehmen Sie hier drei gut geschnittene Federn."

So schloß Herr Petzhold, indem er jetzt die Federn auf dem narbenvollen Nagel der linken Hand abspitzte, sie durch den Mund zog und dann nach seiner Gewohnheit eine Prise mit den drei Fingern nahm. Ephraim hatte unruhig und nur halb aufmerksam vor ihm an dem Tische gesessen, einen Bogen weißes Papier vor sich. Er meinte, er müsse, wie bei dem Polen, als Zeichen der Aufmerksamkeit auf jeglichen Vortrag jetzt eine Einwendung machen.

„Im zweiten Buch Moses heißt es von den zehn Geboten, sie seien mit dem Finger Gottes geschrieben," sagte er. Ephraim hatte vergessen, daß sein Lehrer taub war und deshalb eine doppelte Liebe zu dem geschriebenen Wort hatte. Er mußte nun lernen, wie

man den rechten Arm auf den Tisch auflegen, wie man die Handwurzel frei bewegen, und die Feder zwischen den drei Fingern frei spielen lassen müsse. Die ersten Striche wollten nicht recht gelingen, und der Lehrer zupfte ihn nach seiner Gewohnheit voll Jähzorn an den Augbrauen, dabei mußte er manche Strafrede über seine Ungeschicklichkeit hören.

„Ihr Juden seid doch die vertrakteſten Kerle so weit man schreibt, das kommt von dem nichtsnutzigen Ebräischschreiben von der Rechten zur Linken her; ihr habt immer die verkehrte Welt. Da schreibt die rechte Hand nur immer der linken, damit Niemand neben dran etwas erfährt, und Alles hübsch unter „unsere Leut“ bleibt. So lange man euch nicht bei Verlust der rechten Hand das Ebräischschreiben verbietet, ist nichts aus euch zu machen. An Ordnung und Regel seid ihr so gar nicht zu gewöhnen, da, in eurer Zigeunersprache stehen die Buchstaben wie in einer Judenschul', der eine streckt die Beine von sich, der andere gähnt, der dritte legt sich auf den andern und der vierte macht einen Purzelbaum. In der deutschen Schrift da heißt's: aufgepaßt! da stehen die Buchstaben in Reih und Glied, darf keiner mucksen, wie die Soldaten bei der Potsdamer Wachparade.

Nach und nach gelang es indeß Ephraim sich die Zufriedenheit seines Lehrers zu erwerben. Eines Tages überbrachte er diesem eine englische Probeschrift, starr blickte er einige Sekunden darauf.

„Wer hat das gemacht?“ fragte der Lehrer barsch.

„Verzeihen Sie, ich, ich kann's gewiß nicht besser.“

Der Lehrer wendete sich von ihm ab, und mit heftigem Geberdenspiel die Züge der Schrift in der Luft nachahmend rief er: „Ist's möglich! Diese kühngeschweiften Züge, diese waghalsige Keckheit der Verbindung, diese Rundung und Fülle, jeder Strich wie Minerva aus Jupiters Haupt, wie Venus dem Schaume mit Einemmal in untadelhafter Pracht und Fülle der Feder entquollen, und vor Allem diese höchste chinesische Ruhe und Sicherheit! Solches ist mir in den glücklichsten Mußestunden kaum gelungen. Das darf man ja kaum mit dem Grabstichel wagen. O ich Unglücklicher!" rief er, das Papier entfiel seinen Händen, und er faßte sich selber an beiden Augbrauen, „der Fluch der Atriden lastet wie der Himalaya auf meiner Seele, mein eigen Fleisch und Blut empört sich wider mich; doch sie soll büßen." — Er stürmte zur Thür hinaus, man hörte fernes Wehgeschrei, es näherte sich, der Lehrer kam wieder und zerrte ein schluchzendes Mädchen von schlanker Gestalt herbei, das sich mit der Schürze das Gesicht verhüllte und die Augen trocknete.

„Hier setz' dich her, Rosa," sagte der Lehrer, „schreiben Sie ihr ABC vor, Herr Kuh, sie soll jede Stunde hier sitzen und schreiben lernen. Schämst du dich nicht, mein eigen Kind, wirst in der nächsten Woche vierzehn Jahre alt und machst Buchstaben, die wie ein Ameisenhaufen in einander kriechen? Sieh' der Herr lernt jetzt erst sechs Monate bei mir schreiben, und das ist seine Schrift, er darf sich neben den Kabinetsschreiber der Kaiserin Maria Theresia stellen. Also nochmals ABC."

Ephraim war nun zum Gesetzgeber erhoben, denn

er mußte für seine neuerworbene Mitschülerin eine „Vorschrift“ machen, wie es Herr Petzhold nannte. Oft sah er während dieses Geschäftes auf und betrachtete Rosa, welche, das Kinn auf die Hand gestemmt, trotzig zur Erde sah, die Lippen ihres kleinen Mundes hatte sie zornig oder nachdenklich gepreßt, ihre vollen Wangen waren von heftiger Gluth entzündet, und in ihren Wimpern hing noch zitternd eine Thräne. Ephraim fühlte das Mißliche, hier bei einer harten Züchtigung mitwirken zu müssen. „Welch' süße und himmlische Worte der Entschuldigung und Aufmunterung hätte er aus diesen Buchstaben zusammensetzen können, die er nun fühllos und nichtssagend neben einander stellte,“ so dachte er, und als er jetzt das L regelrecht hingezeichnet hatte, konnte er sich kaum überwinden, „Liebe“ daraus zu bilden. Er schlug die Augen auf, sein Blick begegnete dem Rosa's, der schwermuth- und vorwurfsvoll auf ihm ruhte; er überlegte, was er ihr sagen sollte, der Lehrer hörte es ja nicht, aber Alles däuchte ihn zu matt und dürftig, er schwieg und gelangte endlich beim Z an. Mit den Worten: „Schreiben Sie mir zulieb; ich bitte,“ überreichte er ihr das Papier. Rosa lachte.

Weit glücklicher war er zwei Tage darauf, denn nun mußte er eine eigentliche Vorschrift in Worten für Rosa fertigen. Herr Petzhold übergab ihm sein Lieblingsbuch, um Einiges zu diesem Zwecke daraus abzuschreiben, es waren „Herrn Christian Hoffmann von Hoffmannswaldaus sinnreiche Heldenbriefe, auch andere herrliche Gedichte;“ Ephraim schlug das Buch

auf, er nahm es als gutes Zeichen, daß ihm folgende Verse auffielen, die er nun in schöner Schrift schrieb:

„Perlen liegen eingeschränkt
In den harten Muschelhäusern;
Wer auf frische Rosen denkt,
Sucht sie in den Dornenreisern;
Honig ist nicht ohne Bienen;
Wer in Chanaan will stehn
Muß erst in Aegypten dienen
Und durch Meer und Wüsten gehn."

Er übergab Rosa die Schrift und das Buch, indem er sagte, den folgenden Vers möchte er gern schreiben, aber er wage es nicht, sie solle ihn lesen. Rosa gehorchte dem Rathe und las schüchtern:

„Jetzo schreib' ich meinem Herzen
Diesen wahren Denkspruch ein:
Feuersgluth und Liebesschmerzen
Müssen wohl bewahret sein."

Rosa schlug verschämt und leise das Buch zu.

Herr Petzhold verließ nun auf einige Minuten das Zimmer, Ephraim wußte nicht, wie es kam, er hatte Rosa umfaßt, er hing an ihrem Halse, er hing an ihren Lippen; aber bald störte ein schwarzer Dämon ihre kindliche Wonne; sie hörten Etwas zur Erde fallen, das Dintenfaß lag zerbrochen, und „die Fluth des schwarzen Schicksals schlängelte sich vielarmig zu ihren Füßen." Noch standen Beide rathlos da, sahen sich staunend und verwundert an, als der Rächer erschien.

„Wer hat das gethan?“ fragte Herr Petzhold und faßte seine Tochter alsbald bei den schönen Augbrauen, weinend und zitternd riß Ephraim den Arm des Vaters weg, und schrie aus voller Kehle: „Um Gottes willen! sie ist unschuldig, mir — mir reißt die Augen aus.“

Wie labte er sich in dem Gedanken, für Rosa Schmerzen ertragen zu dürfen; das Auge zu ihr emporgerichtet, wollte er freudig Tod und Nacht hereinbrechen sehen, aber Herr Petzhold versagte ihm die Lust des Märtyrthums, er mußte nach Hause gehen, ohne Etwas erduldet zu haben.

Rosa warf ihm eines Tages ein kleines Schnitzel Papier auf seine Schreiberei, worauf sie nichts geschrieben hatte, als ihren Namen Rosa Mathilde Marie und den Namen Ephraims darunter. Was bedurfte es mehr? In diesen Worten lag ja die überschwenglichste Offenbarung eines Geheimnisses, das sich noch scheu zu verhüllen trachtete. Stunden lang saß nun Ephraim einsam auf seinem Zimmer und bannte Wonne und Trauer seines bewegten Herzens auf das Papier; es waren keine Gedichte, in denen er seine Liebe ausströmte; woher sollte er die rechten Worte nehmen und wie sollte er sie fügen? er hatte nur erst gelernt, schöne Buchstaben zeichnen. Da saß er nun und schrieb unzähligemal den Namen seiner Rosa: in Fraktur, englisch, deutsch und ebräisch, in allen Stellungen und Verbindungen. Wie glücklich war er! Die schönsten Buchstaben des Alphabets hatten sich zur Bezeichnung des Herrlichsten auf Erden vereinigt. Er machte die Grundstriche aus durchbrochener Arbeit, und in den leeren

Raum schrieb er mit einer Rabenfeder seinen eigenen Namen, jeder Buchstabe bildete wieder einen besondern Rahmen für ein neues Symbol, bald jagte er einen fliegenden Pfeil durch, bald nistete er sich mit seinem vollen Namen behaglich darin ein; seine Hand zitterte nie, selbst bei den gefährlichsten Unternehmungen. In hundertfältigen Liebesnetzen fing er dann ihren Namen ein, zahllose Kränze flocht er um ihn, dieser kühne ovale Zug mit dem er ihn einschloß, der in einer weithin flatternden Schleife endete, das war das seligste Umfangen. Diese Pfeile, von Reben umrankt, die er als undurchdringlichen Wall um ihren Namen stellte, waren sie nicht Verkündiger seines jauchzenden Muthes?

Andere mochten in wohlgefügten Liedern und Sonetten, in Bildern mit der Glorie der Vollendung gekrönt, in Schlachten zu deren Ruhm geschlagen, ihr Liebchen feiern; Ephraim konnte sich mit Recht sagen, daß wohl nie der Name eines Mädchens schöner beschrieben wurde als der Rosa's.

Den Wänden seines Zimmers, dem Sande im Garten, ja sogar dem Tische vertraute er die heiligen Schriftzüge an. Seitdem er die Schönschreibekunst übte, hatte er die üble Gewohnheit, auf jeden frischgescheuerten Tisch vor dem er saß, mit seinem Nagel das Wort Rosa zu zeichnen; zwar that er dieß wie aus prophetischer Eingebung schon ehe er Rosa Petzhold kannte und liebte, er verwischte auch dann schnell diesen Namen wieder, denn er konnte sich doch leicht dadurch verrathen.

Eines Sabbath Mittags stand er nachdenklich am

Fenster. Ohne daß er es wußte, hatte er die Scheiben angehaucht und unzähligemal den Namen Rosa in einander geschrieben. Da packte ihn eine Hand am Nacken: „Gottloser, was machst du da!“ rief ergrimmt sein Vater, „weißt du nicht, daß heut' Sabbath ist und man nicht schreiben darf?“

Ephraim wischte schnell, obgleich das eine neue Sabbathschändung war, mit der Hand das Geschriebene wieder aus, er war froh, daß sein Vater das Wort selbst nicht bemerkt hatte, und suchte ihm nun aus den Gesetzen der Rabbinen zu beweisen, daß man eine Schrift, die nicht von Bestand ist, am Sabbath schreiben dürfe. Jetzt zum Erstenmal, bei diesem geringfügigen Umstande, da er die Schriftzüge von dem Namen Rosa's unbeständig genannt, und in Verbindung mit den Gesetzen der Rabbinen gestellt, erwachte in ihm plötzlich das Bewußtseyn des Zwiespaltes, in den er gesetzt war. Man konnte mit Hoffmannswaldau von ihm sagen: an dem rosenfarbenen Gewande seines Lebensglückes „riß der Zeiten Garn entzwei.“ Ephraim war sehr betrübt, sein Vater nicht minder, aber aus ganz anderen Gründen.

Kaum hatte Ephraim selber deutsch lesen und schreiben gelernt, als er es auch schon wieder lehrte; Veilchen, seine Schwester, bat ihn unaufhörlich, ihr Unterricht zu geben, und Nachts, wenn Alles im Hause schlief, saß das siebzehnjährige Mädchen bei dem Bruder und ließ sich von ihm die Zeichen lehren, in denen die Kinder der Welt ihre Gedanken und Erlebnisse niederschreiben; diese Lippen, zum Kusse reif, mühten sich

ab, stotternd zu buchstabiren; Lessings Lustspiel, „die Juden," das Ephraim mit Bewilligung seines Vaters gekauft hatte, diente als ABCbuch. Mit staunenswerther Schnelligkeit lernte Veilchen deutsch lesen und schreiben. Je weiter sie aber in dem ersehnten Eldorado des neuen Wissens vordrang, um so unglücklicher ward sie; alles Gedrückte, Verrenkte und Rauhe, was sie sah, erschien ihr als jüdisch; alles Freie, Natürliche, Heitere und Zarte, was sie las und ahnte, war ihr christlich; sie beneidete die ärmste Christin, und wenn sie Ephraim ihren Schmerz klagte, schalt sie dieser, vielleicht weil er selber an dem gleichen Uebel kränkelte. Moses Daniel hatte heute, am heiligen Sabbath, Veilchen weinend über einem deutschen Buche gefunden; trotz aller Drohungen behauptete Veilchen, von selber das unnütze und gottverlassene Zeug gelernt zu haben. Darum war Moses Daniel heute so sehr betrübt. —

Das ganze spätere Lebensgeschick Veilchens findet seinen Ursprung in der unschuldigen Thatsache, daß sie — deutsch lesen und schreiben konnte.

6. Die doppelte Buchhaltung und Joseph in Aegypten.

Ephraim war ein vollendeter Kalligraph, und galt in der ganzen Gemeinde zu Breslau als „ein guter Deutscher," mit welcher Bezeichnung die deutschen Juden das Innehaben aller Profangelehrsamkeit zusammenfaßten. An eine große Revolution in der Geschichte des Comptoirlebens knüpfte sich das Eintreten Ephraims

in dasselbe; der Franzose de la Porte hatte die merkantilische Weltordnung zuerst auf Prinzipien gebaut, in ein System gebracht, und zur Wissenschaft erhoben. Herr Petzhold war ein begeisterter Verkündiger der neuen Heilslehre, er war wieder der Führer Ephraim's. Die arme Rosa war fast ganz vergessen, ihr Vater hatte sie zu einer alten Tante nach Brieg geschickt. Ohne Abschied, ja ohne ihm die leiseste Kunde von ihrer Entfernung zu geben, hatte sie Ephraim verlassen. Der immer praktischer werdende Jüngling sah es als eine günstige Wendung des Geschicks an, so auf einmal von allem Zwiespalt befreit zu sein, er suchte sich dahin zu bringen, das ganze Verhältniß als ein kindisch unbedachtes zu betrachten — das erste Conto in dem Hauptbuche seines Lebens endete mit einem ungelöschten Saldo.

Manchmal überkam ihn noch ein schreckhaftes Bewußtsein seines Deficits, er fühlte sich verarmt und verlassen; aber in dieser Periode des Wachsthums an Wissen und Kraft, in welcher Ephraim noch stand, hebt ein neues Buch, ein neues Gebiet des Wissens, plötzlich in eine ganz andere Atmosphäre, daß des Lebens Lust und Leid fast ganz verschwindet. Die Gelehrten vom Fach bleiben gewissermaßen ewig auf dieser Stufe der Schulmäßigkeit, und weil ihr Dasein ausschließlich Lernen ist und nie That wird, sind sie dem Leben gegenüber Kinder, ruhige Indifferentisten, oder das, was man gewöhnlich glückliche Leute nennt.

Von fremden Sprachen kannte Ephraim nur die beiden großen Worte: Debet und Credit. Kaum konnte

er sich nun in seiner Muttersprache auf dem Papier geläufig ausdrücken, als er auch schon französisch zu lernen begann. Nur wer im Französischen à fond war, war bei der großen Welt accreditirt, denn von Frankreich bezog man den Esprit. Ephraim lernte neben den merkantilischen Activen und Passiven auch die grammatischen kennen.

Eine wahre Lernwuth bemächtigte sich seiner, wie sie sich nur bei Autodidakten findet, die nicht methodisch eingeschult wurden. In wenigen Jahren lernte er französisch, englisch und italienisch, auch einen lateinischen Autor konnte er nothdürftig lesen. Mit der Kenntniß der Sprachen und ihrer Formen erschloß sich ihm auch nach und nach der Gehalt der Wissenschaft und der Kunst, den die Geister vergangener Zeiten zu Tage gefördert. Die Helden des Alterthums lernte er zwar zuerst unter dem klassischen Puder aus dem Zeitalter Ludwigs XIV. kennen, das freie Naturleben der Griechen war in französische Schnürleibchen gezwängt, die nackte Schönheit der Formen mit zarter Seide übersponnen und mit lüsternen Schleiern überhaucht. Alles das kümmerte den Jüngling wenig: diese Welt war so heiter, so frisch und lebensmuthig, sie war so fern von alle dem was ihn umgab, von dieser kleinlichen Religionssclaverei, wo das Leben erst mit dem Tode beginnt, sie war so erhaben über all dem Jagen nach Gewinn, diesem Zählen, Rechnen und Wägen, daß er mit Schmerz und Geringschätzung seine ganze Umgebung ansah. Er war ein Fremdling in seinem eigenen elterlichen Hause.

Wieder auf einer erhöhten Stufe klagte er das Schicksal an, das ihn als Jude geboren werden ließ. Die Völker draußen, glaubte er, seien die Erben jenes glänzenden Lebens, wie es hier in den Büchern verzeichnet stand; das Bauernleben däuchte ihm noch jene friedsame Idylle, wo man singend und jubelnd den Samen in die Furchen streut, und wo nichts als Friede und Freude unter den Strohdächern wohnt; in jedem Officiere, ja fast in jedem Soldaten glaubte er einen Epaminondas, einen Cäsar zu sehen. Solche Täuschungen konnten indeß nicht lange dauern, denn ein Gang in das Wollmagazin seines Vaters belehrte ihn, wie die Bauern, die dort ihre Wolle verkauften, sein geträumtes Ideal der Sitteneinfalt vereitelten; ein Gang in das Comptoir, wo die Officiere auf ihre Monatsgage Anlehen erhoben, belehrte ihn, daß unter den auswattirten Coletten keine Cäsarsherzen schlugen.

„Die Ideale und die Wirklichkeit müssen getrennt werden, einst in fernen Tagen war es anders und wieder in fernen Tagen mag es so kommen," so sprach Ephraim zu sich, und diese traurigste aller halbwahren Erfahrungen schuf ihm Zufriedenheit und Ruhe.

Wenn er den Tag über an seinem Journale oder Hauptbuche, als Geschichtsschreiber und Prosaist, die laufenden Tagesbegebenheiten verzeichnet, Geschäftsbriefe jeglicher Art empfangen und beantwortet hatte, so empfing er Abends im stillen Kämmerlein die portofreien poetischen Episteln entfernter und verwandter Geister; prima vista acceptirte er die geistigen Wechsel, welche die Classiker des Alterthums oder die Schriftsteller der

Neuzeit auf ihn gezogen, er entschlug sich da der doppelten und einfachen Buchhaltung und legte die Schätze Anderer zu hohen Zinsen in dem Getriebe seines Geistes an.

So lebte er ein glückliches Leben, denn es war jene Zeit, da die Mußestunden noch in doppelten Farben schillern.

Es ist bemerkenswerth, daß Ephraim sich mit besonderer Vorliebe in die Idyllendichtung hinein lebte; gerade weil sie als rein ideell, wie er sich's dachte, seinem ganzen Außenleben so fern lag, mochte er sich um so ungestörter an ihr erquicken. Diejenigen Völker, deren Wissen von den göttlichen Dingen durch den Buchstaben überliefert wurde, sind dem freien Naturleben entfernt. Die Juden insbesondere, deren Leben im Abendland einer unter Trümmern sich hervorwindenden Vegetation glich, kannten jenes heitere Wachsen und Blühen gar nicht, und ein doppelter Zauber überglänzte Alles vor der jugendlichen Phantasie Ephraims. Der Wechsel der Jahreszeiten und der Witterungen, alles das, was im Geschäftsleben und den Schriften der Juden fast unmerklich vorüberging, bildete hier oft den Mittelpunkt des Daseins. —

Einst saß er im Wollmagazin auf einem großen Ballen, er hielt die Factura in der Hand, um Quantität und Qualität der neuangekommenen Wolle genau zu controliren; das Geschäft war langweilig, die rastlose Phantasie Ephraims schuf sich schnell zu der hier ausgekramten Wolle die Leiber der Schafe und ließ sie lustig tanzen und springen auf der grünen Trift,

Ephraim selber ward zum sorglosen Hirten, der die Syrinx blies und die schwatzhafte Echo weckte; da kam mit geflügeltem Schritte die liebliche Chloe, es war Rosa, und brachte ihm Honig und Ziegenmilch, und ihre Küsse süßer noch als Honig und ihre Worte labender noch als Ziegenmilch —

„Daß sich Gott erbarm! da liegt der Jung' und schläft. Du hättest sollen Rabbiner werden, denn du verstehst doch nichts Rechtes vom Handel," so sprach Daniel Moses, indem er seinen Sohn aufrichtete, der sich starr und verwundert die Augen rieb und eine milde Strafpredigt seines Vaters anhören mußte.

„Wenn ich den Schlüssel in meiner Comptoirthüre zum Zweitenmal herumgedreht habe, bin ich ein ganz anderer Mensch," so hatte er sich noch gestern gegen seine Schwägerin berühmt, und ihr dargethan, wie er es gefunden habe, das höhere und das gemeine Leben zu scheiden, und heute schon war diese stolze Maxime der praktischen Vernunft ins Nichts zerflossen.

Täubchen, oder wie sie sich lieber nennen ließ, Theodolinde, war die einzige Vertraute Ephraims; er glaubte in einer Art von geschwisterlichem Verhältniß zu ihr zu stehen, und enthüllte ihr sein ganzes Innere. Ephraim stand noch auf jener ersten Stufe der Mittheilungslust, wo wir uns von einem Jeden im innersten Kern verstanden und begriffen und harmonisch geeint glauben, weil er uns mit sichtbarer Aufmerksamkeit zuhört, in allgemeinen Erwiderungen unsere Mittheilungen entgegennimmt und uns oft nur dasselbe zurückgiebt, was wir vor wenigen Minuten selber ausgesprochen;

die früher oder später folgende Erfahrung, das Spiegelbild für eine wahrhafte Gestalt angesehen zu haben, ist nicht minder herb als unausbleiblich. Ephraim theilte seiner Schwägerin Alles war er las, fühlte und dachte, nach dem frischesten Eindrucke mit. Durch dieses Aussprechen vor ihr erkannte er erst deutlich, was in ihm vorging, und glaubte deshalb durch sie zum Verständniß seiner selbst gelangt zu sein. Doppelt schmerzlich war es ihm daher, als er sich von ihr nicht in Wahrheit begriffen glaubte.

Einst sprach er ihr in überschwenglichen Worten von den hohen Schönheiten, die in der Iphigenie von Racine sich offenbarten, und wie die tiefe Tragik dieses Stoffes seine ganze Seele erfüllt hätte.

„Ja, es ist ein schönes Buch, es hat mir auch viel Vergnügen gemacht," antwortete die Angeredete heiter lächelnd; sie glaubte eine tiefe und mit den Ansichten ihres gelehrten Schwagers durchaus übereinstimmende Bemerkung gemacht zu haben. Dieser aber schauerte plötzlich zusammen indem er empfand, daß er eine große Summe nie wiederkehrender, aus der heitersten Jugend entsprossener Gefühle an eine Unwürdige verschwendet habe; seine frühere Verehrung für sie verwandelte sich fast in Verachtung. Was er mit bangem Herzklopfen und wehmüthigem Blicke gelesen, der ganze gräßliche Schmerz, der in den unglückseligen Verwicklungen der Lebensverhältnisse liegt, wie ihn der Dichter so starr und unbeugsam darstellte, Alles das war ihr nur leichtfertiges Spiel, ein bloßer Zeitvertreib! — Von Tag zu Tag wurde er kälter gegen sie; sie aber,

ohne zu ahnen, was ihn von ihr entfernte, verfolgte den schönen schlanken Jüngling mit immer feurigeren Blicken und süßeren Worten.

Täubchen, oder wie sie sich lieber nennen hörte, Theodolinde, war in ihrer Kindheit durch Zufall in eine Sphäre des Wissens hineingelockt worden, die damals außerhalb der jüdischen Kreise lag; ihre vorherrschend sinnliche Natur hatte sie nur die äußere Nothwendigkeit dieser Bildungselemente erkennen lassen; sie las die Bücher und spickte ihre Conversation mit französischen Phrasen, wie sie es in der Kleidertracht den christlichen Damen nachthat und sie in grellen Farben und in Ueberladung der Stoffe sogar überbot; sie hatte nie geliebt, auch ihren Mann nicht, sie hatte ihn nur geheirathet, und wurde von ihm mit Ergebung verehrt. Er hörte es gern, wenn ihm die Leute sagten: er sei einer so gebildeten und schönen Frau nicht werth. „Ich hab' sie doch," sagten dann seine schmunzelnden Mienen, und kneifte ihr dann die zarten Wangen so stark, daß sie ihn oft halb im Ernste einen garstigen Menschen nannte. Während sonst jedes jüdische Haus ein dermaßen offenes war, daß Jeder aus der Gemeinde nach Belieben und ohne Veranlassung kam und ging, hatte Theodolinde die Neuerung getroffen, daß man sich bei ihr anmelden lassen mußte; Viele wurden abgewiesen und Andere blieben von selbst weg.

Chajem war nicht wenig stolz auf diese Vornehmheit seines Hauses und in der Gemeinde wurde viel über Theodolinde gespottet. Der Hauptwitzbold, Heymann Lisse, sagte von ihr: „Ihre ganze Gebildetheit

besteht in weiter Nichts, als sie trägt ein Bracelett als Nasenring." Diese Bemerkung verbreitete sich rasch, denn sie war eben so boshaft als treffend, und ein Ausspruch des Gemeindewitzboldes war unvertilgbar. Auch Abweichungen von den jüdischen Bräuchen hatte Theodolinde durch die Ergebenheit ihres Mannes durchgesetzt, sie ging ohne Schürze aus dem Hause, ja sogar in die Synagoge, und in den Zimmern ihres Hauses hingen farbige Bilder: eine ungewöhnliche Neuerung, denn es steht geschrieben: „Du sollst dir keine Bilder machen." Der alte Moses Daniel schüttelte über diese neuen Moden bedenklich den Kopf, aber er wollte die überaus glückliche Ehe seines ältesten Sohnes nicht stören und schwieg.

In dem kleinen Zimmer mit den bemalten Kupferstichen saß gewöhnlich Ephraim und sprach von den Freuden seiner Seele; das Auge der Zuhörerin warf unstete Flammen, Ephraim freute sich dieser Zeichen der Aufmerksamkeit. Theodolinde machte bei ihrem jüngsten Schwager von allen leichten Vertraulichkeiten der Verwandtschaft Gebrauch, sie schalt über seinen verwahrlosten Anzug, strich ihm die Locken aus der Stirn, sie band ihm die Halskrause mit zierlicherer Schleife fest, sie faßte ihn am Kinn und lehrte ihn eine gerade Haltung; Ephraim stand bewegungslos kalt da, als müßte es dies Alles mit sich geschehen lassen, während Theodolinde ihr glühendes Auge oft starr auf ihn richtete, oft wie in stiller Trauer die Wimpern niederschlug und den Kopf neigte. Dieser Jüngling hatte ihr zuerst das Auge für das unendliche, schimmernde Reich der

dichterischen Phantasie geöffnet, durch ihn hätte sie in ein Leben, das von höheren Wünschen und Hoffnungen getragen war, versetzt werden können. Als sie einst den vor ihr sitzenden Ephraim mit beiden Händen an den Schläfen gefaßt hatte, scheinbar um seine Locken in Ordnung zu bringen, drückte sie einen Kuß auf seine Stirn; der Jüngling zitterte, seine Stirne wurde roth, er senkte den Blick, sie richtete sein Haupt auf, da traf plötzlich sein Auge ein Bild, das ihm gegenüber hing: es war von Theodolinden ungeschickt hier angebracht, denn es war Joseph und Potiphar. Wie mit himmlischer Kraft erwachten die frommen Gefühle seiner Kindheit in ihm, er bedeckte sich voll Scham die Augen, riß sich von Theodolinden los und stürmte davon.

Theodolinde verstand es indeß bald wieder, die frühere Harmlosigkeit des Verhältnisses zu ihrem Schwager auf's Neue herzustellen und sogar zu erhöhen; sie wußte sich als unverstandenes Herz darzustellen und kramte allerlei verworrene Phantastereien aus; Ephraim empfand eine Genugthuung darin, ihr theilweise Leitung geben zu können und nur Einmal kam er auf die abgethane Verirrung zurück, indem er sich ihren „Traumdeuter Joseph" nannte.

7. Auszug aus Aegypten.

„Ueber's Jahr in Jerusalem!" — so rief Moses Daniel, indem er sich von seinem morgenländischen

Ruhebett aufrichtete, und den vollen Becher in die Höhe hob, als trinke er dem unsichtbaren Gottesgeist zu. Ephraim betrachtete still und gedankenvoll die Arabesken an seinem goldenen Becher.

Es war der erste Abend des Osterfestes. Seitdem die Sonne untergegangen war, saß oder lag vielmehr Moses Daniel singend und plaudernd auf den mit Goldbrokat überzogenen Kissen der Ottomane, die hinter dem reichgedeckten Tische stand. Vor ihm lagen, in weißen Tüchern aufgeschichtet, drei Kuchen von jenem „Brode der Armuth" (5. B. M. 16, 3), das die Kinder Israels bei dem Auszug aus dem Sklavenhause Aegypten gegessen hatten, und ein Stück unmittelbar im Feuer gebratenen Fleisches, zum Andenken an das Osterlamm. Es war ein symbolisches Abendmahl: man genoß rohen Meerrettig, zur Erinnerung an die Bitterkeiten, welche die Kinder Israels in Aegypten verschluckten; man genoß rohe in gelbliche Latwerge eingetauchte Petersilie, zur Erinnerung an den Lehm, den die Kinder Israels in Aegypten stampfen mußten. Nächst den vielen vorgeschriebenen Gebeten und Erzählungen sprach man noch viel über die Geschichte des Auszuges aus Aegypten, und Moses Daniel freute sich, der Vorschrift der Rabbinen gemäß, so inniglich, als ob er selber aus Aegypten gezogen wäre.

Am Osterabend ist jeder jüdischer Hausvater ein orientalischer König, so auch Moses Daniel. Er stand nicht auf von seinem Divan, um sich die Hände zu waschen, als man die Speisen auftrug; er ließ das silberne Waschbecken vor sich bringen, und erhob sich

kaum von seinem stolzen Sitze. Um aber nicht in Uebermuth zu verfallen, hatte Moses Daniel, nach der Weise der Chasidim (jüdische Pietisten), sein weitfaltiges weißes Sterbegewand angezogen; in solchen Gegensätzen gefiel sich die jüdische Sitte. Bereit dem Rufe des Messias zu folgen, wie die Vorfahren in Aegypten „die Hüften gegürtet, die Sandalen an den Füßen und den Stock in der Hand" (2. B. M. 12, 11), so war auch Moses Daniel zum Aufbruche gerüstet. Es konnte Grauen erregen, wenn man seine knöcherne Hand mit den geschwollenen Adern aus dem Talare hervor nach dem vollen Becher greifen sah; das kam aber Niemand, der am Tische saß, in den Sinn. Außer Ephraim, seinen drei Brüdern und seiner Schwester, saßen noch zwei Polen in schwarzseidenen Kaftanen mit Ringellocken an den Schläfen und der uns wohlbekannte Schnauzerle nebst seiner Gattin und zwei Kindern am Tische, auch die Magd des Hauses fehlte nicht. Diese erzählte während des Essens, daß schon seit gestern Abend der Sohn eines reichen christlichen Bürgers spurlos verschwunden sei; er sei noch Nachts, nachdem die Festung bereits geschlossen war, aus dem Hause gegangen, und seitdem habe man keine Spur von ihm entdeckt.

„Gott sei gelobt und gepriesen," sagte Moses Daniel, „vor Zeiten hätt' eine solche Geschichte Tausenden von Jehudim Gut und Blut gekostet. Gott sei gelobt, er hat uns das Joch der Verbannung um Vieles leichter gemacht."

„Joch bleibt Joch," entgegnete Ephraim, „ich kann

nicht Gott sei Dank dafür sagen, daß uns auf allen Wegen und Stegen Hand- und Fußschellen angelegt sind."

„Wenn du nicht still bist, so kannst du noch eine Maulschelle dazu kriegen! Für was wären wir denn in der Verbannung und hofften auf den Messias, wenn wir nicht unterdrückt wären? Gott verzeih' mir's, zerstört mir der Junge noch den heiligen Feiertag."

Der eintretende christliche Magazinknecht unterbrach die heftigen Reden Moses Daniels und die Besänftigungen der Polen.

„Man hat einen Wollsack gebracht und ihn unten im Hausflur abgeladen," berichtete der Knecht, „der Fuhrmann hat gesagt, er wolle nach den Feiertagen schon mit dem Herrn abrechnen."

„Ich wollt', ich könnte dir den Wollsack in den Rachen schieben, daß du daran erstickst," rief Moses Daniel aufspringend und die Fäuste ballend, „hab' ich dir nicht neun und neunzigmal gesagt, du sollst am Samstag und Feiertag nichts annehmen, was sich auf den Handel bezieht? Es ist, als ob alle Höllengeister in mein Haus eingedrungen wären, um Alles zu unterst zu oberst zu kehren. Hat ja der Sambatjon am Samstag und Feiertag Ruhe; ich habe keinen Feiertag und keinen Sabbath mehr, und meine Kinder, besonders mein hochdeutscher Herr Sohn —"

„Lieber Vater, du bist doch aber heute gar zu ärgerlich," sagte Veilchen, und suchte ihrem Vater, der wieder ruhiger wurde, den Wein wegzurücken.

„Es ist wahr, ich weiß nicht, ich bin heut' Abend so ärgerlich und das darf nicht sein, es muß vom

Wein kommen," sagte Moses Daniel sich ruhig niedersetzend.

Wie es das Gesetz vorschreibt, hatte jeder Tischgenosse bereits zwei Becher rothen Weines geleert. Nur aus einem hohen vergoldeten Kelche, der neben dem Hausvater stand, hatte noch Niemand einen Tropfen getrunken, und doch war, wenn die andern Becher gefüllt wurden, auch in diesen Kelch Einiges zugegossen worden. Die Sage nennt diesen Becher den des Propheten Elias, da dieser, der Vorbote des kommenden Messias, überall unsichtbar das Fest der Erlösung mitfeiert; darum steht in der Hütte der ärmsten Juden an diesem Abend ein Becher Weines für den Propheten bereit.

Nach dem Tischgebete wurden die Becher wieder gefüllt, Alles erhob sich:

„Ueber's Jahr in Jerusalem!" so rief Moses Daniel, indem er sich von seinem morgenländischen Ruhebette aufrichtete, und den vollen Becher erhob, als tränke er dem unsichtbaren Gottesgeiste zu.

Moses Daniel hielt nach jenem Rufe inne, er horchte leise auf, ob nicht vom Himmel herab ertöne der schmetternde Posaunenschall des Erlösers, der die Erde erzittern macht vor Freude und Bangen, gleich einer Braut, die mit Sang und Klang den Bräutigam heranziehen hört, der sie vor den Altar führt; er horchte leise, ob er nicht vernehme den Ruf, der ganz Israel versammelt aus allen vier Enden der Welt; Alles war stille, kein Athem wurde vernommen, nur von drüben aus der Fechtschule drangen verworrene

Klänge der Singenden und Redenden herüber: da ertönte ein Horn — Ephraim konnte sich eines bittern Lächelns nicht erwehren, es war der Nachtwächter.

Moses Daniel stemmte die linke Hand an die Augenbrauen, und beugte sein Antlitz über den vollen Becher, sein Spiegelbild blickte ihm daraus entgegen, es war keine Todtenfratze, die ihn daraus anstarrte; und nach diesem untrüglichen Zeichen, so lehrt die kabbalistische Ueberlieferung, hatte er die Gewißheit, in diesem Jahre nicht zu sterben, und konnte er noch über's Jahr die Ankunft des Messias erharren. Moses Daniel wollte sich eben ruhig niedersetzen, um den letzten vorschriftsmäßigen Becher gemächlich zu schlürfen: da hörte man an der Fechtschule die Scheiben klirren, Toben und Lärmen auf der Straße und Geheul in den Häusern. „Nieder mit den Juden! Wir wollen ihnen ihr eigen Blut zu saufen geben! Der Moses Daniel muß sterben, der hat den Fritz Posch umgebracht.“ Steine prasselten wider die Fensterladen des Zimmers, in welchem die friedliche Familie weilte; Alle schracken zusammen und wollten sich schnell vor der nahenden Gefahr retten. Auch Moses Daniel preßten sich unwillkürlich die beiden Fäuste zusammen, seine Augenbrauen zogen sich tief herein, aber schnell küßte er das offene Blatt des Gebetbuches und erhob sein Haupt, sein Auge flammte, seine hohe Stirne war wie mit Lichtglanz übergossen.

„Ruhig!“ sprach er, und seine Lippen verzogen sich in schmerzlicher Fassung, „wie Gott will; ist es sein Wille, daß wir sterben, so laßt uns als fromme Juden

sterben, in Gott, mit Gott, Halleluja! Halleluja! Hallelu El." — Wie ein Prophet stand Moses Daniel da in seinem weißen Talare, die Hände hoch zu Gott erhoben, den Psalm singend; Alle ergriff ein heiliger Schauer und unwillkürlich stimmten sie mit in den Gesang ein, selbst Schnauzerle, der sich beim ersten Tumult mit seinem silbernen Bestecke unter den Tisch verkrochen hatte, kam leise wieder hervor und machte ein sauersüßes Gesicht, indem er in den Chor einstimmte.

Die Hausthüre war erbrochen, man hörte eine Masse Menschen die Treppe heraufpoltern, die Stubenthüre ging auf, Moses Daniel sang ununterbrochen den Psalm weiter, und wie vom Zauber gebannt standen die rohen Eindringlinge, Keiner wagte einen Fuß über die Schwelle zu setzen. Nur wenige Augenblicke waren diese rohen Gemüther von der Allmacht des Heiligen gebannt. „Der Kerl hat, glaub' ich, ein gestohlenes Meßgewand auf seinem räudigen Judenleib," rief einer der Zurückgedrängten und kniff seinem Vordermann in's Ohr, daß dieser laut aufschrie, ein Gelächter entstand, und verschwunden war alle Ehrfurcht vor dem Heiligen.

„Seht," sprach der Rädelsführer, indem er auf die singende Gruppe eindrang, „seht, Jeder hat einen Becher in der Hand, hier steht ein großer, der für Niemand am Tische ist, da drin ist das Marterblut, das sie dem Fritz abgezapft haben, da, wasch' dich mit, du vermaledeiter Judas!" Er nahm den großen Kelch und schüttete den Wein Moses Daniel in's Gesicht, daß

L. of C.

dieser rücklings auf die Ottomane niederfiel, das weiße Gewand troff über und über wie vom Blute.

„Leben um Leben!“ rief Ephraim, indem er ein Messer ergriff, und den Missethäter an der Kehle packte, „mir nach, meine Brüder! Die Zeiten sind vorbei, wo man sich wehrlos niedermetzeln ließ; müssen wir sterben, so sollen diese Bluthunde uns voran!“

Ein furchtbares Ringen und Kämpfen, Schreien und Wehklagen entstand in der Stube, Veilchen umfaßte weinend die Kniee ihres halb ohnmächtigen Vaters.

„Halt!“ schrie Moses Daniel plötzlich erwachend. „Halt ein! Ephraim, Ephraim, willst du uns Alle tödten? Die Hand möge dir zum Grabe heraus wachsen, das Messer möge sich in dein Herz bohren, wofern du nicht abläßest von der sündhaften Gegenwehr. Christen, hier bin ich, bindet mich, nehmt mich gefangen, tödtet mich, ich will euch nicht fragen, warum thut ihr also? ich bin euch ein Jude — nur meine Kinder schonet, sie sind noch jung, sie wollen noch leben.“

Ephraim hörte seinen Vater weinen, das Messer entfiel seinen Händen, er weinte mit. Man hörte die Scharwache unten an der Thüre, die Meuterer benutzten noch den Augenblick, und steckten in die Taschen, was sie an Werthgegenständen habhaft werden konnten. Veilchen wurde von einem Frechen, der ihr die Korallenschnur vom Halse riß, fast erwürgt.

„Herrenloses Gut ist für mich auch kein Uebel,“ dachte Schnauzerle, und steckte einen vergoldeten Becher und das Messer ein, welches Ephraim hatte fallen

lassen; „das ist eine gute Waffe," dachte Schnauzerle, „zumal, da sie ein silbernes Heft hat."

Noch einmal entstand verworrenes Geräusch, dann wurde plötzlich Alles still, die Scharwache trat ein.

Moses Daniel wurde von den Meuterern mehr fortgeschleppt als geführt, bis sie auf der untern Hausflur Halt machten; dort trat der Rädelsführer mit einem Messer vor, und schnitt den hier liegenden Wollsack auf. In Wolle eingewickelt lag hier die Leiche des vermißten Fritz Posch, drei tiefe Dolchwunden im Herzen; die durchschnittenen Pulsadern und Schläfe zeigten, daß er eines martervollen Todes gestorben war.

„Du hast ihm das Marterblut abgezapft für deine Ostern, du Judas!" riefen Alle, und schlugen und stießen den alten Mann, der ohne ein Wort zu erwidern, Alles geschehen ließ. Noch mit seinem Sterbegewande bekleidet, wurde er als Mörder in das Gefängniß geworfen. —

Der Sommer war gekommen und verschwunden, Herbstnebel lagerten still auf der Erde, aus den Kerkerwänden quollen Tropfen hervor gleich Thränen, Moses Daniel saß still zusammengekauert in seinem Gefängniß, er hatte keine Thränen mehr, er hatte keine Gedanken mehr, denen er nachhängen mochte, Alles schwomm wirr und chaotisch in ihm zusammen; nur bisweilen bewegten sich seine Lippen wie zu einem leisen Gebete, er lugte zu seinem Fensterchen hinaus, nur um die Sonnenwende zu beachten, und dann das übliche Gebet zu sprechen. Alle Drangsale eines Kerkerlebens und peinlichen Verhörs hatte er ertragen, selbst die Schrecken

der Folter waren ihm nicht fern geblieben; zwar hatte Friedrich II. alsbald nach seinem Regierungsantritt diese mittelalterliche Barbarei abgeschafft, aber es war in einer geheimen Cabinetsordre an die Behörden geschehen, das Volk erfuhr nichts davon. Als Schreckmittel konnte die Androhung der Tortur noch immer angewendet werden, und that gute Dienste; bei Moses Daniel indeß war es vergebens, da zwar Inzichten, aber auch nicht das entfernteste Geständniß vorlag. Er hatte den mit gräßlichen Verwünschungen gestachelten Judeneid geleistet, wobei er nach dem Herkommen die Brust entblößen und barfuß auf einer Schweinshaut stehen mußte, aber gestehen konnte er nichts, und so zog sich die Untersuchung in die Länge.

Moses Daniel hatte einen Bruder mit Namen Abraham, dieser war ein gescheiter und welterfahrener Mann. „Mit Gold kann man jedem noch so großen Schreihals das Maul stopfen, und wenn man mit Dukaten läutet, fangen die Stummen an zu beichten," pflegte er zu sagen, und seine Lebensregel bewährte sich auch im vorliegenden Fall; es gelang ihm nach und nach seinem Bruder alle möglichen Bequemlichkeiten zu verschaffen, ja sogar seine Freiheit hätte er erwirkt, wenn die Richter sich nicht vor der Schande der offenbaren Bestechung gefürchtet hätten. Abraham setzte daher öffentlich eine große Summe Geldes für denjenigen aus, der von dem Mörder des Fritz Posch auch nur eine Spur angebe.

Eines Abends trat ein alter Bettler, in einen zerrissenen Soldatenmantel gehüllt, zu Abraham ein und

verlangte mit ihm allein zu sein. Abraham betrachtete den Bettler mit forschenden Blicken, auf dem Haupte trug er eine bunte Zipfelmütze, die er nicht abthat, weil sein haarloser Schädel durch Wunden entstellt sei, ein großer weißer Schnurrbart bedeckte fast den ganzen unteren Theil des Gesichtes, gegen dieses Alles stachen die frischen blauen Augen mit den hellen Glanzlichtern sonderbar ab. Abraham befahl indeß seiner Frau und seinen beiden Kindern hinaus zu gehen. Nach vielen Versprechungen und Betheurungen erzählte nun der Bettler keuchend und mit beengter Brust: der Mörder des Fritz Posch sei der Leinweber Leneke in den Hinterhäusern, der seit einiger Zeit zu den Frommen, zu den „Stillen im Lande" gehöre; jener Fritz sei „in allen Ehren" der Geliebte von Leneke's Frau gewesen, aber aus Eifersucht habe ihn Leneke erstochen und die Leiche in das Haus des Juden praktizirt. Leneke habe dann „in allen Ehren" von der allgemeinen Dispens des Königs Gebrauch gemacht, und sich von seiner Frau scheiden lassen. Abraham fragte, ob der Bettler, da er durchaus kein persönliches Zeugniß ablegen wollte, denn kein Zeichen oder bestimmtes Merkmal habe; da gab ihm der Bettler einen silbernen Ring mit den Worten: „Nach diesem wird er's gewiß nicht läugnen können."

Abraham ging in das Nebenzimmer, man hörte ihn leise sprechen, der Bettler stand rasch auf und horchte, Abraham kam mit einem großen Geldsacke heraus und zählte mehrere hundert Thaler auf den Tisch, der Bettler streckte eine überaus kleine Hand aus dem

Mantel, um die blinkende Münze zusammenzuscharren; Abraham ging voll sichtbarer Ungeduld das Zimmer auf und ab, stellte sich seitwärts an das Fenster, schaute nach der Straße und behielt den Bettler dabei im Auge; dieser hatte das Geld eingesackt und wollte eben gehen, da sprang Abraham vor, zog eine Pistole aus der Tasche und faßte den Bettler an der Kehle, der Schrei erstarb dem Bettler auf der Zunge, zitternd wand er sich unter den Händen Abrahams, da ging die Thüre auf, „Jesus Maria! die Polizei!“ rief der Bettler, aber mit gellender weiblicher Stimme; Abraham riß dem Vermummten die Mütze vom Haupt und schöne blonde Locken quollen hervor, er riß den Schnurrbart von der Lippe, ein schönes weibliches Gesicht enthüllte sich; die Gerichtsdiener erkannten sie als die Frau Leneke, die, seit sie von ihrem Manne geschieden war, als Comödiantin in den benachbarten Städten umherzog; sie wurde verhaftet, ebenso ihr ehemaliger Gatte, der seine That bald eingestand; er wurde zum Tode verurtheilt, Frau Leneke nach mehrmonatlicher Haft Landes verwiesen; Moses Daniel ward in Freiheit gesetzt.

„Auch gut,“ sagte Moses Daniel mit einem schweren Seufzer, als er zum Erstenmal wieder in seinem Lehnsessel saß, und seine Familie um ihn versammelt war, „Kinder, laßt uns auch gut sagen, es hätte ja noch viel schlimmer gehen können. Der Herr läßt mich hienieden für meine Sünden büßen, damit ich drüben der reinen Seligkeit desto theilhafter werde; Dank und Preis ihm, daß er mir Ruhe und Freiheit wieder gegeben.“ —

Moses Daniel genoß der Freiheit — wenn man diesen heiligen Namen auf den schutzlosen Zustand eines Schutzjuden anwenden darf — nur noch kurze Zeit. Am ersten Sabbath ließ er sich von seinen Söhnen nach der Synagoge führen und sprach dort vor der versammelten Gemeinde den Segen über die Thorah und Alle die es hörten, weinten vor Rührung, und wie er selber schluchzte, tönte da und dort ein Schluchzen aus der Gemeinde, als Moses Daniel hierauf das übliche Dankgebet gegen Gott für die Rettung aus der Todesgefahr sprach. Am meisten aber weinte Ephraim, er fühlte jetzt zum Erstenmal vollauf, was der Tod sei und er sah seinen Vater als einen vom Tod Erstandenen und küßte ihm die Hände, als er wieder in seinen Betstuhl zurückkehrte.

Noch ein anderes Ereigniß bewegte kurze Zeit darauf das Herz unseres Ephraim tief. Es war der Tag, an dem der Webermeister Leneke hingerichtet wurde. Im Hause Moses Daniels war an diesem Tage ein Bangen und eine stumme Trauer, es war als hörte man das Todesschwert sausen, das über dem Haupte der Familie geschwungen war, das die göttliche Gerechtigkeit abgewendet und nun aber doch ein Leben zum Opfer heischte. Es war als erfüllte sich an dem Hause auf's Neue jene wunderbare Fügung in Aegypten, da der Würgengel an den mit dem Zeichen des Blutes vom Osterlamme kenntlich gemachten Wohnungen schonend vorüberschritt. Moses Daniel fastete vom Morgen bis zum Abend und sprach unaufhörlich leise vor sich hin die für den Versöhnungstag vorgeschriebenen Gebete.

Niemand durfte das Haus verlassen und Ephraim ward tief ergriffen von der Erzählung des christlichen Dienstknechtes, daß der Kopf Leneke's der hundertste sei, der mit dem Richtschwerte abgeschlagen wurde und daß es der Angstmann nun zur ewigen Ruhe stellen müsse.

Moses Daniel verließ den ganzen Winter das Bette nicht mehr; Ephraim mußte ihm in allen Freistunden aus den heiligen Büchern vorlesen, und wenn er dann aus Müdigkeit einschlief, zog Ephraim schnell ein profanes Buch aus der Tasche und las für sich weiter; da lagen dann Boccaz's oder Ariost's verliebte Geschichten auf den offenen Blättern des Thalmuds, und das Röcheln und Schlafreden des Kranken erschien oft wie dämonisches Protestiren gegen solche Genossenschaft, daß Ephraim schaudernd zusammenschrack und das Buch zuschlug, aber bald öffnete er es wieder lächelnd und las ruhig weiter. Ein zehrendes Fieber rieb allmälig das Leben Moses Daniels auf. —

Der erste Osterabend war wieder gekommen, der Tisch war reich gedeckt, zahlreiche Lichter verbreiteten festliche Helle. Moses Daniel befahl, daß man ihm sein Sterbegewand anziehe, und ihn hinaustrage auf die goldbrokatne Ottomane; er wollte noch einmal zu Throne sitzen als König in seinem Hause. Die üblichen Lieder wurden gesungen, Moses Daniel lag auf seiner Ottomane und summte leise mit, es war heute nicht orientalischer Königsstolz, daß er sich nicht aufrichtete; ihm gebrach die Kraft dazu, aber nach dem Tischgebet raffte er alle seine Kraft zusammen, und unterstützt von Ephraim und Nathan gelang es ihm, sich aufzu-

richten, er faßte den Becher, hob ihn in die Höhe, als tränke er dem unsichtbaren Gottesgeiste zu: „Ueber's Jahr in Jerusalem!“ rief er mit mächtiger Stimme; er stemmte die Hand an die Stirne und sah in den Becher — der Becher entfiel seinen Händen. —

Wieder war das Sterbegewand vom Weine geröthet, wieder sank er leblos auf die Ottomane zurück, wie im vorigen Jahr zur selben Stunde, aber diesmal erwachte er nicht wieder. Nach wenigen Stunden trauerte man nur noch um den todten Moses Daniel. — —

8. Theilung und Zerstreuung.

Wenige Wochen nach der Beerdigung Moses Daniels saß die ganze Familie im elterlichen Hause. Die Theilung war beendigt, die Fremden waren fortgegangen, nur die vier Brüder, ihre Schwester und Täubchen-Theodolinde saßen da, ein Jedes hatte goldene Becher, Geschmeide und dergleichen vor sich stehen, denn Moses Daniel hatte fast ein Dritttheil seines Vermögens in beweglicher Habe, da er, die Ankunft des Messias treuherzig und aufrichtig hoffend, stets marschfertig sein wollte; aus diesem Grunde hatte er auch kein Testament hinterlassen.

Die Dämmerung warf ihre Schatten in das Zimmer, eine linde Frühlingsluft strömte durch das offene Fenster; Alles war still.

„Brüder,“ begann Ephraim, „die Theilung ist vollzogen, wir aber wollen uns nicht theilen.“ —

„Ich bin auch dafür, daß wir das Geschäft unter gemeinschaftlicher Firma fortführen," — bemerkte Chajem.

„Ich rede jetzt nicht vom Geschäft," fuhr Ephraim fort, „der Vater, um den wir uns zusammen einfanden, ist nicht mehr; sollen wir nun dahingehen, ein Jeder seinen Weg, und soll kein Sammelplatz mehr uns einen? Was ist der Mensch, und der Jude insbesondere — der ausgeschlossen ist von allem Staats- und Völkerleben — ohne die Seligkeiten der Familie? Darum laßt uns sein Ein Herz und Eine Seele; alljährlich am Sterbeabend unseres Vaters wollen wir uns hier versammeln mit unsern Weibern und Kindern, und keinen Groll in uns aufkommen lassen. Die Religionsfeste haben ihre Weihe für Manche verloren, wir wollen sie wieder gewinnen durch Familienfeste."

Die Brüder drückten sich warm die Hände ohne ein Wort zu reden. Veilchen fiel ihrem Bruder Ephraim um den Hals, küßte ihn und weinte.

Eine Pause trat ein, kein Laut wurde vernommen, aber im Innersten pflog ein Jedes traute Worte und Zeichen mit dem Andern. Solche Auftritte scheinen nur auf der höchsten oder auf der niedersten Bildungsstufe den Zeitraum von mehreren Minuten überdauern zu können, auf einer Mittelstufe tritt alsbald die Reflexion hinzu, dann heißt es nach den Worten der Schrift: „und sie sahen, daß sie nackt waren, und sie verbargen sich;" man schämt sich nicht selten der seelischen Nacktheit und so kommt es dann, daß die rührendsten Momente oft in ihr Gegentheil überschlagen.

„Das schönste Kleinod," begann Ephraim, „der Talisman, der ihm alles Ungemach des Lebens verschönte, den hat der selige Vater leider auf Niemand von uns vererbt, ich meine seinen Wahlspruch: auch gut."

„Diese optische Lebensansicht gehört aber auch in das rayon der préjugés," bemerkte Täubchen-Theodolinde geistreich lächelnd.

„Sie wollten optimistische Ansicht sagen," entgegnete Nathan, „ich bin auch nicht für dankbaren Gehorsam gegen den gestrengen Herr Gott, und frage oft: wozu diese furchtbaren Plagen?"

„Daß wir das Erlösungsbedürfniß in uns wach erhalten," antwortete Ephraim, „und der messianischen Zeit harren, wo Vernunft und Menschlichkeit herrschen."

„Ich sehe aber gar nicht ein, warum wir die Narrthierer des Judenthums sein sollen?" bemerkte Chajem. Ein Gelächter entstand, das Nathan durch die Worte zu beschwichtigen suchte:

„Du wolltest wohl Martyrer sagen und hast gewissermaßen Recht. Was verpflichtet, ja ich frage noch weiter, was berechtigt mich, die mir eingebornen Anrechte auf Lebensgenuß und Lebensfreude, auf freie Wirksamkeit und Anerkennung, dem ruhelosen Gespenste eines alten Glaubens zu opfern? Habe ich nicht das Recht, ja sogar die Pflicht, mich aus diesen Ketten zu befreien, bieg's oder brech's? Ich bin auf der Welt, um sie zu genießen, die Religion ist meinetwegen da, ich nicht ihretwegen; um wahrhaft leben zu können, muß man sich darum der herrschenden Kirche zuwenden?"

„Der herrschenden," rief Ephraim, „das ist das wahre Wort, du bist doch noch ehrlich genug, es auszusprechen. Herrschen! das ist den Selbstlingen die allein selig machende Kraft der Kirche. Ich müßte mich selber verachten, ich müßte mein innerstes Dasein und Denken verletzen, wenn ich aufhörte ein Jude zu sein, wenn ich mich zu einem andern Bekenntniß wendete, an das ich nicht glaubte; wenn ich den heiligen Orgelklang der Kirchen mir zur Tanzmusik umsetzte, um eine fröhliche Lebensmenuette darnach zu tanzen. Zur selben Stunde aber, da ich erkennen würde, daß das Judenthum mich an der Erfüllung irgend einer Menschen- und Bürgertugend hinderte, würde ich hineilen in die Kirche, und meinen Mund nicht schließen und meine Knie nicht erheben, bis ich erlöset wäre; so aber kann mir das Judenthum alle Menschen- und Bürgertugenden so gut als jede andere Religion verleihen, und hat es sogar seit Jahrtausenden die seltene Kraft des Duldens über uns ausgeströmt; nur menschliche Satzungen, in ihm und ihm gegenüber aufgestellt, haben ihm den frischen sonnigen Lebensplan versperrt; ich bin stolz darauf, ein Jude, der Unterdrückten Einer zu sein, ich liebe das Judenthum" —

„Diesen Judenstolz wirst du doch nicht auch eine Tugend nennen?" fragte Nathan, „dieses ewige selbstgefällige Leidtragen und sich selber Bemitleiden ist eben auch Eitelkeit und Gefallsucht, wie ich eine Schöne kannte, welche die Trauertracht sehr gut kleidete und die daher ihr Leben lang um ihren Bruder trauerte, den sie nicht einmal geliebt hatte. Du liebst das

Judenthum? — Warum? Liebteſt du unſern alten Lehrer, der uns Schläge gab, ob wir das Penſum gelernt hatten oder nicht? Ueberhaupt haſt du eine gar ſonderbare Streitweiſe, du kehrſt deinem Gegner den Rücken und führſt deine Hiebe nach einer andern Seite, wo dein Gegner gar nicht ſteht. Ich ſagte ja —"

„Du haſt mich auch meine Rede nicht vollenden laſſen," unterbrach ihn Ephraim. „Ich bin allerdings kein Jude in dem Sinne, daß ich die aberwitzigen Mährchen glaube, oder auch nur ſchön finde, wie auch Hunderttauſende von Chriſten in dem Sinne keine Chriſten ſind; ich kann und will aber im Judenthum verharren, weil auch innerhalb ſeiner Grenzen die Möglichkeit und Gelegenheit gegeben iſt, zur Vorbereitung auf das wahre und allgemeine meſſianiſche Reich der Vernunftreligion. Ehe und bevor dieſe —"

„Vernunftreligion?" lachte Nathan, „biſt du auch Einer von den Goldmachern, die der Natur in's Handwerk pfuſchen wollen? Vernunftreligion! Es giebt eben ſo wenig eine Vernunftreligion als eine Vernunftliebe. Warſt du ſchon einmal verliebt? Man iſt verliebt, man weiß nicht warum und wie, ſo iſt auch der Religiöſe; er glaubt und weiß nicht, warum und wie ſo? Sobald Dieſer oder Jener nach dem Warum fragt, iſt Jener kein rechter Verliebter und Dieſer kein Religiöſer mehr. Die Religion etablirt ſich a conto suo und nicht a conto der Vernunft. Geſetzt aber, man könnte am Waſſer Feuer anzünden, das heißt geſetzt, es gäbe eine Vernunftreligion, oder eine mit der Vernunft übereinſtimmende Religion — wie doch einer eben ſo gut

in ein reiches und schönes Mädchen verliebt sein kann, als in ein armes und häßliches — diese neue Religion mit der doppelten Buchhaltung ist doch noch nicht da. Ich weiß wohl, die Aufgeklärten sagen: bei uns kann sich einstweilen Jeder seine Religion selber machen. Ich sag' aber: nicht Jeder ist ein Schneider und nicht Jeder kann sich nach seinen Schneidergedanken selber kleiden wie er will; darum bestellt man sich seine Kleider, wie es Mode ist, bei dem der die Sache betreibt. Und so geht's auch mit der Religion."

„Du hast Recht," sagte Ephraim lächelnd, „die Tracht bei dem gemeinen Volke und die von Tonangebenden ausgehende Mode bei den Gebildeten ersetzt den mangelnden persönlichen Geschmack, und im Gebiete des Glaubens die persönliche Ueberzeugung."

„Du hetzest mir mein Gleichniß zu Tode," entgegnete Nathan wegwerfend. „Ich sage noch anders: soll ich, wenn ich Leibeigener bin und frei werden kann, es nicht annehmen, weil ich warten will, bis in tausend Jahren vielleicht eine Republik zu Stande kommt? Ich würde, wenn ich Katholik wäre, ohne Bedenken Protestant werden, weil ich's für freier und gescheiter, wenn auch nicht für das Freieste und Gescheiteste halte; eben so gut darf ich, wenn ich ein Jude bin —"

„Ich bitte dich um Gottes willen, sprich's nicht aus," schrie Ephraim, „also du hältst es auch moralisch für keine Sünde, dich zu Etwas zu bekennen, woran du nicht glaubst?"

„Wenn ich mir wohl sein lasse, ohne einem Andern dadurch wehe zu thun, so begehe ich damit keine Sünde.

Ich weiß, ich fall' um fünfundzwanzig Prozent, wenn ich Christ werde; wenn ich heute heirathen will, bin ich unter den Juden im Ansehen Einer von den Ersten, unter den Christen hab' ich lang zu thun, bis ich einer der Mittelmäßigen werde, aber dennoch, was soll mir Ehre und Gold, wenn ich nicht heraus darf aus der Judengasse?"

„Je vous assure, daß ich diese Ansicht schon längst gegen meinen Mann decouvrirt habe, nicht wahr, Mäuschen?" so sprach Täubchen-Theodolinde und streichelte mit der linken Hand ihrem Mann, der über das Gelächter, das er vorhin erregt hatte, ganz verstimmt war, schmeichlerisch das Kinn; in der andern Hand hielt sie einen überaus reichen Perlschmuck, der ihr aus der Verlassenschaft Moses Daniels zugefallen war. „Sie sind ein coulanter Weltmann und haben einen esprit, der Dracheten steigen läßt," fuhr sie fort, „man ist ja nur einmal auf der Welt, warum soll man sie nicht genießen? Ich sage es immer: enfin, was kommt bei all' unserm Erwerb heraus? Ich trage schönere Blondenhauben, als die Frau des Maier Lippmann. Ich bin gewiß nicht proportiös, aber wir haben Geld und Bildung, wir können und dürfen uns sehen lassen und uns in anderen Cercles bewegen. Dieses schöne Perlentedeum —"

Ein schallendes Gelächter unterbrach Täubchen-Theodolinde, die verwundert um sich sah und die Lippen noch heftiger als sonst einkniff; ihre Augen ruhten fragend auf ihrem jüngsten Schwager.

„Wie nannten Sie diesen Schmuck?" fragte dieser schalkhaft.

„Nun, ein Perlentedeum," war die Antwort, die mit noch größerem Gelächter aufgenommen wurde. Täubchen erhob sich, steckte das Perlendiadem zu sich und entfernte sich mit ihrem Manne schnell ohne Abschiedsgruß.

„Laß sie gehen," sagte Nathan, „der Baum der Erkenntniß, von dem diese gegessen hat, ist ein Purzelbaum; die möchte nur ihre kauderwelsche Garderobe vor der Frau Hofräthin und der Frau Majorin brilliren lassen."

„Ich sehe nicht," erwiderte Ephraim, „welches Recht man hatte, darüber zu spotten; der Stoff verändert nichts, es ist dasselbe, ob man dergleichen oder eine auf Reisen erworbene Lebensroutine mit dem Siegel der allgemeinen Anerkennung gestempelt wissen will."

„Ich bin nicht so studirt wie du, aber ich kann dir doch was sagen," entgegnete Nathan, zog seine Uhr aus der Tasche, hielt sie in der Hand und fuhr fort: „Siehst du, auf die Sekunde hin so viel als hier der Zeiger angiebt, ist jetzt auch auf der Thurmuhr der Elisabethenkirche. Warum? Ich richte die meinige darnach. Vielleicht geht aber meine Taschenuhr genauer als die Thurmuhr? Kann sein, aber wenn andere Leute Mittag haben, will ich auch Mittag haben. Ich weiß wohl, die Aufgeklärten sagen: das recht verstandene Judenthum sei weiter voran als das Christenthum; ich kann aber auch keine Uhr brauchen die vorgeht, so wenig als eine, die nachgeht."

„Ich verstehe dein Verlangen nach Einheit mit der Welt," ergänzte Ephraim „und in dem Streben nach

äußerlicher Anerkennung liegt auch das große und erhabene Bewußtsein, sich mitten im schaffenden Geiste der Geschichte gehalten zu fühlen, mit jener unendlichen Zahl strebender Geister in Eins verschlungen zu sein, mit ihnen zu arbeiten und zu feiern" —

„Ja, das fühlte ich auch einst," sagte Veilchen, die nebst ihrem Bruder Maier bis jetzt still und aufmerksam der ungewohnten Unterredung zugehört hatte, als ich auf Pfingsten vor zwei Jahren zu unserer verstorbenen Tante nach Glogau reiste. Es war gerade Sonntag Morgens. Wir waren nicht weit von Glogau auf einer Höhe angelangt, noch nie hatte ich einen so herrlichen, frisch athmenden Morgen genossen, die Sonne stand in ihrer vollen Pracht am blauen Himmel, an dem kein Wölkchen zu sehen war, Alles schimmerte und glänzte rings umher; eine feierliche Stille schwebte über der unendlichen Ebene mit ihren Wiesen, Wäldern und Dörfern, und hier und dort kletterte eine Lerche auf ihren Tönen empor, bis wo das Auge sie verliert, als ob ein magischer Zug sie hinanzöge zum Himmel. Da ertönte plötzlich die Morgenglocke von dem Kirchthurme eines nahen Dorfes, eine andere, eine dritte erwiderte, zehn, zwanzig, von allen Seiten, von fern und nah stimmten ein, über der ganzen Ebene flossen die Tontropfen wie zu einem heiligen Strome zusammen, es war als ob Millionen Friedensengel sich auf diesen Tönen wiegten und Ruhe, Friede und Freude über die ganze Erde ausbreiteten, Alles war so heilig, kein Wagen rollte, kein Lastträger keuchte unter seiner Last, überall war Klang und Licht und

Glanz; wie mit leisem Flüstern neigten die Blumen ihre Häupter und beteten, ein heiliger Schauer durchrieselte mein ganzes Wesen. Ach, sprach es mir im Herzen, die glücklichen Christen! Ihnen ist das Himmelreich, denn sie haben den Himmel auf Erden; solch ein Fest, das die ganze Erde mitfeiert, wo uns die heilige Stille auf den Straßen, die freudigen Mienen arbeitsloser und schöngeschmückter Menschen offenbaren: heute ist Sonntag, wie beseligend muß das sein! Ein jüdisches Fest, das die Männer nur in den feuchten Mauern der Synagoge, und die Frauen nur in der Küche begehen, wie eng und gedrückt ist das! o wäre ich als Christin geboren, wie glücklich wäre ich!" Wir kamen durch das Dorf; heiter und geschmückt, mit frischen Blumensträußen an der Brust und das Gesangbuch in der Hand, gingen die Bauernmädchen nach der Kirche. Wie mit Zauberbanden hielten mich die Töne der Orgel an der Kirche fest, sie brausten und zitterten mir durch alle Adern und erfüllten mich mit unnennbarem Schauer, ich fühlte die Gluth meiner Wangen erst als ich die Thränen von ihnen abwischte. O Gott! warum hast du mir keine Kirche gegeben, in der ich dich in tiefer Zerknirschung anbeten und mich zu dir erheben darf. Was kümmern mich die Satzungen der Priester, warum hast du mir selber die Pforten deiner Synagoge verschlossen? So betete und eiferte ich, und seitdem kann ich an keiner Kirche vorübergehen, ohne daß der dröhnende Orgelklang mir Seufzer und Thränen auspreßt. Wenn ich des Sonntags ein Christenmädchen aus der Kirche kommen sehe, das schwarz

eingebundene Gesangbuch mit dem darauf liegenden gebügelten weißen Taschentuch an die Brust gedrückt, wie es so still und zufrieden einherschreitet, ach Gott! Da bin ich leider so schlecht, daß ich fast nur Neid empfinde. — Wie schön es ist, wenn Alles zusammen ein Fest feiert, das haben wir wieder an den letzten Pfingsten gesehen, da unsere Feiertage mit denen der Christen zusammentrafen; ich überredete mich, die Glocken läuteten auch für uns, Alles war so schön."

„Wehe! Wehe! der Vater ist todt!" schrie Maier, sich erhebend, leichenblaß und zitternd. „Weh! wenn du nicht todt wärest, alter ehrwürdiger Vater, du würdest jetzt vor Gram sterben, oder deinen abtrünnigen Kindern die Zunge aus dem Halse reißen. Ich ließ euch Alle ausreden, ich kann nicht mit euch streiten; ihr habt viele gottverfluchte Bücher gelesen." Er ergriff ein auf dem Tische liegendes Messer und schwang es wie zum Angriff, Alle schracken zusammen. „Wüßte ich," fuhr Maier fort, „daß nur eine Ader von euch, daß nur ein Wort von euren Gedanken in mir haftete, ich würde sie mit diesem Messer ausschneiden und ausgraben wie faules Fleisch; ich streite nicht mit euch, ihr wißt mehr als ich, aber so viel weiß ich, daß wir in einer furchtbaren Zeit leben, sonst müßte Gott der Herr seiner Erde befehlen, daß sie ihren Rachen aufthue und euch verschlinge wie Korah und seine Rotte. Wer hat euch zu Männern gemacht, zu Herren und Richtern (2. B. M. 2, 14.) über die jüdische Religion? Dürfen hier in dieser Stube solche Reden geführt werden, und fürchtet ihr den Schatten unseres todten

Vaters nicht? Ich sage noch mit seinem Wahlspruch: auch gut. Gelobt seist du, Gott, Herr der Welt, daß du unsern Vater so schnell zu dir genommen, daß er den Abfall seiner Kinder nicht mehr erleben sollte. Ich gehe in die Synagoge zum Nachtgebet, um unserm Vater das Kadisch (Seelenmesse) zu beten."

Die Stimme Maiers zitterte, er verließ das Zimmer, die drei Geschwister saßen in der Dunkelheit einander stumm gegenüber.

„Licht! Licht! Veilchen, laß Licht bringen," rief endlich Nathan, „ich lasse mir durch dergleichen Geschichten das Concept nicht verwirren. Das Traurigste bei dem Uebertritt ist immer, daß, wie bei dem Auszuge aus Aegypten, die Uebertretenden selbst in doppelter Beziehung zuerst in der Wüste absterben und nicht in das gelobte Land kommen; erst dem zweiten Geschlechte ist dies wahrhaft vergönnt."

Niemand erwiderte Etwas hierauf. Ephraim stand auf und schritt einigemal nachdenklich durch das Zimmer.

„Ich möchte nur wissen," sagte er, „wie wir auf dieses Gespräch gekommen sind und es auf diese Spitze getrieben haben, es hat so friedlich begonnen und so feindlich geendet."

Auch er verließ das Zimmer, bald darauf ging auch Nathan, nur Veilchen blieb allein und weinte.

Die Geschwister waren Alle sehr verstimmt. Ephraim und Nathan hatten sich in dem Streite über ihre gewöhnliche Kraft erhoben — wie man denn immer finden wird, daß im Kampfe, im physischen wie im

geistigen, sich die Kräfte steigern und verdoppeln —; dennoch aber fühlten Beide, daß sie nicht ihre ganze Ansicht gegenseitig verfochten und nicht allseitig begründet hatten. Alles war nur halb gesprochen, und dennoch war Zwietracht daraus entsprungen; dies Gefühl war das peinigendste. Chajem und Maier waren jeder auf seine Weise verletzt und gekränkt, Veilchen glaubte ihr Innerstes wieder einmal enthüllt zu haben, ohne verstanden worden zu sein.

Kein Osterabend versammelte die Geschwister mehr um Einen Tisch, das Band, das Ephraim um sie schlingen wollte, war bald zerschnitten.

9. Neue Bekanntschaft.

In der Brodyer Synagoge war dreißig Tage lang das Betpult Moses Daniels umgestürzt; Niemand durfte diesen Platz betreten, denn die Kabbalah lehrt: von der Sterbestunde an kommt dreißig Tage lang die Seele des Verstorbenen, Morgens, Abends und Nachts, wenn die Gemeinde versammelt ist, in die Synagoge, stellt sich auf ihren gewohnten Platz, und betet mit. — Das zweite Zeichen von dem Tode Moses Daniels war eine von frommen Frauen gefertigte Wachskerze, die vor der heiligen Lade brannte; jedesmal, noch ehe die eine Wachskerze abgebrannt war, wurde die andere angezündet; so unterhielt man dies „Seelenlicht" während des ganzen Trauerjahres.

Es war am Freitagabend nach den ersten dreißig

Trauertagen, Ephraim, Nathan und Chajem traten in die Synagoge, mit einem Putze, den diese Mauern noch nie gesehen hatten; Maier war in einer anderen Synagoge. Die Brüder stellten sich auf den Platz ihres Vaters; ein Gezischel und Geflüster entstand unter den Versammelten, denn die drei Brüder trugen — Zöpfe, und wer einen Zopf trug war ein „Neumodischer," was gleichbedeutend war mit Abtrünnigem, Freigeist und Gottesläugner. Während des leisen Gebetes, bei welchem alle Versammelten nach Osten gekehrt standen, wo die heilige Lade ist, hörte man die dort brennende Kerze ganz ungewöhnlich stark knistern und prasseln; ein leises Gemurmel entstand, die Versammelten deuteten Alle auf die drei Brüder. Nathan stand lächelnd da, Chajem glotzte blöde drein, nur aus Ephraims Blicken sprach Nachdenken und innerliche Erregtheit; weil sich hier die kahle Orthodoxie auf eine märchenhafte Weise offenbarte, ließ er sich gern davon erfassen, er machte sich gern glauben, daß das Seelenlicht seines Vaters gegen die modischen Neuerungen der Kinder Einsprache kundgebe. Dieser Glaube war ja so zauberhaft schön. Hier zum Erstenmal empfand er die Schwere, die die Folgerichtigkeit eines überzeugungsgemäßen Thuns mit sich bringt, und die minder starke Charaktere in Zwiespältigkeit versetzt.

Als man endlich die Synagoge verließ, umgab die Gebrüder Kuh ein allgemeines Murren, Niemand dankte ihrem Gruße; plötzlich hörten sie eine Stimme, die ihnen spottend nachrief: „Kuhschwänz!" es war die Stimme des Heymann Lisse, der, obgleich selber der

Freidenkerei zuneigend, doch den Muth zur Ausführung nicht hatte und auch gegen seine eigene Partei einen Witz nicht unterdrücken konnte. Kaum hatte die Menge die feindliche Losung vernommen, als Alle lachend und spottend den drei Brüdern „Kuhschwänz! Kuhschwänz!“ nachriefen. Vor Thätlichkeiten waren die Verfolgten durch ihren Reichthum gesichert; sie flüchteten sich vor dem Hohn in ihr nahegelegenes Haus.

Sonntags darauf wurden die drei Zopfbrüder vor den Rabbinen beschieden; trotz aller Ermahnungen blieben sie bei ihrer neuen Frisur. Der Rabbine war zu duldsam, um deshalb eine Kirchenstrafe zu verhängen, aber der erste öffentliche Riß, der die Brüder von den Sitten und Gewohnheiten der Gemeinde trennte, war hierdurch geschehen.

Man könnte sich vielleicht wundern, daß die jüdische Orthodoxie nicht nur eine Magen- sondern auch eine Kleiderordnung vorschreibt; aber dem folgerechten Zusammenhange der geistlichen Herrschaft, jüdischer wie christlicher, ist nichts zu gering, über das sie nicht ihr Netz ausbreitete. Die polnisch-deutsche Orthodoxie hatte eine Regel, nach welcher sie viele Dinge verbot, nicht weil sie an sich gesetzwidrig, sondern weil sie die Sitten der nichtjüdischen Nationen waren, durch deren Annahme die starre Absonderung aufgehoben und ein Anschluß vorbereitet werden konnte. Zu diesen Vorposten, die das eigentliche Lager deckten, gehörte auch die Kleiderordnung. War der Mode und dem Weltleben ein Einfluß gestattet, suchte man sich in Kleidung und äußerer Sitte mit den Nationen zu vermischen, unter

denen man lebte, so verlor der Jude seine isolirte Stellung, und es war nicht zu ermessen, wie weit der Geist der Neuerung eindringe.

Ephraim suchte indeß sich nicht nur die äußeren Bedingungen der Weltbildung anzueignen, er strebte nach dem Innerlichen, Geistigen; eine eigenthümliche Leidenschaft entwickelte sich bei ihm. So lange Moses Daniel lebte, hatte Ephraim sich nur wenig auf den Handel bezügliche Bücher kaufen dürfen; jetzt, im freien Besitz eines großen Vermögens, war sein erster Gedanke, eine ausgesuchte Bibliothek anzulegen. Mit einer wahren Gier suchte er diesen Plan auszuführen, so daß unter den Breslauer Juden das Witzwort von Heymann Lisse umlief: Ephraim sei von der Schafwolle auf das Schweinsleder gerathen.

Man fand bei den Juden sonst selten, daß ein Begüterter eine gewisse Liebhaberei pflegte und namhafte Summen dafür aufwendete; der vorherrschend praktische Sinn, der Mangel an jener Sorglosigkeit und Freiheit, sind die Grundursachen hiervon. Die Juden konnten, seitdem sie aufgehört hatten, eine Nation zu sein, den ununterbrochenen Besitz nicht auf drei Menschenalter zurückführen; der Erwerbende hat aber selten innere und äußere Befähigung, auch der frei Genießende zu werden; das neu erworbene Besitzthum hat noch eine unruhige Beweglichkeit, die wie von selbst zum Weiterarbeiten drängt.

Die Bücherliebhaberei Ephraims verursachte unter den Breslauer Juden viel Gerede; man erklärte sie allgemein für wahnsinnige Verschwendung, und die

Väter und Mütter waren nicht mehr begierig, den reichen Jüngling zu ihrem Eidam zu gewinnen, denn jetzt, wo ein weitaussehender Krieg ausgebrochen war, hatte das baare Geld doppelten Werth.

Ephraim war bei einer großen Bücherversteigerung, er hatte schon über hundert Thaler ausgegeben. „Martialis epigrammata," schrie der Ausrufer, und lobte die schriftlichen Anmerkungen des gelehrten Erblassers.

„Sechs Thaler!" antwortete leichthin ein junger Mann, der mit Heymann Lisse plauderte.

Ephraim betrachtete den Mann genauer, sein ganzes Aeußere verrieth, trotz der halb militärischen Kleidung, eine gewisse geniale Ungebundenheit; über das helle blaue Auge mit seiner unergründlichen Milde schienen bisweilen lose Irrlichter zu schwirren, eine übernächtige Sehnsucht und Unbefriedigtheit zuckte in den Gesichtsmuskeln, die bald ungewöhnlich belebt und bald schlaff waren; nur um die Mundwinkel schien der ewige Sitz heiterer Genien zu sein, dies Lächeln war das Lächeln einer tief liebenden Seele. Ephraim wußte nicht wie er das Antlitz des Fremden, das wie durch eine eigenthümliche Durchsichtigkeit auffiel, nicht schon früher bemerkt haben mußte; auch der Fremde heftete seinen durchdringenden Blick auf Ephraim, und dieser glaubte demselben gewissermaßen ein geistiges Einverständniß zu eröffnen, indem er immer mehr auf das Buch bot.

„Das ist ja ein martialisches Buch, Herr Sekretär," sagte Heymann Lisse, „ist's für den Herrn Kommandanten und betrifft es den Krieg?"

„Nein, ich will es für mein Regiment anwerben,

es steckt ein kecker Scharfschütze darin," erwiderte der Sekretär, „ich habe heute Nacht in der Schlacht bei Faro über hundert Preußen zu meinen Gefangenen gemacht, lauter zusammengelaufenes Pack, meist Kupfer, aber weiß gesotten, in guter Uniform, das Geld wird täglich schlechter, und überhaupt, was machte ich mit dem Gelde, wenn ich nicht Bücher kaufte?"

„Ich sag's ja immer: so ein Poet ist ein ganz anderer Mensch wie ein anderer," schloß Heymann und wendete, wie er beim Sprechen immer that, Kopf und Hände auf und nieder, und schaute jetzt über seine Brillengläser hinweg mit offenem Munde zu dem Sekretär auf, denn das Kunststück war ihm gelungen: während er mit dem Sekretär plauderte, war Ephraim das Buch für sechzehn Thaler zugeschlagen worden.

Ephraim beging gewissermaßen eine Unschicklichkeit, indem er seine Artigkeit beweisen wollte; denn er bot dem Fremden das Buch zum freien Gebrauch an; dieser schien den Mißgriff zu bemerken und fragte Heymann, wer der Herr sei.

„Ein Herr Namensbruder," erwiderte Heymann, „das ist der Ephraim Kuh, ein Buchhalter wie Sie sehen, denn er hält ein Buch in der Hand."

„Ach," sagte der Fremde, „ich erhielt ja den siebenten Zankbrief von meinem Mendelssohn durch Sie; wollen Sie mich einmal besuchen, dann sprechen wir über den Martial, ich habe einen schlesischen Rivalen aufgefunden, den ich mit Ramler herausgeben will; wir besitzen in ihm allein einen Martial, einen Catull und Dionysius Cato. Kennen Sie Logau?"

„Nein. Wo kann ich Sie besuchen?"

„Ich wohne in der Junkernstraße bei dem Kommandanten, General Tauenzien, und bin der Sekretär Lessing." —

Veilchen zitterte vor Wehmuth und Freude, als ihr Ephraim zu Hause erzählte, wen er heute gesprochen; ein Mann, der ein Buch geschrieben, schien ihr ein Halbgott, ein Heiliger, der gar nicht lebte wie andere Menschen, und noch dazu dieser Mann, der die Schmerzen ihrer Glaubensgenossen zuerst zu versöhnen trachtete, den sie mit der heiligsten Verehrung liebte, dessen Worte sie zuerst mit stotternder Zunge aussprechen gelernt hatte; ihre Wange glühte, sie küßte ihren Bruder auf den Mund, denn dieser Mund hatte Worte des Verständnisses zu ihm gesprochen. Veilchen bat ihren Bruder, als er wegging, dem Dichter ihre Verehrung mitzutheilen, aber kaum war er weg, so sprang sie ihm die Treppe hinab nach und bat ihn, das ja zu unterlassen.

Ephraim kam zu Lessing.

„Eben recht," sagte dieser, nach den ersten Begrüßungen, „hier lesen Sie eine Epistel von meinem Moses, aber schon in der Bibel steht: als Moses nach Aegypten kam und die Sklaven vom König Pharao oder König Faro erlösen wollte: sie hörten nicht auf ihn vor kurzem Athem und schwerer Arbeit."

Ephraim las jene merkwürdige Widmung „an einen seltsamen Menschen" (Lessing) zu Mendelssohns philosophischen kleinen Schriften, die nur wenigen Exemplaren vorgedruckt war, und mit Lichtwers Worten schloß:

Wenn er nicht hört, nicht spricht, nicht fühlt,
Noch sieht; was thut er denn? — er spielt.

„Er spielt," wiederholte Lessing lächelnd, indem er im Zimmer auf und abging, „gut, ich will eine Philosophie des Spiels schreiben, so bündig und klar, daß man künftig von den heiligen vier Königen sprechen soll; das Kreuz, das Laub, Herz und Eckstein sind die Symbole für die vier Elemente der Geistes- und Körperwelt; mein französischer Abenteurer soll nicht umsonst sagen: tous les gens d'esprit aiment le jeu à la fureur. Sage du immerhin, die erste Betrachtung über das Spiel muß die sein — daß man gar nicht spielen und vielleicht noch weniger darüber denken müsse. Im Spiele vereinigen sich die Affecte der Jagd-, Schlachten- und Stubenaufgeregtheit; diese Menschen wissen nicht, daß sie auch ihre Seele ganz los und ledig vor mir auf die Karte setzen, ich sehe alle ihre Zuckungen. Wenn ich nicht in mir versumpfen will, muß ich spielen, das jagt die Lebenswellen durch einander. Spielen Sie auch?" Die letzten Worte richtete er an Ephraim, sonst hatte er halb für sich gesprochen.

„Ich werde gespielt," erwiderte Ephraim, „ich heiße Kreuzsieben, weil ich viel Kreuz auf dem Rücken habe, oder Ecksteinsieben, weil ich überall anstoße."

„Auch witzig," sagte Lessing, „gerade wie der Heymann, aber mit einer Beimischung von Schmerzsüchtigkeit. Das ist nicht gut. Man muß die Pillen verschlucken, und nicht kauen. Es ist sehr zu bedenken, ob ein Unglücklicher auch ganz unschuldig ist. Ich

glaube nicht. Er hat es wohl an Klugheit fehlen lassen oder läßt es noch daran fehlen, da er sich nicht aufrafft."

Ephraim ward stutzig bei diesem Anruf, aber in einer eigenen empfindlichen Art betonte er in seiner Erwiderung vorherrschend, daß er einen Vergleich mit Heymann ablehnen müsse.

Ephraim theilte hier die Unschicklichkeit so vieler Leute, welche die Unterhaltung mit einem neuen Bekannten sogleich damit beginnen, über den gemeinsamen alten Bekannten zu sprechen, und zwar indem sie ihn durchhecheln; Lessing bemerkte das, und entgegnete nicht sogleich, er wollte Ephraim Zeit lassen, einen mildernden Uebergang zu finden.

„Ich sehe den Heymann bisweilen gern bei mir, er ist nicht nur ein taktisch gewandter Schachspieler, er ist auch sonst ein heller Kopf," sagte er endlich.

„Das muß ich eben bewundern," sagte Ephraim, „daß ein Mann wie Sie mit solchen Leuten verkehren kann, ohne entweder allein die Kosten der Unterhaltung zu tragen oder sich zu langweilen?"

„Ich langweile mich nie und mit Niemand," sagte Lessing, und ein Schimmer von Mißbehagen schwebte auf seinem Angesicht, „sonst, in meinen fleißigen Zeiten hätte ich vor innerer Dürre sterben zu müssen geglaubt, wenn ich zwei Tage weder ein wissenschaftliches noch ein poetisches Werk in Händen gehabt oder daran gearbeitet hätte; jetzt sehe ich mich in der Lebensbibliothek um, da ist kein Buch so dumm, man kann doch wenigstens etwas Gescheites dabei denken. Der Gegensatz

macht mich thätig. Ich habe noch immer Lust, ein Journal herauszugeben, das den Titel führen soll: Bestes aus schlechten Büchern. Ich verlange nicht von irgend einem Vogel in der Welt eine einzige andere Feder als er hat. Wie der Landschafter auf der ödesten Haide noch immer Studien in den Wolken und dem Luftton machen kann, so auch kann, wer für die Gestaltungen des Geistes sein Auge schärfen will, überall Studium die Hülle und Fülle finden."

„Schließt aber dieses Studium, als egoistisches, nicht die Liebe aus?" fragte Ephraim kleinlaut.

„Sie verstehen Latein?"

„Ja."

„So müssen Sie auch wissen, daß hier Studium ursprünglich Liebe heißt, — ohne Liebe kann man ein Ding nie wahrhaft erkennen, ich liebe das allgemein Menschliche in einem Jeden, indem ich es zu erkennen strebe. Nur wer die Menschen mit reinem Wohlwollen liebt, sich theilnehmend ihnen anschließt, gewinnt eben damit ihre Seele, ich meine die Erkenntniß derselben. Wie würde sich Heymann freuen," fuhr Lessing abbrechend fort, „wenn er wüßte, wie wir uns auf seinem Rücken zu einer subtilen Discussion erhoben."

Eine Pause trat ein; die erste nähere Bekanntschaft Ephraims mit Lessing schien eine unerquickliche zu sein.

„Hier habe ich Ihnen auch den Martial mitgebracht," sagte Ephraim endlich, „es war eine Grille von mir, alle Ausgaben meines Vorbildes besitzen zu wollen."

„Ihres Vorbildes? Sie sind ein Bruder in Apoll?

Ephraim reichte Lessing schüchtern und die Augen niederschlagend ein schönbeschriebenes Papier hin.

„Brav!“ sagte Lessing beim Durchlesen, „schneidender Witz, noch nicht blank geschliffen und polirt.“

„Glauben Sie, daß der Reim unumgänglich ist?“

„Ich bin auch hierin wie überall für republikanische Freiheit, aber es ist ein Verdienst, sich nicht vom Reime fortreißen zu lassen, sondern ihm durch geschickte Wendungen das Gepräge der Nothwendigkeit zu geben. Auch sie zeigen mir, daß Wernike Unrecht hat, wenn ihm die deutsche Sprache, ihrer vielen Umschweife wegen, zu dieser Gattung von Gedichten nicht bequem zu sein scheint. Ich habe mit Ramler auch Logau etwas verändert, ohne ihn im geringsten moderner gemacht zu haben. Der Leser stößt nirgends so ungern an, als in einem Sinngedichte, welches allzu kurz ist, als daß man die Unebenheiten darin übersehen könnte. Logau wird vielleicht auch Ihnen in jeder Beziehung mehr freien Muth geben.“

Ephraim war entzückt; er erzählte nun, wie er in Mußestunden seinem Unmuth über die Welt und ihre Verkehrtheiten Luft mache. Vor Kurzem habe er Latein zu lernen angefangen, und zwar mit dem Martial; er habe es gewagt ihn nachzuahmen, nun sei ihm das Leben leichter, da er eine Waffe gegen dasselbe gefunden habe, sonst habe er geweint und gejammert; ein Klagelied könne er aber nicht dichten; den ganzen Tag über sei er voll Trauer und Wehmuth, wenn er aber Abends in seinem Zimmer auf- und abgehe, müsse er oft laut auflachen über die Witze, die ihm durch den

Kopf schießen, er springe dann voll Uebermuth und Lebensluft über Stuhl und Bank weg, setze sich hin und schnitzle ein Epigramm, ihm sei dann so wohl und so leicht, als ob sein ganzes Wesen Flügel gewonnen hätte.

Lessing dachte über die psychologische Erfahrung nach, daß die im Leben weichmüthigsten Menschen, wenn sie zu schreiben beginnen, oft die bittersten und übermüthigsten werden und umgekehrt.

„Sie wissen, ich generalisire nicht," sagte er endlich, „und mache mir nicht jeden Juden, der mir unter die Hand läuft, zum Typus der gesammten Confession; aber ich glaube, daß die Juden schon durch ihre Stellung einen Beruf zum Witz, zur Satyre und zum Epigramm haben. Der Witz ist, wie das Salz, nicht sättigende Speise, aber es würzt die Nahrung und bewahrt vor Fäulniß. Ist Ihnen nicht auch schon aufgefallen, daß der Witz in Ihrer Nation auch mehr Scheidemünze ist, daß aber Ihre großen Geister eher pathetisch oder subtile Logiker sind? So Spinoza, so Mendelssohn. Liegt das vielleicht in einem Gegensatze, der —"

„Der Witz ist oft nur der Affe, der auf dem Rücken des Kameels hockt und Gesichter schneidet," unterbrach Ephraim unschicklicherweise den Redenden, „was kümmert's aber die große Welt, das Kameel, was der Affe da oben treibt und macht?"

„Sie stützen sich in dieser Geringschätzung des Witzes vielleicht auf den Schweizerbengel Bodmer, der den Witz die Krätze des menschlichen Geistes genannt hat; aber

der Witz ist im Geistesleben was der Blitz im äußern Naturleben, er reinigt die Atmosphäre, er entsteht wie der Blitz durch den Conflict zweier Elektrizitäten. Gerade die Contraste des Lebens, die sich dem Juden von selbst aufdringen, sind ergiebig für den Witz und führen —"

Ephraim hatte die üble Gewohnheit, selten Jemanden ausreden zu lassen. Lessing wollte entwickeln: wie fast nie glückliche Nationen und Personen zugleich auch witzige seien und nur die Athener hievon eine Ausnahme machen.

„Nun erkläre ich mir auch," sagte Ephraim, „warum meine Schwester Veilchen, die, beiläufig gesagt, eine schwärmerische Verehrerin von Ihnen ist, den Witz und den Blitz mit gleicher Angst fürchtet: ist ein Gewitter am Himmel, so verschließt sich die sonst so Muthige in ein einsames Zimmer, und drückt die Augen zu, daß sie den Blitz nicht sehe; sie hat mir aber schon oft geklagt, daß sie jedesmal, sobald es blitze, unwillkürlich die Augen aufschlage. Wenn man durch einen Witz irgend eines ihrer superfeinen Gefühle in's rechte Licht setzen will, beginnt sie zu weinen oder verläßt das Zimmer."

Lessing ließ sich noch mehr von Veilchen erzählen, und Ephraim bemerkte unter Anderm: „Meine Schwester war ein wunderliches Kind, sie war schon in ihrem sechsten Jahre verliebt, und in Wen meinen Sie? In Niemand Geringeres, als in Gott selber; wenn es ihr oft so recht wohl war, richtete sie sich auf ihren Fußspitzen hoch empor, neigte das Köpfchen nach vorn,

spitzte den Mund und küßte in die leere Luft hinein; als ich sie einst fragte, was das sei, sagte sie: ich habe den lieben Gott geküßt."

Lessing wurde immer nachdenklicher. „Ich besuche Sie nächstens," sagte er zu Ephraim, als dieser wegging.

10. Veilchen.

Das Haus Moses Daniels hatte seit dessen Tode etwas eigenthümlich Freies, man möchte sagen Entblößtes. So lange der Vater lebte, waltete dessen strenge Ordnung auch in seiner Abwesenheit; jetzt kannten die zur Selbständigkeit erwachsenen Kinder keine Abgrenzung mehr.

Als Lessing zum Erstenmal in dieses Haus trat, war sein Blick unstet und es war ihm immer, als müsse er nach Vater und Mutter fragen, obgleich Alles durch den feinen Ordnungssinn Veilchens wohlgefügt und anmuthend war.

Ephraim hatte seiner Schwester den Sekretär Lessing als seinen „Namensbruder und Bruder in Apoll" vorgestellt, und dabei seine Hand vertraulich auf die Schulter Lessings gelegt.

Ephraim kannte nur zwei Umgangsformen: entweder steif und gemessen, oder durchaus familiär zu sein. Man wird diesen Fehler bei den meisten Menschen, die in enggezogenen Kreisen leben, und besonders bei den meisten Juden finden, welche erst in's erweiterte Leben eintreten; theils läßt ihr heißes Blut und die lebhafte

Beweglichkeit, sie sobald die ersten Schranken der Gesellschaftssitte gefallen sind, in das andere Extrem der Vertraulichkeit überspringen; theils sind sie an dieses gewöhnt, weil ihr bisheriger gesellschaftlicher Umgang nur aus Juden bestand, mit denen sie eine unmittelbare Familiarität verband, und wo sie keine Formen zu beobachten hatten; und zuletzt mag als Endursache dienen, daß eine gewisse zuthätige Herzlichkeit, die keine Formbeschränkung kennt, ein Grundzug im Charakter der Juden ist. Jene höhere dritte Stufe, wo innerhalb der gesellschaftlichen Gesetze die ungehemmte Kraft des Geistes und der Liebe sich frei entfalten kann, kann nur Ergebniß eines höheren Gesellschaftslebens sein.

Veilchen aber bildete den geraden Gegensatz ihres Bruders, sie war schüchtern und verzagt und wagte es kaum, ihre langen Wimpern zu erheben, wenn Lessing mit ihr sprach; nur wenn sie sich von ihm nicht bemerkt glaubte, weilten ihre Blicke mit stillem Behagen auf seinen edeln Zügen; aber Lessing fühlte es wohl, daß Veilchen ihn betrachtete, denn in dem Blicke freundlicher Zuneigung liegt eine eigene magnetische Kraft, und ohne daß man es sieht, fühlt man es doch, wenn ein Blick des Wohlwollens auf uns ruht.

Lessing konnte nicht umhin, zu bekennen, daß ihm hier im Hause Vater und Mutter fehle, und er fragte Veilchen nach deren Leben und Tode. Veilchen erkannte in dieser Frage den zarten Bedacht des Neueingeführten, daß er sie, die Unbeschützte und Unbewachte, durch Anrufung der Verewigten mit ihrem schirmenden Geiste umgeben und sie zu Zeugen ihres Verkehres beschwören

wollte. Mit der ganzen Innigkeit ihrer kindlichen Liebe erzählte nun Veilchen von Vater und Mutter, und besonders bei dem Ersteren verweilte sie länger, und nannte es einen Verlust für den Verstorbenen und den Fremden, daß sie einander nicht gekannt hätten.

Lessing hatte eine besonders glückliche Art des Zuhörens, die dem Sprechenden wohlthut und ihm gleichsam jedes Wort von der Lippe erlöst. — So war die erste Begegnung eine beiderseits erquickliche, die wie ein langgewohntes und nur erneuertes Verhältniß anmuthete.

Es mag noch als ein Ueberrest orientalischer Lebensgewohnheit erscheinen, jedenfalls fiel es Lessing angenehm auf, daß er bei seinen oft wiederholten Besuchen stets mit Speise und Trank bewirthet wurde. Diese Gastlichkeit verlieh alsbald ein Gefühl heimathlichen Willkomms. Als sich Lessing einst scherzend darüber aussprach und bemerkte, wie sinnig und wohlthuend es sei, einander nicht blos mit Worten zu bewirthen, sondern auch durch leibliche Nahrung das Leben zu erfrischen und wie sich daran das Symbol des Liebesmahls schließe, sagte Veilchen mit wonnestrahlendem Gesicht:

„Wie freut mich's, daß Sie nicht auch die gewöhnlichen Ablehnungen anbringen. Die Dichter haben doch die glückliche Aufgabe, das was man unwillkürlich oder aus Gewohnheit thut, neu erkennen und lieben, neu thun zu lehren."

Lessing war einst mit Veilchen allein; man sprach von den günstigen oder ungünstigen Vorurtheilen, die

der erste Eindruck beim Begegnen fremder Personen hinterlasse. Veilchen behauptete, als Kind habe man darin das richtigste Gefühl, man wisse alsbald, wer uns liebt und wer nicht; diesen Kindertakt könne man sich auch für's ältere Leben bewahren. Die letzte Instanz, das Gefühl, von welcher es keine Appellation mehr gebe, sei hier die erste geworden, und es sei ein schöner Sieg des Gefühls, daß es mit einem gesunden Blick mehr erkenne, als die Vernunft mit ihren Mikroskopen und Ferngläsern.

Ein vieldeutiges Lächeln schwebte um die Lippen Lessings, als er erwiderte: „Sie schälen sich die rothe lichte Seite von der Frucht des Lebensbaumes ab, und vergessen, daß es auch eine andere verschattete giebt. Wären die Vorurtheile des ersten Eindrucks stets günstig, so dürfte man es vielleicht noch hingehen lassen; bedenken Sie aber jene launischen Vorurtheile, die sich oft an das Kleinlichste hängen, unsere augenblickliche Verstimmung, die wir oft auf die Erscheinung des Fremden übertragen, und wieder eine nicht zu Tage kommende und vielleicht ihm selbst unbewußte Beengung des Fremden, die ihn nicht zur freien Darstellung seiner selbst kommen läßt. Meine Art hierin ist, daß, wenn eine neue Erscheinung, die in den Kreis meiner Bekanntschaft tritt, mir eine sogenannte Idiosynkrasie oder unerklärliche Abneigung einflößt, ich mir alle Mühe gebe, desto zuvorkommender und liebreicher gegen den Fremden zu sein; er wird dadurch auch seine bessere Seite, die nirgends fehlt, gegen mich herauskehren, und ich habe mir durch meine eigene Willenskraft und

nicht durch unbestimmte Gefühligkeit einen neuen Menschen gewonnen, den ich lieben kann."

„Ach! Sie sind doch himmlisch lieb und gut," sagte Veilchen und preßte die Lippen zusammen, gleichsam als wollte sie das schnell entfahrene Wort wieder an seinen Ursprung fesseln.

So lange die Juden nicht im allgemeinen gesellschaftlichen Leben aufgegangen sind, wird jedes mit ihnen gepflogene allgemeinere Gespräch sehr leicht eine Wendung und Beziehung zu jüdischen Verhältnissen nehmen, da sie diesen Gesichtspunkt selten aus den Augen verlieren können. Theils unwillkürlich, theils auch in der Absicht, um ihren unvorsichtigen Worten eine andere Beziehung zu geben, erzählte Veilchen, daß sie an Lessings Lustspiel „die Juden" deutsch lesen gelernt habe, und schloß mit der Frage: „Sie hatten wohl nie ein Vorurtheil gegen Juden?"

„O ja doch," erwiderte Lessing, „keines jener Vorurtheile, die durch Erziehung und Geschichte uns gegen die Juden eingepfropft werden, war mir fremd geblieben. Ich spreche sonst nicht gern von meinen Sachen, sie sind mir längst abgethan und ich sehe mehr als jeder Andere ihre Fehler; Ihnen aber darf ich mich erklären. Ich habe mich zuerst von den Beschränktheiten meines Standes frei zu machen gesucht, ich habe das in dem Lustspiel „der Gelehrte" nach meiner Art versucht. Ich ging weiter, mich auch von den Beschränktheiten meiner Confession zu befreien und zu zeigen, daß die höchste Tugend von jedem positiven Bekenntniß unabhängig ist, und daraus entstand das

Lustspiel „die Juden". Was wir Rechtschaffenes thun, und sei es in nächster Veranlassung auch nur für uns, wird auch zum Segen für Andere. Jene Maxime, die ich Ihnen bei Befreiung von Vorurtheil nannte, bewährte sich mir bei der Bekanntschaft mit Juden am glänzendsten; ich bin überzeugt, daß alle die Judenfeinde, wenn sie die Juden kennten, wenn sie mit gesunden Augen ihre Geschichte und ihre Gegenwart ansehen wollten, dieselben lieben und achten würden gleich anderen Menschen. Die Juden haben eine Tugend, die sie mit ausdauernder Beharrlichkeit üben; sie sind dankbar gegen jedes Wohlwollen, gegen jede Wohlthat eines Christen, und vergessen das nie. Ich lerne ihnen nachahmen. Ich bin für mein Streben nach Freiheit schon vielfach belohnt," fuhr Lessing fort; er ergriff die Hand Veilchens, sie zitterte in der seinigen, aber sie wagte es nicht, sie zurückzuziehen. „Ohne diese Freiheit wäre es mir nie zu Theil geworden, mir eine so holde und liebenswürdige Freundin zu erwerben."

Veilchen schlug die Augen nieder und Lessing drückte einen herzhaften Kuß auf ihre Lippen, die ihm nicht widerstrebten. Veilchen schauderte in sich zusammen, sie bedeckte mit der linken Hand ihre Augen, ihre Rechte lag noch in der Hand Lessings, sie drückte sie fest, kein Laut wurde vernommen.

„Lieben Sie mich denn?" flüsterte endlich Veilchen leise, sie hielt noch immer ihr Angesicht bedeckt. Plötzlich erwachte in Lessing das Bewußtsein dessen, was hier vorgegangen war; er sah die Flamme, die er angefacht; mit dem höchsten und heiligsten Gefühl der

Liebe zu spielen, sie zur Tändelei herabzuwürdigen, das war einem edlen Geiste wie Lessing zu fern. In peinlich stummer Pause stand er da, er hätte gern die Hand Veilchens fahren lassen, wenn es nur ginge; sie mochte das fühlen und entzog ihm leise ihre Hand. Ein halb phrasenartiger Ausdruck kam endlich Lessing zu Hülfe.

„Ich liebe die Schönheit, aber auch die Wahrheit," sagte er endlich, „und so muß ich Ihnen bekennen —"

„O! Sie sind ein herrlicher Mann," fiel Veilchen ein, „dieses freie Geständniß, daß Sie mich nicht lieben, macht, wenn es möglich ist, nur — daß ich Sie noch mehr lieben muß. Fürchten Sie sich nicht, fürchten Sie nicht für mich, es ist eine ganz Andere, die Ihnen das sagt. Ich bin es nicht, die christliche Gräfin sagt es Ihnen. Mein einziger Wunsch ist, ich möchte doppelt auf Erden sein, meinetwegen, weil's doch nicht anders sein soll, einmal zertreten, wehmüthig, mit endloser Sehnsucht, eingemauert, mit einem Wort: ein Judenmädchen; und dann als christliche Gräfin, frei, kühn und glänzend, voll freudigen Lebensmuthes und feiner Bildung, daß ich Sie ganz erfüllte. Wie säße ich mit Ihnen hoch zu Rosse und durchstreifte Wälder und Triften, wie träte ich mit Ihnen in den glänzenden Saal, ich säße mit Ihnen am stillen Herde; aber ein Blick müßte Ihnen sagen, daß sich meine Seele in die Ihrige eingewurzelt, fest, tief, ewig. Ach! ich kann's nicht sagen, was ich wollte, ich rede schon zu viel; aber das Eine weiß ich: nur mein Herz möcht' ich haben in der andern Hülle, ich würde Sie beglücken

wie noch nie ein Mensch beglückt wurde, ich würde Sie lieben wie Gott — aber Gott liebt uns nicht, er will nicht, daß ein Geschöpf auf Erden ganz glücklich sei —"

Ermattet sank Veilchen in sich zusammen, sie stützte ihre Stirn auf die Hand und schluchzte laut.

„Liebe Freundin," sagte Lessing mit bewegter liebevoller Stimme, „was ich fühle, brauche ich Ihnen nicht zu sagen; da, wo wir jetzt stehen, bedarf es keiner Worte der Vereinigung mehr, nur der zarten Lösung und Verständigung."

„Auch diese nicht," rief Veilchen, sich emporrichtend, ihr Antlitz war verklärt, eine Thräne hing wie Thau in ihren Wimpern, aber ihr Auge leuchtete hell und klar, wie die Sonne nach einem Gewitter, sie breitete ihre Arme aus und umschlang Lessing und küßte ihm die Augen und die Lippen. „Leb' wohl, Leb' ewig wohl!" schluchzte sie und rang sich von ihm los.

Eine kleine Pause standen die Beiden einander gegenüber, auch aus des Mannes Auge trat eine Thräne.

Es klopfte an, Täubchen-Theodolinde trat ein. Veilchen stand bewegungslos, nur ihr Busen hob und senkte sich rascher, Lessing kehrte sich um und drückte die Thräne aus dem Auge; es schmerzte ihn auf's neue, daß dieser zarten Seele selbst das süße Wehe des Abschiedes und der Entsagung nicht rein und unverkümmert blieb. Veilchen indeß faßte sich schnell, sie nahm ihrer Schwägerin den Shawl ab, bewunderte ihre schöne Toilette, ihr gutes Aussehen, sie fragte nach dem

Befinden ihrer Nachbarin, nach ihrer jetzigen Lectüre, — Alles in Einem Athem. Täubchen konnte gar nicht zur Besinnung kommen, sie blickte aber auf Lessing, der, vor sich niederschauend, die rasche Gewandtheit Veilchens bewunderte und bemitleidete. Er sah all den innern Kampf dieser Seele.

Veilchen stellte Lessing ihrer Schwägerin vor; diese war hocherfreut, den berühmten „Auteur" kennen zu lernen und lobte seine Schriften.

Was war Lessing jetzt alle Literatur und all sein eigenes dichterisches Streben, hier, wo er nicht durch freie poetische Verknüpfung, sondern unmittelbar und fast gegen seinen Willen eine Seele in den Kampf geführt hatte, der sich am Abgrund des Wahnsinns hinzog?

„Es giebt Augenblicke," sagte Lessing, „wo ich Alles, was ich geschaffen, mit Freuden hinopferte, wenn ich einer mir ewig theuern Seele Ruhe und Frieden dadurch erwerben könnte."

Ein Blick von Veilchen sagte ihm den innigsten Dank, und Täubchen-Theodolinde gelangte, ohne daß sie es wußte, zu einem Witze, indem sie diese Rede den „Calumniationspunkt aller Bescheidenheit" nannte.

Sobald es schicklich war, entfernte sich Lessing; er wäre gern noch länger geblieben, denn im Geiste hatte er sich gesagt, daß er nie mehr in diese Umgebung zurückkehren dürfe, aber die Anwesenheit Täubchens erregte Mißbehagen; mit einem einfachen Lebewohl schied er von Veilchen, sie sahen sich starr in die Augen, sie sahen sich nie mehr wieder . . .

Nachdenklich, den Blick zur Erde geheftet, ging Lessing über den Judenplatz, da hörte er mehrmals hinter sich rufen: „Herr Sekretär!“ Er kehrte sich um, der Münzpächter Veitel Ephraim aus Berlin, der Oheim Veilchens, stand vor ihm. Schlaff und runzelig schlotterte die weißgelbe Haut seines blatternarbigen und wie wurmstichigen Gesichtes, die Augen waren wie von unersättlicher Gier weit aus ihren Höhlen hervorgetrieben, die zurückgedrückte hohe Stirne, die aufgeworfenen bläulichen Lippen schienen Verschlagenheit und sklavische Unterwürfigkeit zu verrathen; der feine dreieckige Hut, dessen Vorderspitze wie ein offener Schnabel in die Höhe stand, saß tief im Nacken und stützte sich auf die weiße Halsbinde, ein pelzverbrämter brauner Rock mit langen Schößen bekleidete die mittelgroße Gestalt. Die Hände in den beiden Seitentaschen, mit Geld klimpernd, den Unterkörper nach Vornen streckend, sich auf den auseinander gespreizten Beinen stolz hin und herwiegend, so stand Veitel Ephraim da, eine lebendige Rechenmaschine, deren Zifferblatt, das Gesicht, nur die gewonnenen Prozente anzeigte. Lessing gefiel sich einen Augenblick darin, des Gegensatzes mit seiner jetzigen Stimmung wegen, dieses Angesicht näher zu betrachten, er hörte daher die Fragen Veitels wegen der Gesinnungen des Generals Tauenzien bei der beabsichtigten Erneuerung des Münzvertrages ruhig an, endlich, statt eine ausführliche Antwort zu geben, fuhr er sich über die Stirn.

„Morgen, morgen,“ sagte er, „will ich Ihnen Alles sagen, jetzt kann ich nicht;“ und schnell lief er davon und hinaus in's Freie.

„Ein unpraktischer Mensch, der nie zu was kommen wird und ich hätt' ihn gern was verdienen lassen," sagte Veitel zu sich und sah Lessing mitleidig und geringschätzig, in der That aber auch zornig nach, denn Lessing hatte sich nie dazu herbeigelassen, bei dem General Tauenzien, der zugleich General-Münzdirektor war, den Münzpächtern irgend Vorschub zu leisten.

Veitel kehrte jetzt um und ging zu den Kindern seiner verstorbenen Schwester.

Als Lessing weggegangen war, hatte Veilchen eine Weile still bei ihrer Schwägerin gesessen, sie rieb sich die Stirn mit Eau de Levante, um nicht die wenigen Worte sprechen zu dürfen, daß sie Kopfweh habe.

„Entre nous soit dit," sagte Theodolinde, „ich glaube du bist in den Sekretär verliebt, er hat allerdings ein interessantes air." —

„Veilchen lächelte. „Wie magst du glauben, daß ich in einen Christen —"

„Pourquoi pas?" sagte Theodolinde, „ich sage dir, in deiner position würde ich mich gar nicht mainteniren eine Christin zu werden, du kannst dann einen Offizier heirathen, und denk' einmal, Frau Hauptmännin oder Frau Majorin zu sein, ach! ich wäre im Exilium vor Freude. Weißt du, wen du heirathen mußt? den schönen Hauptmann bei den Husaren mit dem kohlschwarzen moustache, wie freundlich hat der uns gegrüßt, als wir letzten Sonnabend zum Nikolai-Thor hinaus gingen, wie hat der Augen! So schwärmerisch und mit welcher grace saß er zu Pferd, die feine Taille, wie herrlich." —

Ohne daß angeklopft worden war, ging die Thüre auf. Veilchen sprang ihrem Oheim Veitel mit einem freundlichen „Gottwillkomm" entgegen, sie war froh, von dem Gespräch ihrer Schwägerin erlöst zu sein.

„Weil du heut so apart freundlich bist, Veilchen," sagte Veitel bald nach den ersten Begrüßungen, „hab' ich dir auch ein schönes Geschenk mitgebracht; ist dir ein in Gold gefaßter Diamant, den man um einen Finger wickeln kann, recht?"

„Bitte, geben Sie mir den Ring," sagte Veilchen zu ihrem Oheim, der neckend die Hand in der Tasche hielt und endlich erwiderte:

„Es ist ein Ding, es ist kein Ring und hat doch Ring'."

„Also eine Kette, bitte geben Sie."

„Es ist keine Kette, denn es wird nicht gezogen, es geht allein."

„Also eine Uhr? ach, bitte, quälen Sie mich nicht länger."

„Es ist keine Uhr, denn eine Uhr wird alle Tag' aufgezogen, und das Ding wird alle Tag' angezogen."

Veilchen setzte sich unwillig nieder und schwieg; schmunzelnd trat Veitel zu ihr, und legte die Hand auf ihr glattgescheiteltes Haar.

„Na, Närrchen," sagte er, „muß man dir denn mit der Ofengabel winken? Ein Bräutigam ist es, den ich mitgebracht hab', der giebt dir Ring' und Kett' und Uhren, Herz was begehrst du? Aber à propos, du kannst doch gut deutsch schreiben und lesen?"

„Ja wohl, soll ich Ihnen einen Geschäftsbrief lesen?"

„Nein, diesmal nicht, aber ich gratulire, denn die Sache ist jetzt so liquid wie eine dreifach versicherte Hypotheke. Dein Bräutigam will par tout ein Mädchen, das deutsch lesen und schreiben kann; gerade weil er selber nichts davon versteht, will er eine Frau, die die Geschäftsbriefe nachsieht; er könnte Mädchen haben mit dreimal so viel Geld als du hast, denn es ist der Herz Moses Helft, dessen Oheim, Levi Gumperz, schon unterm vorigen König der größte Mann gewesen ist. Du brauchst dich nicht lange zu besinnen, du hast ein Vierteljahrhundert auf dem Buckel, und jedes Jahr, das du als ledig älter wirst, sinkst du um fünfzig Prozent."

Veilchen erwiderte nichts, und als endlich Veitel wieder weggegangen war, rief Täubchen: „Aide toi et Dieu t'aidera! Du kannst diesem calcul durch einen coup entgehen, geh' mit mir und meinem Mann in die Kirche."

Veilchen dankte und bat ihre Schwägerin, sie allein zu lassen; sie begab sich auf ihr Zimmer und warf sich mit einem lauten Schrei auf ihr Bett. Ihr ganzes bisheriges Leben zog wie ein nebelhafter Traum an ihr vorüber; zwischen Sehnsucht und Trauer hatte sie geschwebt, seitdem sie zum Bewußtsein gekommen war, und als ihre Erinnerung ihr die letzten Stunden vorführte, da erst begann sie zu weinen.

„Leb' wohl!" wiederholte sie, „leb' wohl!" sie küßte die Bettdecke, in der sie ihr Angesicht verborgen hatte, drückte die Augen fest zu und im Innersten Sein Bild schauend, lächelte sie still und selig. Es war Abend

geworden, der Mond warf sein blasses Licht durch die Scheiben und verklärte die Ruhende wie mit einer zarten Glorie.

„Ich bin zur Entsagung geschaffen," sagte sie zu sich, „dürfte ich ewig mit meinem Schmerz allein leben, mir wäre wohl; könnte ich sterben, mir wäre besser. Hätte ich nie geahnt, daß es ein schöneres Leben giebt, ich wäre glücklich; nein, ich hätte Ihn nie gefunden, und ohne Ihn nie diese Stunde, die tausend Leben aufwiegt — ihn, der nicht mein werden kann; fahr' wohl, Liebesglück! Da Er nicht mein werden soll, will ich mein Leben in Demuth und Entsagung verbringen. Gott! Vater, guter himmlicher Vater, nimm mich jetzt zu dir, sende deinen Todesengel und erlöse mich, Allgütiger, erbarme dich!"

Sie warf sich an ihrem Bett auf die Kniee, sie hüllte ihr Haupt in die Kissen, schluchzte und weinte und betete lange.

Die ganze Nacht und den ganzen andern Tag lag Veilchen weinend und händeringend im Bett, sie wußte kaum mehr, daß die Thränen über ihre Wangen flossen, sie aß nicht und trank nicht, und gab fast auf keine Frage eine Antwort; endlich am zweiten Abende schlief sie ermattet ein und am andern Morgen erwachte sie wie neu gestärkt. Ihre Verwandten bestürmten sie immer mehr, sich über Herz Helft zu entscheiden, sie baten so innig und stellten ihr vor, wie sie ja nur für ihr Glück sorgen wollten, daß sie von dieser Theilnahme im Innersten gerührt wurde, und von Herzen wünschte, diesen Guten nach Gefallen leben zu können. Hätte

sie gewußt, daß ihre Angehörigen meist deshalb so auf sie einstürmten, weil sie bemerkt hatten, daß der Freier nicht abgeneigt war, die Tochter des reichen Bärmann Fränkel zu heirathen, sie hätte ihrem Gefühle keinen Zwang angethan; wie hätte sie sich auch nur mit einem Gedanken zu einem Manne wenden können, dem es einerlei ist, ob er diese oder jene zur Gattin besitzen soll, der in dieser Stunde diesem und in jener einem andern Heirathsmakler folgt?

Auch Ephraim redete seiner Schwester zu, indeß beschwor er sie, in keinerlei Weise ihr Gefühl zu unterdrücken, sie solle nur den neuen Freier sehen und kennen lernen, damit sie sich keine Vorwürfe zu machen und keine zu erdulden habe. Veilchen willigte ein.

Wie klopfte ihre Brust, als sie, am Nähtischchen ihren Oheim Veitel mit dem Fremden eintreten sah, mit niedergeschlagenem Blick dankte sie seinem Gruße, sie wagte nicht das Auge zu erheben; nach und nach blinzte sie indeß von ihrem Nähezeuge auf, und gestand sich, daß sie sich den Fremden viel häßlicher gedacht hatte, sie mußte über sich lächeln. Veitel glaubte, das gälte seinen derben Späßen, mit welchen er die Unterhaltung einleitete; bald begab sich aber der schlaue Kopf mit seinen beiden Neffen in das Nebenzimmer, Veilchen zitterte am ganzen Leibe, als sie sich mit dem Fremden allein sah. Dieser nahte sich ihr und sprach über das Mousselintuch, das sie so eben säumte; er erzählte sodann von Berlin und wie diese Stadt viel größer wäre als Breslau. Veilchen faßte Muth und fragte ihn nach seinen Eltern und Geschwistern, der

Fremde sprach mit rührender Innigkeit von seiner guten Mutter. Veilchen athmete leichter. Wer einer solchen Kindesliebe fähig ist, der muß ein guter Mensch sein, so dachte sie; und verlor sich sorglos in den seltsamen Verschlingungen des Gesprächs.

Innerlich verzehrender Schmerz und Selbstopferung haben nicht minder ihre Verirrungen als rücksichtsloses Ausschreiten gegen Andere; nur ist es schwerer, in Mitgefühl und milder Schonung dort Gerechtigkeit zu üben.

Wer weiß, ob Veilchen in Entsagung und Geknicktheit ihrer Lebenswünsche nicht gern diese vollends beseitigte, sich das Recht zum Schmerze und seiner Last nahm durch Auferlegung einer neuen Pflicht?

Veilchen war sich bei den innigen Worten des Freiers nur des Einen bewußt, daß die Welt noch nicht so dunkel und ausgestorben sei, als sie ihr erschienen war, es gab noch Menschen, die sich ihres verarmten Daseins erbarmten; sie öffnete ihr Auge dem Licht und dem Leben.

Veilchen schauderte innerlich zusammen, als ihr Bräutigam sie zum Erstenmal küßte, und zwar so ohne alle Umstände, als ob er ein jahrelanges Recht darauf hätte; sie erkannte erst jetzt, was sie gethan.

Drei Tage später ward Veilchen die Braut des Herz Helft, sie hatte ihm frei gestanden, daß sie ihn nicht liebe, daß sie aber von Herzen gern sich Mühe geben wolle, sich mit ihm zu vertragen und ihm pflichtgetreu zu sein; ohne etwas darauf zu erwiedern, hing er ihr lächelnd eine schöne goldne Kette um.

Das Traurigste war, daß, nachdem Veilchen Braut geworden, die guten Leute in Breslau sie innig bemitleideten; die sie kannten und die sie nicht kannten lobten ihre Güte, Milde und ihre zarte Seele, und bedauerten, daß sie kein besseres Loos gefunden — gegen Verstorbene sind die guten Leute gern gerecht, ja sogar mild.

Veilchen mußte sehr unglücklich sein.

An demselben Tage, an welchem Veilchen Braut geworden, waren auch Chajem und Täubchen in aller Stille in einem nahen Dorfe bei Breslau zur christlichen Kirche übergetreten; Chajem erhielt die Namen Christian Achilles Gottfried, und Täubchen: Marie Christine Theodolinde.

Der Traum Moses Daniels hatte sich auf eine eigenthümliche Weise erfüllt.

11. Frauenleben.

Veilchen war zu einem still beschaulichen, ja fast zu einem Nonnenleben geboren, und sie sollte eine jüdische Handelsfrau werden. Nichts streift den zauberhaften Blumenschmelz mehr von dem Wesen der Weiblichkeit als das Handthieren am Ladentisch, oder auch am Schenktisch in einem Wirthshause; dieses feilschende, mäkelnde, in allgemeinen Freundlichkeiten sich bewegende Wesen, das auf Erwerb und Gewinn abzielt, steht mit dem wahren Frauensinn so vielfach im Widerspruch, daß es eines tiefen Kerns von innerer

Zartheit oder kecker Schalkhaftigkeit bedarf, um nicht den angebornen Adel seiner Natur mit in der Wagschale des Handels zu vertrödeln. Wie weit steht die Handelsfrau von der Nonne ab!

Als Veilchen indeß an ihrem Hochzeittage von den Frauen eingekleidet wurde, fiel es ihr auf, daß diese Ceremonie der Einkleidung einer Nonne glich. Sie mußte ihr Sterbehemd mit den schwarzen Spitzenmanschetten anziehen; ihre schönste Zierde, das reiche braune Haupthaar mit den sanftquillenden Locken wurde erbarmungslos abgeschnitten, und die Stümpfe mit einem weißen Bande zusammengebunden; eine reiche Blondenhaube wurde ihr über das Haupt gezogen, und wie bei einer Nonne, durfte nie mehr eins ihrer Haupthaare sichtbar sein, denn „der Haarputz an einem Weibe ist Schamlosigkeit," sagen die babylonischen Thalmudisten. Eine Thräne schwamm in dem Auge Veilchens, als sie ihr so sehr verändertes Angesicht in dem Spiegel betrachtete; hätte sie gewußt, wie in einem andern Zimmer ihr Bräutigam über die nicht ganz vollständige Auslieferung ihrer Mitgift sich mit ihrem Oheim zankte, sie hätte noch mehr geweint.

Veilchen war auf zweifache Weise in den Paragraphen eines Handelsvertrages verwebt worden; Veitel ging darauf aus, seine Concurrenten bei der Münzpacht, die Itzig'sche Compagnie, zu verdrängen; indem er nun eine Hauptstütze, den Herz Helft, ihr abwendig machte, suchte er ihn auch durch Familienbande auf seiner Seite festzuhalten.

Die Hochzeit Veilchens war in Deutsch-Lissa, einem

Städtchen, nur wenige Stunden von Breslau entfernt; Veitel hatte es veranstaltet, daß hier im Saal eines christlichen Wirthshauses das Hochzeitsmahl verzehrt wurde. Man trank eben nach Tische den schwarzen Kaffee, da trat der Schnurrant Jissroele Possenmacher ein, er stellte sich mit seiner Geige auf einen Stuhl, schnitt Fratzen und bat in jüdisch-deutschen Knittelversen um ein Thema für seine Improvisationen.

„Der Kaffee," rief Ephraim, und sogleich strich der Schnurrant seine Geige, und reimte dabei, daß der Kaffee der Mann, der Zucker das Weib sei; zuerst hole man das Weib mit einer silbernen Zuckerzange, dann aber greife man später mit Händen zu, Mancher irre sich und nehme Salz statt Zucker u. s. w. Diese in jüdischem Kauderwelsch vorgetragenen Schnurrpfeifereien erheiterten die Gesellschaft sehr. Veitel horchte zähnestochernd in seinen Stuhl zurückgelehnt zu; die Wirthin, eine runde, kräftige Gestalt, trat ein, Veitel stand auf, ging ihr entgegen. Der Wirthin folgte schüchtern eine ärmlich gekleidete Frau, wie es schien, in den besten Jahren, mit einem unschönen Gesicht, auf welchem Kummer und Sorgen ihre Denkzeichen zurückgelassen hatten. Veitel holte klimpernd ein Stück Geld aus der Tasche, denn er liebte es, im Angesicht Vieler Wohlthätigkeit zu üben; die Wirthin winkte ihm vertraulich mit den Augen, Veitel steckte sein falsches Viergroschenstück wieder ein.

„Na, Frau Anneliese," sagte die Wirthin zu ihrer Begleiterin, „die Leute sind satt und fressen sie nicht, sie braucht kein Gesicht zu machen, wie die Katz', wenn's

donnert, mach' sie nur keck ein paar schöne Vers' auf die schöne Jungfer Braut und den schönen Herrn Bräutigam, dann kriegt sie auch ein schönes Douceur."

Die Angeredete schlug ihr Auge auf, ein heller Strahl blitzte daraus hervor, und sich zur Braut wendend, sprach sie:

„Bräutchen, hold und wundersam,
Sage mir, wie ist dein Nam'!"

„Veilchen."

Zum Bräutigam gewendet, fuhr sie fort:

„Mann, der du für sie entbrennst,
Sage mir, wie du dich nennst?"

„Herz Moses Helft."

Die Reimerin drückte ihre von der Sonne gebräunte und durch die Arbeit gehärtete Hand fest auf die Augen, und als sie die Hand wieder wegzog, schien das ganze Angesicht verklärt, und sie begann:

„Nichts sind auf Stirne, Mund und Wangen
Die Lilien und Rosen, nichts
Sind Augen voller Tag, wenn sie gleich Sonnen prangen
Am Himmel eines Angesichts.

Dich, himmlisch Veilchen, muß man lieben,
Dich, himmlisch fühlend sanftes Kind,
Auf dessen Antlitz ward von der Natur geschrieben,
Wie fein des Herzens Reize sind."

Ein lautes Ah! und Brav! krönte die Sängerin,

selbst der Possenmacher geigte einen Tusch, daß fast alle Saiten sprangen, und schnitt Fratzen dazu. Ephraim nahm einen Teller, legte einen Ducaten darauf und sammelte bei den Uebrigen; Veilchen riß eine Denkmünze von dem Brautgürtel, der ihren Leib umfing, und legte sie auf den Teller, ihr Gatte machte ein süßsaures Gesicht dabei. Als Ephraim an Veitel kam, sagte er:

„Nun, das ist doch herrlich, Onkel?"

„Die Façon wird zu theuer bezahlt," erwiderte Veitel, während er in der Tasche nach mehreren kleinen Münzen stöberte, um auf dem Teller ein großes Gerassel machen zu können, „wie ich sage, die Façon wird zu theuer bezahlt, wie an durchbrochener Silberarbeit; wenn man das, was die Frau gesagt hat, einschmilzt, und die Reimfaçon wegfällt, kann man nicht so viel Aufhebens davon machen. Wie ich höre, machst du auch Verse. Soll ich dir sagen, wie mir Verse vorkommen?"

„Nun wie denn?"

„Bei uns daheim in Prenzlau ist einmal mit Einem ein Pferd durchgegangen. Mausche wohin? hat ihm Alles zugerufen. Weiß ich's? Das Pferd weiß es, hat er zur Antwort gegeben. Nun sag: geht's nicht auch mit Vers und Reim so? Müssen die Gedanken der Leute, die Verse machen, nicht dahin, wo der Reim hin will?"

„Sie sind ein großer Kritiker," sagte Ephraim lächelnd und brachte der Dichterin die Gaben mit den Worten:

„Nicht als Lohn,
Als Dankeszeichen,
Nimm' die Frohn,
Die wir dir reichen."

„Recht so," rief Veitel, „sie hat mit Du angefangen, und Du mußt den Saldo mit Netto abtragen; wie's in den Wald hineinschallt, schallt's wieder 'raus, sagt das Sprüchwort."

Ein Zucken um die Mundwinkel der Dichterin verrieth, daß sie im Begriff war, ihren Dank abermals in Versen auszudrücken, aber ein richtiges Gefühl sagte ihr, daß dies jetzt ungeeignet wäre, und mit einem höflichen Knicks entfernte sie sich.

Ephraim schlich ihr sobald als thunlich nach, er traf sie in einem Winkel der untern Wirthsstube, mit Heißhunger ein Brod verzehrend und mitunter einen Schluck Bier nehmend. Als sie ihn erblickte, überflog eine Röthe ihr Angesicht, er setzte sich traulich zu ihr, und bald waren sie in ein Gespräch verwickelt, wie zwei alte Bekannte. Die Fremde erzählte von ihrer Jugend, wie sie den Sommer über die Kühe gehütet —

„Ach!" rief Ephraim, „es muß Ihnen bei allem Ungemach doch wohl gewesen sein, auf sonniger Bergwiese ungestört leben und träumen zu können. —

„Ja, in Gedanken ist das schöner, aber ich mußte auf meine Kühe Acht geben und meinen Strumpf dabei stricken, und wenn ich nach Haus kam und hatte über einem Buche das Stricken vergessen, da gab's immer mehr Scheltworte oder gar Schläge als Kartoffeln zu essen; aber draußen war ich doch stets froh

und munter, ich sang die Lieder aus unserm Gesangbuche, die ich fast alle auswendig kannte, hinab in das Thal, und Alles wurde noch einmal so schön und würzig; ich wagte es, einen neuen Vers zu dem Kirchenliede und endlich ein neues Kirchenlied selber zu setzen. Gott wird mir's verzeihen, ich bin nicht mehr so fromm wie sonst, denn oft fragt mich der Versucher: wärst du nicht glücklicher als dumme Bauerndirne, sind die Lieder, die in dir leben, nicht deine Qual? Aber nein, ohne diese himmlische Kraft wäre ich schon lange zusammengebrochen, denn mein Kreuz ist schwer — ich hoffe, daß mein Heiland erscheinen wird; nur Einmal möchte ich frei aus freier Kehle das Lob unseres unsterblichen Helden, des großen Friedrichs, singen" —

„Was hat der große König für Sie gethan?" fragte Ephraim.

„Für mich?" fragte die Dichterin, und eine Röthe durchschoß ihr Angesicht, „für mich hat dieser Erdengott seine Großthaten vollendet, größer als alle Wunder der Vorzeit, daß ich sie anstaune und ihn anbete. Heil dem Helden, der einer Welt gegenüber, die auf ihn heranbraust, unerschütterlich steht, Heil uns, daß dieselbe Sonne über ihm und uns aufgeht!"

Ephraim blickte nachdenklich und beschämt zur Erde, er schalt sich über seine Selbstsucht, und doch konnte er diesen „großen Friedrich" nicht lieben; dieser Frau war er ein Glaubensheld, denn sie war Protestantin. Er verglich seinen Bildungsgang mit dem der Dichterin, und hier offenbarte ihm die neue Stufe, auf der er stand, wieder ihr neues Ungemach; der Zweifel rang

sich bis zu seinem Allerheiligsten hindurch, der Musenquell, aus dem er bisher schöpfte, erschien ihm als eine Cisterne in der Wüste, die leicht vertrocknen und versumpfen konnte; hier fand er eine lebendig sprudelnde Quelle, die sich im schattigen Thalgrunde unter Blumen fortschlängelte. Selbst der schwache Trost, in Stunden der Weihe über sein Schicksal und seine Umgebung erhaben zu sein, schien ihm hiedurch noch mehr verkümmert. Durch eine sonderbare Ideenfolge sah er plötzlich, wie sich aus dem Paradiese dichterischer Begeisterung vier Ströme ergossen: Gott, Freiheit, Vaterland und Liebe — er war nicht mehr jung und noch nicht alt genug, um Gott allein zu singen, Freiheit und Vaterland kannte er nicht, und die Liebe schwebte ihm bisher nur in gestaltloser Sehnsucht vor.

„Hat Sie nicht die Liebe so schön dichten gelehrt?" fragte er die Fremde, und sie erwiderte:

„Ohne Regung, die ich oft beschreibe,
Ohne Zärtlichkeit ward ich zum Weibe,
Ward zur Mutter! wie im wilden Krieg
Unverliebt ein Mädchen werden müßte,
Die ein Krieger halb gezwungen küßte,
Der die Mauer einer Stadt erstieg.

Sing' ich Lieder für der Liebe Kenner,
Dann denk' ich den zärtlichsten der Männer,
Den ich immer wünschte, nie erhielt;
Keine Gattin küßte je getreuer,
Als ich in der Sappho sanftem Feuer
Lippen küßte, die ich nie gefühlt!"

Die Dunkelheit, die allmälig hereingebrochen war, ließ die Röthe in ihrem Angesichte, das sie noch zum Ueberflusse mit ihrer Schürze bedeckte, nicht erkennen.

Sie erzählte nun, daß sie zum Zweitenmal verheirathet sei, ihr erster Mann habe sich von ihr scheiden lassen, und jetzt sei sie mit einem Schneider Namens Karsch verheirathet und wohne auf einem Dorfe in der Nähe. Ihre Stimme zitterte heftiger, als sie ihre jetzige Lage erwähnte. Sie sprachen noch lange traulich mit einander, und Ephraim freute sich, „heute, wo seine leibliche Schwester von ihm scheide, eine Schwester in Apoll gefunden zu haben."

„Und dieser sei unser Bruder," sagte die Dichterin, sie zog ein fliegendes Blatt aus ihrem Busen, es waren die ersten „Lieder eines preußischen Grenadiers," deren Verfasser man damals noch nicht kannte. Sie nahm ein kleines Bündel mit Brod und Mehl unter den Arm, reichte Ephraim die Hand mit den Worten: „Gedenken Sie bisweilen der unglücklichen Frau Karschin," und verließ das Zimmer.

Ephraim ging hinaus in den Garten hinter dem Hause, es war ein schöner Herbstabend, eine mondhelle Nacht lag über der Erde, aus der Küche vernahm man das Schäkern der Knechte und Fuhrleute mit den Mägden, er ging weiter hinweg, bis wo keine Menschenstimme mehr zu ihm drang, er sah hinauf zu den ewigen Sternen, er schaute hinab auf den tiefsten Grund seiner Seele. Plötzlich ertönte aus dem stillen Städtchen die Abendglocke zum Gebete, Ephraim zog fast unwillkürlich den Hut ab, er sprach zu dem, der über

den Sternen und in der Tiefe der Menschenbrust wohnt: „Herr Gott, es ist viel Ungemach und Sünde auf deiner schönen Erde, auch ich bin sündig; Herr Gott, laß mich die finden, in der ich das Leben finden soll und die Liebe; siehe, mein Herz ist voll Liebe, gieb mir die Gattin, die du mir geschaffen, ehe ich auf Irrwegen sie suche und verirre.“ Er stand an einen Baum gelehnt ruhig da, sein Blick schweifte in's Weite, in's Unendliche, und schon raschelte der Zweifel wie eine grüne Eidechse mit klugen Aeuglein durch die Blumen seines Glaubens und seiner Liebe, denn er dachte: was soll die Liebe auf dieser Erde, wo sich Alles um die eigene Axe, die Selbstsucht, dreht? Und die Sterne droben, sie wandeln gemessen ihre Bahn, ob wir in Trauer oder Freude, in Krieg oder Frieden auf dieser Erde herumkriechen. —

Plötzlich war es ihm, als ob er die Stimme eines Engels vernähme, der seinen Namen riefe; er fuhr sich mit der Hand über die Stirn, als wollte er den Traum verscheuchen, aber immer wiederholte sich der Ruf, und immer lieblicher, immer näher. Philippine, das dreizehnjährige Kind seines Oheims Abraham, stand endlich vor ihm und erzählte, wie es ihn habe in den Garten gehen sehen, er solle nun kommen, denn der Wagen sei angespannt, man müsse nach Hause, ehe die Festung geschlossen werde.

Ephraim legte seine Hand auf das Haupt des Kindes, dessen schwarze Locken bis auf die Schultern hinabreichten; mit einem reuigen Dankesblick schaute er aufwärts, dann beugte er sich zu dem Kinde hernieder,

das ihn mit seinen hellen braunen Augen, an denen man fast gar kein Weiß bemerken konnte, heiter und unschuldig anblickte; er drückte einen Kuß auf die glatte weiße Stirn, über die noch keine Sorge und keine Reue gezogen war."

„Willst du mein Bräutchen sein?" fragte er das Kind, und dieses erwiderte:

„Krieg' ich auch so eine schöne Kett' und so gute süße Sachen, wie dein Veilchen von ihrem Bräutigam?"

„Noch tausendmal schöner und süßer," sagte er, und wollte das Kind abermals küssen; aber wie aus einem geheimen Gefühl widersetzte es sich mit aller Gewalt dagegen. Ephraim nahm nun das Mädchen bei der Hand und ging mit ihm nach dem Hause. Philippine hüpfte und tanzte lustig an der Hand ihres tiefsinnigen Vetters, denn ihre innere Lebendigkeit ließ sie nie ruhig und gemessenen Schrittes gehen.

Ephraim fragte seinen Oheim Abraham, den Vater seiner jungen Auserkornen, wo denn seine Schwester Veilchen sei; er erfuhr, daß sie heimlich und ohne von Jemand Abschied zu nehmen, abgereist sei. Ephraim wurde traurig, jetzt, da sie von ihm geschieden war, fühlte er plötzlich, was er dieser Schwester hätte sein können, die ihn so innig geliebt und verstanden, und die er so oft von sich gestoßen hatte.

Ephraim kannte den unergründlichen Schmerz dieser verlorenen Seele nicht ganz: seit ihrer Verlobungsstunde, da sie einer unabänderlichen Nothwendigkeit gehorchen zu müssen glaubte, hatte sich Veilchen willenlos allen Folgen dieser Stunde hingegeben, ja sie gefiel sich in

diesem Märtyrthume, aber das Bewußtsein ihres Abfalls von dem eigenen besseren Selbst regte sich dennoch in ihr; sie fürchtete, daß ein unbewachter Augenblick es offenbaren könnte, und darum dankte sie ihrem Manne mit Thränen in den Augen, als er ihrer ersten Bitte willfahrte und heimlich mit ihr abreiste.

Friede und Ruhe ihrem verglimmenden Leben! —

Die Hochzeitgäste schickten sich alle zur Heimkehr an, nur Veitel blieb zurück.

Ephraim saß mit seinem Oheim Abraham, dessen Frau und der kleinen Philippine im Wagen.

„Du mußt dich nun auch bald um ein Ehegespons umsehen," sagte Abraham zu seinem Neffen.

„Das hab' ich schon, und hier sitzt sie," sagte Ephraim, auf Philippine deutend. Abraham lächelte, denn er hielt es für Scherz, aber seine kluge Frau rechnete im Stillen, daß Philippine in drei Jahren sechzehn Jahre alt sei, und zu dieser Zeit hatte sie auch geheirathet.

Man konnte es als vorbildlich ansehen, daß Philippine während dieser längeren Unterredung schon schlief, ihre heitere Kindheit konnte nicht ahnen, was um sie her vorbereitet wurde, und wenn sie zum bewußten Leben erwachte, wollte Ephraim sie in seine Arme schließen.

Es kann vielfach als ein Zeichen moralischer oder physischer Ueberlebtheit angesehen werden, wenn sich gereifte Jünglinge und Männer ihre Gattinnen aus der Kinderstube holen. Es ist ein neuer Reiz für den Uebersättigten, eine sichere Bürgschaft für den Getäuschten,

Betrogenen, nur selten ist es eine Folge ursprünglicher und unberührter Reinheit; versteckte Feigheit und Selbstgefälligkeit liegt sehr oft im Hintergrunde. Man ist hier seines Sieges so gewiß; das Streben nach der unmittelbarsten Uebermacht, gebaut auf ein angewohntes Abhängigkeitsverhältniß, ist nicht selten die geheime Triebfeder jener kinderliebenden Männer. Nur zwei gleich entwickelte Geister, die auf einer entsprechenden Stufe der Reife stehen, können sich in echter und fester Liebe erfassen; daß aber jene höhere Gleichheit, die zugleich die wahre Einheit ist, in der Liebe wie in der Ehe herrschen müsse, dazu mögen sich nur wenige Männer erheben.

Ephraim war sich bei seiner fortgesetzten Neigung zu Philippinen der edelsten Beweggründe bewußt, er wollte sich eine Gattin erziehen, rein, frei und lebensfrisch, er wollte ihr schon frühe Herz und Auge für die feinsten Beziehungen des Lebens öffnen, er wollte ihre Jugend bewußt in das gereiftere Alter überleiten, er wollte die Zweige, die uns in's Gesicht schlagen, wenn wir in den Wäldern des Irrthums den Baum der Erkenntniß und Wahrheit suchen, vor ihr zurückbeugen, mit den edelsten und reinsten Empfindungen seines eigenen Lebens wollte er ihre Jugend nähren, vor Allem aber ihren Gefühlen und Hoffnungen, ihrer Sehnsucht und Liebe, noch ehe eines Fremden Hauch sie berührt und eine vergängliche Wolke darüber ausgebreitet, in seinem Geiste den Ruhepunkt und das Echo verleihen.

So viele und unausgesetzte Mühe sich indeß auch

Ephraim um Bildung und Unterricht Philippinens gab, so gelang es ihm dennoch nicht, die Zügel ihres Geistes in Händen zu behalten und nach Willkür zu lenken. Die spröde und leichtfertige Natur Philippinens warf ihm seine kunstvoll modellirten Ideale oft plötzlich über den Haufen, die Elastizität ihres Geistes ließ dann seine Ermahnungen spurlos abprallen. Der natürliche Takt der Kinder läßt sie oft am schnellsten die Fehler und Grillen ihrer Umgebung, besonders ihrer Lehrer erkennen; Philippine hatte bald bemerkt, daß ihr Mentor, der sie durch die Geschichte des Telemaque führte, sich in einer Gefühlszerfaserung, in einem Liebäugeln mit dem Schmerze gefiel. Der Muthwille und die übersprudelnde Laune Philippinens, deren Geist sich rasch entwickelte, brachten Ephraim oft an den Rand der Verzweiflung, denn er war um diese Zeit doppelt gereizt und reizbar.

In einem Leben, wo jeder erwachende Morgen neuen Kampf und Widerstreit bietet, wo man sich nicht unbewußt und sorglos von dem Strom der allgemeinen Bewegung getragen fühlt, bildet sich ein stetiges Aufmerken, Berichtigen und gewissermaßen ein Buchführen über die eigene Natur aus, das zur Selbsterziehung, aber auch zur Selbstquälerei führen kann.

Nahe seinem dreißigsten Jahre glaubte Ephraim noch an seine verfehlte Lebensstellung; das Kaufmannsleben schien ihm seiner innern Natur zu widersprechen, er glaubte zum Gelehrten geboren zu sein; für einen gebornen Dichter hielt er sich nicht mehr, denn es gelang ihm nur selten, sich „in das Land der Poesie zu

flüchten.“ Er tröstete sich, wenigstens so viel Sinn für die Dichtung und ihre zarteren Regungen zu haben, um das Leben und die Liebe in ihrer tiefsten Beseligung zu genießen; die bewußte Vergessenheit, die stille Trauer über die Lebenswirren sollten in der Liebe ihre Versöhnung und Erhebung finden; er wollte ein still begnügtes Leben führen und die weite Welt vergessen. Aus Resignation hervorgegangen, sollte die Liebe ihm dennoch die unerschöpflichste Fülle erschließen, und darum ward er mißmuthig und traurig, wenn er Philippine für die feineren Schwingungen des Gemüthslebens unempfänglich glaubte; er hatte auf das Weltleben und auf selbstschöpferische Dichtung verzichtet, nun sollte er auch der Liebe entsagen. Er wollte Philippine lehren, diese Welt voll Haß und Aberwitz verschmähen und in seiner Liebe einzigen Ersatz zu finden; aber Philippine blieb sorglos und wollte nichts davon wissen, daß die Welt so entsetzlich sei; und sie fand das Leben eines Judenmädchens gerade so glücklich als das irgend eines andern Menschenkindes.

Wäre Ephraims Blick nicht von vielfachen Wirren umdunkelt gewesen, er hätte die wahre Natur Philippinens erkennen und ihre Heilkraft für sein kränkelndes Innere schätzen müssen. Ein Gemüth wie das seiner Schwester Veilchen, in welchem seine Schwermuth und sein Wehklagen nur entsprechenden Widerhall gefunden hätte, würde seine Krankhaftigkeit nur gesteigert, nicht versöhnt haben, hier, in Philippinen war Jugendmuth und Lebenskraft; was kümmerte sie Judenthum und Christenthum, die Sonne war schön, die Blumen duftig,

ihre Lieder klangen hell, und himmelblau kleidete sie sehr gut.

Die italienischen Lieder, welche Philippine mit munterer und frischer Stimme zur Laute sang, waren fast noch das Einzige, was Ephraim ihren Umgang erfreulich machte; sie waren meist scherzhaften, neckischen Inhalts, und Ephraim machte im Stillen die Bemerkung, daß auch der Vogel im Käfig sich beim Gesang hinaus träumen könne in den freien rauschenden Wald, wo er sich auf den Zweigen wiegt. Bemerkte Philippine seine Verstimmung, so griff sie unvermerkt die Molltöne und sang ein Liebeslied voll schmelzender Innigkeit, dabei sah sie ihn bisweilen schalkhaft und verstohlen an, sie sah wie sein Auge glänzte und sein ganzes Wesen sich erheiterte; denn wo solche Töne aus der Seele dringen, muß ein tieferes Erkennen sein, sagte er sich; plötzlich aber siegte wieder der Uebermuth und sie parodirte nicht selten das, was sie eben gesungen hatte.

Wenn Ephraim seine Ideen und Kenntnisse mit Ernsthaftigkeit vortrug, so mißverstand ihn Philippine oft geflissentlich; wenn er im Laufe des Gespräches ihr eine neue Ansicht eröffnen wollte, so streifte sie leicht darüber weg.

Als Ephraim einst Philippinen in begeisterten Worten die Hoheit der Dichtungen Racine's und Corneille's auseinandersetzte, hörte diese scheinbar aufmerksam zu, sagte aber doch zuletzt: „Ich weiß nicht, ob diese Helden Suppe und Fleisch essen und Strümpfe anziehen können. Ich kann mir nicht denken, was sie im Leben treiben."

Ein innerer Gram zehrte an der Seele Ephraims. Wenn er zu Hause war, pflog er im Geiste oft stundenlang Unterredungen mit Philippinen, die Kernhaftigkeit und Frische ihres Wesens erschien ihm immer klarer, mit hochklopfender Brust ging er tagtäglich nach ihrem Hause, und still, in sich gekehrt, verarmt verließ er es, um den andern Tag wieder denselben Weg mit denselben Hoffnungen und Täuschungen zu machen.

Nichts ist bei einigem geistigen Besitzthum leichter, nichts aber auch gefährlicher, als in einem beschränkten, dem Erwerbe zugewendeten Lebenskreise sich als bevorzugter Geist, als Genie geltend zu machen, und sich die gesellschaftlichen Kronrechte solcher Majestät anzueignen. Kaum hatte Ephraim im stillen Bewußtsein seines höhern Strebens die anfänglichen Spötteleien über seine unpraktischen Grillen überwunden, als er schon anfing, sich in diesem Widerspruche mit seinen Umgebungen zu gefallen und ihn geflissentlich greller herauszukehren; er liebte es sogar bisweilen, wenn man ihn unpraktisch, überschwenglich und schwärmerisch nannte, er lächelte dann still, denn er sah hierin nur die Bestätigung dessen, was er sich zum gerechten Stolz anrechnete. Oft trat er zu Philippine in das Zimmer, warf Hut und Mantel schnell ab, setzte sich nachsinnend in einen Winkel oder lief, in seinen Locken wühlend, stürmisch auf und ab; wenn ihn dann Philippine bescheiden nach der Ursache fragte, sagte er gewöhnlich: „Laß mich, ich bin aufgeregt, es wird schon allein ausklingen.“ —

Einst, da er in der Dämmerung wieder so in's Zimmer getreten war, schlich sich Philippine leise nach dem Stuhle, nahm seinen Mantel, hüllte sich darein, und das Zimmer auf- und abstürmend, sich in den Locken wühlend, rief sie: „Laßt mich, ich bin aufgeregt, ich heiße Narr — cissus, Narr — cissus!" Sie schwenkte sich mit so unnennbarer Grazie, ihr vollkommen entwickelter Körper bewegte sich so harmonisch und keck, auf ihrem schelmischen Antlitze lag ein so liebliches Lächeln, daß jeder Andere sie mit Wonne umschlungen hätte, nur Ephraim saß kalt und grämlich da. Philippine legte still den Mantel wieder ab, und von dieser Stunde an war sie von Ephraim getrennt, sie erkannte, daß er ihre eigenste Natur nicht anerkennen und sie tyrannisch nach seinen Wünschen ummodeln wollte. Die Neckereien und kleinen Streitigkeiten, welche Beide nun fortwährend mit einander hatten, trennten sie immer mehr, und Ephraim zog sich endlich zurück.

12. Der praktische Kopf.

Ephraim faßte den Entschluß, sich aus dem Geschäftsleben zurückzuziehen und allein seiner Muße zu leben; er hatte auf die Hoffnung verzichtet, sich auf dem festen Grunde der Liebe ein eigenes Familienleben auferbauen zu können, er bedurfte nun keines größeren Erwerbes mehr, zur Befriedigung seiner eigenen Bedürfnisse war sein Vermögen vollkommen zureichend.

Lessing hatte ihm gerathen, sich die Regeln der deutschen Prosodie anzueignen, und wenn er nun des Tages über Gelder gezählt, gewogen und controlirt hatte, ging er des Abends an eine gleiche Arbeit mit Sylben und Versen, jedes mußte über Abstammung, Charakter und den gewöhnlichen Courswerth sich legitimiren, hier pflog er auch seinen häufigsten feingemessenen Umgang mit dem weiblichen Geschlechte — der Auffschlagsylben. Alles ging nach der strengsten Rangordnung, denn oben saß Themis in der Gestalt des Professor Ramler auf seinem Katheder-parnasse, und hinter ihm eine große schwarze Tafel, auf welche die Sünden aller leichtfertigen oder übermüthigen Gesetzesverräther angekreidet wurden.

Unter dem Vorwand einer Krankheit saß Ephraim versuchsweise zuerst einige Tage auf seinem Zimmer. Er harrt der Ankunft eines hohen Himmlischen, da sitzt er an dem Tische, alles um ihn her ist still, von dem ewigen Wogen und Strömen des Weltlebens dringt kein Laut zu ihm, er kann dem leisesten Flüstern seines Innern lauschen, alle Erlebnisse, Beziehungen und Anknüpfungspunkte an die Alltäglichkeit hat er von sich abgelöst, frei will er im freien Aether schweben, in jener höheren Luftschichte, wo die Dünste und Nebel der niedern Sphäre verronnen sind, dort will er vom Genius, vom Göttlichen und urewig Menschlichen einen Lichtstrahl einsaugen, und ihn als Glorie an seine Stirn fesseln. Aber plötzlich schnellt eine Erinnerung, ein Gedanke, eine Person aus der Erdregion zu ihm herauf, Philippine, sein Vater oder Heymann Lisse

stand plötzlich vor ihm, und er findet sich keuchend am Boden kriechen. Gerade diese gewaltsam überschraubte, das alltägliche Leben von sich stoßende Idealität schlug plötzlich in ihr Gegentheil um; gerade weil er glaubte, nur außerhalb seines Lebens und Treibens dichten zu können und zu müssen, gerade weil er es nicht versuchte, dieses Leben selber zu verklären und zu versöhnen, heftete es sich als Rachegeist um so gewaltsamer an ihn und machte seinen Flug erlahmen.

Die gutgeschnittenen Federn und das feine weiße Papier lagen noch unberührt vor ihm, er lehnte sich lächelnd in seinen Stuhl zurück und betrachtete wehmüthig seine Umgebung und sein trauriges Bemühen; er kritzelte abenteuerliche Figuren auf das Papier, er zerkaute nachdenklich die Feder, immer noch will der heilige Geist der Dichtung nicht über ihn kommen, er wandelt das Zimmer auf und ab, nimmt ein Buch und liest, aber er weiß nicht, was er gelesen, er schreibt eines seiner ältern Gedichte ab, sehr schön, in Fraktur und mit den kühnsten Zügen eingerahmt, und endlich gelingt es ihm, eine Apostrophe an Gott, an den Frühling, oder an seinen eignen Geist in Form einer Ode zu richten. Er hatte bei seiner Vereinsamung eine Krankheit vorgeschützt, er wußte selber nicht, wie wenig poetische Licenz hierbei war.

Ephraim kam zu Lessing, er zeigte ihm wieder mehrere seiner Gedichte und klagte über sein trauriges Schicksal.

„Man kann nicht zweien Herren dienen," sagte Ephraim, „wenn ich die Leier Apolls rühren will,

gleich schlägt Merkur mit seiner Elle darein, an welcher die beiden Schlangen Debet und Credit heißen, und sich einen Kanon zuzischeln."

„Es ist ein sehr feiner Zug im Homer," sagte Lessing, „daß Ulysses noch auf Ithaka jammert und klagt und es nicht erkennt, daß er schon zu Hause ist; so geht's auch Ihnen, Sie quälen sich umsonst, Ihrem Geiste Toga oder Meßgewand der Ode umzuhängen und ihn den Weihrauchkessel schwingen zu lassen, die Pritsche und die buntscheckige Jacke des Arlequins steht Ihnen viel natürlicher; dabei können Sie recht wohl mitunter die Elle mit der Pritsche vertauschen. Nehmen wir das nächste Beispiel: mein Freund Mendelssohn servirt in der Seidenwaarenhandlung der Wittwe Bernhard, und ist dabei ein tüchtiger Philosoph, ich schreibe hier Ordonnanzen und allerlei, ich weiß es, wie unbedeutende Beschäftigungen mehr ermüden, als das anstrengendste Studiren, und dieser Zirkel erlogener Vergnügungen und Zerstreuungen über Zerstreuungen zerrüttet die stumpf gewordene Seele. O meine Zeit, meine Zeit, mein Alles was ich habe, und sie so, so aufopfern."

Lessing sah mißmuthig drein und schwieg plötzlich.

„Vielleicht liegt es im Charakter unserer Zeit," erklärte Ephraim, „daß Niemand ganz Eins sein soll. Unser König selbst ist Krieger und Philosoph und Beide schließen einander doch eigentlich aus; der preußische Adler hat auch zwei Köpfe, nur hat er den einen geschickt hinter dem andern versteckt, und ist nicht so offen wie der österreichische."

Lessing stutzte über diese kecke Betrachtungsweise, er schien aber nicht darauf eingehen zu wollen, denn er fuhr bei der nächsten Sache bleibend fort: „Ich habe Ihnen schon bei unserer ersten Zusammenkunft gesagt, daß Sie mir zum Epigramm eine vorzügliche Befähigung zu haben scheinen. Ich sehe nämlich im Sinngedicht, oder nach dem alten Gebrauche im Epigramm, ein Gedicht, in welchem, nach Art der eigentlichen Aufschrift, unsere Aufmerksamkeit und Neugierde auf irgend einen einzelnen Gegenstand erregt, und mehr oder weniger hingehalten werden, um sie mit eins zu befriedigen. Ich weiche darin von Skaliger, Boileau und Batteux ab. Wir wollen noch weiter darüber reden. Jetzt wollte ich Ihnen nur sagen, daß Sie Ihre Fähigkeit dankbar einsehen müssen. Ihr Lebensberuf wird Sie nicht hindern, ja wohl eher fördern. Wer wollte den ganzen Tag Epigramme machen? Sehen Sie, diese kleinen Verse sind kerniger als alle Ihre bukolischen Gedichte:

An die Rosalia.

„Rosalia, ich muß bekennen,
Ein treues Mädchen ist ein Paradies zu nennen,
Ein Name, der ihm desto mehr gebührt,
Weil man es allzu bald verliert."

„Ach, das galt einer längst verschwundenen Geliebten, der Tochter meines Schreiblehrers," sagte Ephraim lächelnd.

„Desto besser," sagte Lessing. „Es trägt sich keine Begebenheit so zu, wie sie der Dichter brauchen kann. Alle Dichtung schafft aus Wahrheit und Phantasie ein

Drittes, das keines von Beiden und doch Beides ist. Auch dies gefällt mir gut," fuhr Lessing nach einer Pause fort, „hier stehen Sie gewiß auf eignem Boden:

Das gute Volk.

Dies Volk ist recht nach Gottes Bilde;
Ist gegen arme Brüder milde,
Heilt Kranke, fordert keinen Lohn;
Wie heißt die seltene Nation?
Sind's Juden? Christen? — Es sind Wilde.

Hier haben Sie den Standpunkt der eiteln Spezialität überwunden, die Dichtung ist der Herold der Humanität, ich will das in einem größeren Werke versuchen, aber zuvörderst müssen mir meine Soldaten hier zu einem Gemälde sitzen, das ich frisch aus der Zeit herausgreife. Vielleicht finde ich dann ein höheres, ein himmlisches Jerusalem, wo sich die großen Trennungen der Welt lösen."

Das Auge Lessings glänzte, sein ganzes Antlitz war wie lichtstrahlend, es schien, als ob er eben jetzt im lebhaften Gespräche, da er zum Erstenmal in Worten, die nur ihm verständlich waren, an ein still im tiefsten Herzen getragenes Geheimniß rührte, nun auch den Boden und die Gestalten sah, darin er eine neue Offenbarung aufgehen ließ.

Dem reinen Geist hatte Lessing in's Antlitz geschaut und sein Antlitz glänzte, und das Wort Nathan bedeutet im Ebräischen: „Er hat's gegeben."

Jetzt mußte Lessing einer anderen Erörterung folgen.

Ephraim erzählte, wie ihn die Schilderungen von Leben und Sitten wilder Nationen, besonders derer von Otaheiti, stets mächtig ergriffen, Tugend und Sittenreinheit ohne Pfaffen, Gesetzmäßigkeit ohne Polizei, hier finde sich die echte und gesunde Menschennatur, oft fühle er einen fast unbezwingbaren Drang in sich, fort zu wandern, dort unter den einfältigen Kindern der Natur ein umfriedetes und gesundes Leben zu führen.

Lessing hatte von der Wahrheit in dem fingirten Naturzustande der Philosophen und dem wirklichen der Wilden gesprochen, als das Gespräch durch den Eintritt Veitel Ephraims unterbrochen wurde.

„Verderben Sie mir nur meinen Neffen nicht noch mehr," sagte er halb lächelnd zu Lessing im Verlauf des Gesprächs, „er ist ohnehin so unpraktisch und ein halber Gelehrter; der Christ kann ein Gelehrter sein, was liegt ihm daran? er hat's doch gut und steht in Ansehen, aber ein Jud, der kein Geld hat und keines erwirbt, ist eine Null. Der einzige praktische Gelehrte, der mir noch vorgekommen ist, war der Voltaire."

„Wie so?" fragte Lessing.

„Wie so?" erwiderte Veitel, „der hat sich Geld genug gesammelt, wie ein echter praktischer Mann."

Man sprach über die Entzweiung Voltaire's mit Friedrich, und Veitel bemerkte:

„Jeder Mensch hat seine Liebhabereien, andere Könige, der eine hat seine Freud' an schönen Frauenzimmern, ein anderer an der Jagd, oder er spielt mit Soldaten, oder ist ein Roßkamm; ein dritter hat sein

Steckenpferd an der Religion, an Antiken oder an gemalter Leinwand. Unser König will von alle dem nichts, er findet sein Vergnügen an schönen Hunden, an Affen und an Spaßmachern; der Voltaire war sein Hofnarr, wenn man einen Affen barbiert und ihm eine Perücke aufsetzt, kann man ihn nicht davon unterscheiden; ihr kennt ja die Geschichte, wie man ihn auf einer Revuereise für einen Affen gehalten hat. Ich sag' euch, der war mit allen Hunden gehetzt, ein durchtriebener spekulativer Kopf, er hat mit den sächsischen Steuerscheinen und den falschen Juwelen sogar den Abraham Hirsch betrügen wollen, aber wenn sie noch so gescheit sind, ist der Jud noch immer siebenmal gescheiter; was den Handel betrifft, dürfen sie früh aufstehen, ehe sie einen Jud auslernen."

Ephraim zerknitterte ein Papier, das er in Händen hielt, und biß sich die Lippen fast wund; die widerliche gespreizte Selbstgefälligkeit, mit der sich viele Handelsleute den Unpraktischen und Phantasten — wie sie alle Männer idealen Strebens nennen — gegenüberstellen, sprang ihm hier grell in die Augen, er verzweifelte an einer geistigen Erhebung der Juden, da er ihr ganzes Dichten und Trachten nur auf Erwerb gerichtet sah.

Er fürchtete für die wohlwollenden Gesinnungen Lessings.

„Was halten Sie von den Juden?" fragte er diesen, als Veitel zu dem General gegangen war.

„Sie wollen fragen," erwiderte Lessing, „was ich von Ihrem Oheim halte. Man bezeichnet den Vorzug

des Menschen vor dem Thiere damit, daß der Mensch allein die Vernunft und den Daumen hat. Ihr Herr Oheim benutzt seine menschliche Vernunft zu sehr klugen Handelsspekulationen, und seinen Daumen zu sehr eifrigem Geldzählen. Solchen Gebrauch der menschlichen Vorzüge finden Sie tausendweise unter den verschiedensten Confessionsverwandten. Für Ihre Dichtung können aber Charaktere dieser Art von großem Nutzen sein."

„Mich empört und kränkt aber mein Oheim, so oft ich mit ihm disputire."

„So unterlassen Sie das," sagte Lessing lächelnd. „Es ist ein altes Gesetz der Waffenehre, daß man sich nur mit Ebenbürtigen schlägt. Uebertragen Sie das auch möglichst auf den geistigen Streit."

Ephraim lächelte zufrieden, er sah in dieser Mahnung zugleich auch ein Lob, und in der eigenthümlichen Wendung, die sein Geist bei jedem äußern Anstoß annahm, sagte er: „Das ist gut. Sie haben Recht. Ich will auch, wenn ich einen im Verse gefangenen Schelm einbringe, wie unser König beim Anblick der gefangenen Panduren ausrufen: und mit solchem Gesindel muß ich mich herumschlagen! Das hilft. Und unser König hat doch auch Ruhm und Größe von seinem Kampfe mit den lumpigen Panduren. Sie sollen Ihre Freude an meinen Gefangenen haben."

Ephraim ging beruhigt und heiter von Lessing weg, er war durch ihn dem Leben näher gerückt und hatte zugleich eine poetische Tarnkappe erhalten, die vor allen Schlägen und Pfeilen der Gewöhnlichkeit schützte.

Zu Hause heftete er ein Buch zusammen und schrieb mit einer Rabenfeder in gar zierlicher Fraktur „Epigramme“ darauf. Als Motto dichtete er: „An die Thoren:“

„Gegründet ist die Leinewand,
Den Pinsel hab' ich in der Hand:
Kommt, Thoren, laßt euch malen!
Ihr braucht mir nichts zu zahlen.“

13. Der unpraktische Kopf.

Mit freudeglänzendem Angesicht ging Ephraim das Zimmer auf und ab, er glaubte nun die Dichtungsart gefunden zu haben, in der sich Licht und Freude erschließen, da trat Veitel mit heiterer Miene zu ihm ein. „Gratulire mir, ich habe den Contract abgeschlossen, und dadurch meinen Gegner, den Itzig, contract gemacht; ich komme so eben vom Könige,“ sagte Veitel.

„Vom Könige?“

„Ja, vom Könige, der ist wie der weise Salomon, ihm ist gar nichts verborgen, er versteht allen Handel, alle Handwerke und alle Wissenschaften, er hält jetzt Sachsen besetzt, und will mit sächsischem Stempel viel Geld prägen lassen, das den Drittheil Werth hat, ich habe die Lieferung übernommen; Kindskindern soll man in's Testament setzen, daß sie nur mit vornehmen Herren umgehen sollen; von einem goldenen Rad fällt ein silbernes Nägelchen, sagt das Sprüchwort, es ist immer

was dabei zu verdienen. Ich habe mit dem Könige fast eine Stund' lang über alle möglichen Sachen gesprochen."

Ephraim vergaß bald, daß er sich das Wesen seines Oheims zur Charakterstudie, zum „Motiv für ein Bild," wie sich die Künstler ausdrücken, ersehen hatte, er gerieth in Aufregung, und verlor dadurch seinen Standpunkt und seine Verträglichkeit.

„Davon reden Sie nie," sagte er, und eine Zornesgluth brannte in seinem Angesicht, „daß der König den Schandfleck auf unserm Herzen, der ihn mehr schändet als uns, wegnehmen soll; daß er uns frei machen muß, wenn Vernunft und Menschlichkeit nicht bloßer Wortschall auf seinen Lippen sein sollen. O! wie gern zöge ich mit in den Krieg und vergösse mein Blut, und wenn ich stürbe, würde ich ihm zurufen: siehe, auch ein Jude kann tapfer sein!"

„Junge, Junge," erwiderte Veitel, „deine Worte in Feuer vergoldet, du bist doch sonst gescheit, aber ich glaub', du hast einen Rappel, du bist doch sonst so geschickt in der Feder und in Allem, wo steht's geschrieben, daß ich mich in den Krieg zwischen dem König und der Maria Theresia hineinmeliren soll? Laß sie sich verdefendiren, ich will sehen, wer Meister wird. Ich sag' dir, ich bin froh, daß keine Juden mit in den Krieg brauchen; läßt sich nur so für passer le temps mir nichts dir nichts todt schießen; da weiß ich doch etwas Besseres zu handthieren." Hiebei klimperte er mit dem Golde, das er für etwa nöthige Bestechung zu sich gesteckt hatte.

„Und die Schmach und die Geringschätzung?“ rief Ephraim.

„Geringschätzung ist,“ erwiderte Veitel, „wenn man Einen gering schätzt, daß er wenig Geld hat. Ich sage dir, Tausende von ihnen lassen sich auch Alles gefallen, wenn sie nur Geld verdienen, das ist auch die Hauptsache, alles Andere — geb' ich keine Prise Tabak dafür.“ Und er holte sich eine solche aus seiner goldenen Dose, schnupfte sie mit Behagen und bot auch seinem Neffen eine Prise an.

Obgleich mißmuthig darüber, sich so weit mit seinem Oheim eingelassen zu haben, fuhr Ephraim dennoch fast unwillkürlich fort: „Und das höchste Gut, die Ehre gilt Euch nichts? und die leidenden Mitmenschen kennt Ihr nicht?“

Veitel lächelte eine Weile still, und schüttelte den Kopf, dann erwiderte er: „Was, Ehre! Iß von deiner Ehre, wenn du nichts hast, oder geh' in dein Comptoir und laß dir sie wechseln; in Unehre ist man, wenn man kein Geld hat; sei du froh, daß unser Herrgott dich und unsere ganze Verwandtschaft nicht in den Fall gesetzt hat; die Anderen sollen auch sehen, wie sie sich fortbringen. Ich sage dir: wenn unser König (Gott soll ihn hundert Jahr alt werden lassen) zu mir sagen thät: „„Veitel, ich will dich zum Baron machen, aber gieb deinen Handel auf,““ siehst du, da will ich Gift und Opperment mit hineinschnupfen, wenn ich ein anderes Wort sagen thät, als ich thät sagen: den Baron nehm' ich unterthänigst an, Euer Majestät (warum? weil ich als Baron mit den Baronen besser

handeln kann), aber Euer Majestät muß ich bitten, mich bei meinem Handel und Wandel zu lassen, wie ich's gewohnt bin." — Bei diesen Worten zog Veitel seinen Hut ab und machte eine tiefe Verbeugung, als ob er wirklich vor dem Könige stände. Die Hand auf die Schultern seines Neffen legend, sprach er dann weiter: „Ich sehe schon, wie du noch ganz andere Gedanken kriegst, wenn du einmal in meine Schuhe kömmst; ich habe schon mehr Vögel so pfeifen hören, na, na, man kennt ja die Geschichten: ich will lieber verhungern und mir selbst die Finger abnagen, ehe ich etwas Anderm folge als der Wahrheit und der Ehre. Was ist am Ende Wahrheit, und was ist Ehre? — Geld! Siehst du, da kann ich dir das beste Exempel geben an dem langen Emanuel, den ich bei mir habe, und der droben im Eckstübchen schreibt. Als wir noch jung gewesen sind, so ein sechzehn, achtzehn alt, damals hat mein Vater und der seinige noch in Prenzlau gewohnt, sein Vater war der Reichste im ganzen Ort; wie oft war ich froh, wenn mir seine Mutter einen guten Teller voll Suppe gegeben hat. Nun sieh einmal, damals war er reich und ich arm, und jetzt ist er froh, daß er bei mir ein Unterkommen gefunden hat; ich laß ihm aber auch nichts abgehen, so lange mir ein Aug' offen steht; er hat's bei mir wie das Kind im Hause und dient auch schon sechzehn Jahre treu und ehrlich, ich kann von ihm sagen, wie in der Thorah steht: „In meinem ganzen Hause ist er vertraut." (4. B. M. 12, 7.) — Daß ich aber wieder zurückkomme auf das, warum ich dir eigentlich die Geschichte erzähle.

Der Emanuel war reich, und hat beim Pfarrer im Ort viel gelernt, deutsch und französisch, er liest französisch wie Wasser (geläufig), er kann den Voltaire und den Homer (ich weiß viel wie all die Hokuspokusmacher heißen, so soll ich wissen von meinen Sünden) er kann sie auswendig; in der ganzen Gegend war ein Lärm von der Geschicklichkeit des Emanuel, und wie er so schön Violin spielt, bei allen Herrschaften wohl gelitten ist, und mit ihnen ißt und trinkt was Gott verboten hat. Das muß man ihm nachsagen, stolz war er nie, mit zerlumpten Kindern hat er sich oft stundenweise unterhalten, aber sein Vater ist ihm zu frühe gestorben, und er hat nicht hauszuhalten gewußt und ist mit seinem Geld nach Berlin gezogen. Hier hat er einmal eine Bittschrift an den alten König Friedrich Wilhelm eingereicht, daß er den über die Juden ausgesprochenen Bann aufheben soll, daß es unköniglich sei, wenn die Juden die wilden Schweine vom Treibjagen jährlich kaufen müßten, und noch viele andere Punkte, und zuletzt, daß man die Jugend bilden und aufklären soll. Da ist er aber gerade an den rechten Mann gekommen, der hat von all den Narrenpossen mit der Aufklärung nichts wissen wollen, und hat's gern gesehen, wenn Jeder bei seinem Leisten geblieben ist; mit Schimpf und Schand' hat er den Emanuel fortgeschickt, als er einmal bei ihm in Audienz war. Er ist sonst nicht gut darauf zu sprechen, und man darf ihn nicht daran erinnern, wenn man ihn nicht in Wuth bringen will, aber mir hat er's einmal in einer vertraulichen Stunde gesagt, wie es ihm

gegangen ist. Er steht also vor dem König und schwatzt viel über Juden, was weiß ich? von Handwerklernen, Schuleinrichtungen, Bürgertugenden und wie all die Schmues (Lappalien) pour rien dits heißen. Als er fertig ist, geht der König im Zimmer auf und ab, und schwenkt sein spanisches Rohr, an dem ein emaillirter achtzehncaratiger Knopf ist (ich hab' ihn erst vor vier Wochen in der Hand gehabt): „Schad', schad'," sagt der König immer vor sich hin, „aber es geht nicht, es kann nicht sein." Mein Emanuel ist ganz erfreut, daß der König so gnädig ist, und sagt: so und so kann man's machen, und Euer' Majestät werden verehrt werden wie ein Messias, wie ein Vater von seinen Kindern. Da dreht sich der König um, und sieht ihn an, mit ein Paar Augen, der Emanuel hat mir gesagt, und wenn man ihm alle Adern geschlagen hätt', er hätt' kein Blut gegeben. Was sagt Er? ruft der König, Er will mir vorschreiben, was ich thun soll? Was versteht denn Er, was ich meine? Es ist schade, hab' ich bei mir gedacht, daß Er ein Jud ist, Er hätt' gerad die rechte Größe für mein Garde du Corps, da könnt' man ihm auch sein nichtsnutziges Raisonniren aus dem Kopf treiben, aber mit euch Juden ist nichts anzufangen, ihr seid verdammt, hier und dort. Ihm aber will ich's sagen, bekümmer' Er sich nicht um Dinge, die ihn nichts angehen, treib' Er seinen Handel, wie's Ihm erlaubt ist, und wie sich's von Ihm schickt, oder — noch ein Wort und ich lass' Ihm auf Abschlag fünf und zwanzig aus dem ff aufzählen — dabei winkt er ihm ganz deutlich mit dem spanischen Rohr, daß

meinem Emanuel schon der Buckel brennt. Wie meinst du, daß der froh war, als er das Schloß hinter sich gehabt hat? Aber der Emanuel war auch ein Hitzkopf. In der ganzen Stadt ist er bei allen Glaubensgenossen herumgelaufen und hat gepredigt und gedroschen: alle Juden seien nichts nutz, weil sie nicht nach Amerika auswandern. Ist das nicht närrisch?"

„Ich glaube auch, daß man nicht von Jedem verlangen kann, sein Vaterland zu verlassen."

„Vaterland, nimm mir's nicht übel, das ist wieder so so . . . ein studirtes Wort. Was geht mich Vaterland an? Aber was brauch' ich mehr? Kann man in Amerika mehr als essen und trinken und schlafen?"

„Wie erging es dem Emanuel weiter?" fragte Ephraim ablenkend.

„Ja, ich will dir weiter erzählen. In einer Nacht hat er einmal Alles zusammengepackt, und hat sich auf und davon gemacht. Was war ihm an ein paar hundert Thalern gelegen? Ganz liquide Schulden, die er nicht schnell einziehen kann, verkauft er für ein Bagatell; mit noch so einem Thunichtgut verläßt er Berlin, um schnurstracks nach Amerika zu gehen, unter wilde Menschen, wo man sein Leben auf der Hand trägt; da hilft kein Bitten und Betteln, alles umsonst; der Freigeist, der sich an ihn gehängt hat — sapperment, daß mir der Name nicht einfällt, siehst du, das macht das Alter und die Sorgen, na, was thut man damit? — der Freigeist weiß ihm Alles auszureden, und sie gehen gerades Weges nach Amsterdam. Hier bleiben sie ein paar Tage, mein Emanuel steht eines

Morgens früh auf, er sieht nach seinem Schlafkameraden — siehst du, jetzt fällt mir der Name ein, Mardon hat er geheißen — er denkt, der liegt noch auf der faulen Haut, er hat ja nichts zu thun, er findet aber das Nest leer; mein Emanuel denkt noch immer nichts Böses, schellt, der Kellner kommt: wo ist Herr Mardon? Er ging an den Hafen, um die Schiffe abgehen zu sehen; mein Emanuel denkt noch immer nichts Böses. Es ist mir jetzt in diesem Augenblick noch unbegreiflich, wie ein Mensch so sein kann, und noch dazu auf der Reise; da sieht man doch gewiß jeden Morgen nach seinem Geld. Es hat ihm so gehen müssen, es ist nicht anders möglich. Nach dem Mittagstisch, Mardon ist immer noch nicht da, mein Emanuel geht singend und trillernd auf sein Zimmer, um sich Taschengeld zu holen, er macht das Kästchen auf, wo er weiß, daß er tausend koschere holländische Dukaten von den alten guten drin hat; es ist ein Gotteswunder, daß ihn nicht der Schlag gerührt hat, und daß er nicht auf dem Platz todt geblieben ist; er macht auf, sucht vorn, sucht hinten, der Angstschweiß steht ihm auf der Stirne; er weiß das Plätzchen, wo er sie hingelegt hat, da ist aber keine Spur mehr davon: er reißt alle Schubladen 'raus, wirft sie auf den Boden, überall nichts. Jetzt plötzlich geht ihm endlich ein Licht auf, statt aber gleich auf die Polizei zu laufen, reißt er sich die Haar' aus, wirft sich auf den Boden und schreit, daß sich ein Kind im Mutterleib hätt' darüber erbarmen müssen. Alles im ganzen Hause lauft zusammen, er erzählt sein Schicksal, und reißt

sich immer ein über das anderemal ganze Büschel Haar' aus dem Kopf heraus; die Leut' die es hören, wie das so geht, die Einen glauben's, die Andern glauben's nicht. Ich will's kurz machen, mit knapper Noth hat ein Mann aus Mainz, der die Familie gekannt hat, den Emanuel ausgelöst und ihn zu sich in die Handlung genommen. Was aber ein ehrlicher Schlemiehl ist! Seinen Lohn, den er sich in anderthalb Jahren erspart hat, nimmt er und bezahlt damit die Zeche für sich und für den Mardon; das sind Geschichten für einen Tollhäusler. Nachher ist er von Amsterdam weg, und in der ganzen Welt herum gelaufen. So ist er jetzt unstät und flüchtig, und wenn man's recht betrachtet, woher? — Weil er nicht vor seiner Thür gekehrt und sich um Dinge angenommen hat, die ihn nichts angehen. Was geht mich die leidende Menschheit an? Wenn sie leidend ist, soll sie sich ein Pflaster drauf legen. Hätt' er's gemacht wie unser eins, hätt' sieben gerad sein lassen, und hätt' gute Geschäfte gemacht, so hätt' er seine goldenen Ducaten noch, und noch dreimal mehr, hätt' Frau und Kinder und brauchte sich nicht herumstoßen zu lassen unter fremden Leuten, er wäre jetzt einer der Ersten in der Gemeinde, kein Bischen weniger als unser eins. Nun gieb acht, hier hast du ein Exempel, ich rathe dir als dein Onkel, mach' daß du dein Geld gut anlegst, und das andere laß gehen wie's geht."

Ephraim heftete den Blick zur Erde, als sein Oheim geendet hatte, und ohne die Augen zu erheben fragte er: „Wie kam denn der Emanuel zu Euch in's Haus?"

„Morgen über vier Wochen haben wir Purim (Hamansfest), da werden's sechzehn Jahr, gerad so alt als unbeschrien mein Zerlinchen ist. Es ist also Purim, ich gehe Morgens aus der Schul (Synagoge) heim in Sorgen, wo ich wieder Einen kriege, der mir meine Bücher führt — so gewiß soll ich wissen, daß ich in Gan Eden (Paradies) komme, als ich weiß, daß mir mein alter Buchhalter einen Zehnthalerschein unterschlagen hat — ich geh' also in einer Sorge vor mich hin, es war eine grimme Kält', Stein und Bein zusammengefroren, da seh' ich einen großen Mann, einen Rock hat er an, der vor acht Jahren einmal auf einem andern Leib neu gewesen ist, zehn Katzen finden kein Mäuschen mehr darin; einen Hut hat er auf dem Kopf, ich hebe ihn nicht von der Gasse auf, seine Hände sieht man gar nicht, er hat sie in die Rockärmel verschlupft, weil er keine Handschuh hat; ich betrachte mir den Menschen, der bei alledem noch so stolz und kerzengerade wie ein Grenadier einhergeht, sein Gesicht ist mir bekänntlich, ich mein' ich sollt' ihn kennen, er sieht mich auch so an, wie wenn Einer sagt: dich sollt' ich kennen, ich weiß aber nur nicht, wo ich dich hinthun soll; wir gehen vor einander vorüber, ich drehe mich noch einmal um, er dreht sich auch um; Emanuel sag' ich, Veitel sagt er und will mir um den Hals fallen; nun bedenk' auf offener Straß' mit einem Menschen in solch einem Aufzug — ich wehr's ab und sage: Emanuel, wenn du in einer halben Stunde zu mir kommen willst, da und da wohn' ich. — Eine Weile darauf hör' ich draußen in der Küch' einen Lärm,

meine Frau liegt gerade in Kindsnöthen; ich geh' hinaus und will Ruh' machen; da seh' ich wie der Emanuel Händel hat mit meiner Köchin, sie will ihn par tout nicht zu mir hereinlassen, und will ihm seinen halben guten Groschen geben, wie es jeder ehrsame Bettler in meinem Haus kriegt; ich hab's ihr streng verboten, keinen Bettler zu mir zu lassen. Da kommen sie und greinen Einem die Ohren voll, und Jeder will mit Einem verwandt sein; bedank' mich schön für die Verwandtschaft, wenn man ein paar Groschen hat, will die ganze Welt mit einem verwandt sein; dann hab' ich auch noch einen Grundsatz: es kömmt doch Alles von Gott, er will, daß der Eine reich und der Andere arm ist. Ich darf's nicht ändern! — Es wäre zu lang, wenn ich dir alle die Proben erzählen wollte, die ich mit dem Emanuel angestellt habe, kannst dir denken, ich werde nicht so jedem Hergelaufenen meine Bücher anvertrauen; aber der Emanuel ist grundehrlich, und so ist er schon sechzehn Jahre bei mir, er hat seine Kleider, Essen und Trinken, er ißt bei mir am Tisch, ich sage dir, ich versuche keinen Bissen, von dem er nicht auch hat; auf Neujahr hat er auch ein schönes Douceur, er lebt fromm und eingezogen, und geigt oft halbe Nächte durch auf seinem Zimmer ohne Licht. Seit ungefähr zwei Jahren geht er jeden Donnerstag nach dem Nachtessen noch aus dem Haus, ich spür' ihm nicht nach, er kann thun, was er will; aber ich glaube, er ist unter die Freimaurer gerathen; nun, dafür ist gesorgt, viel Geld ausschwindeln können sie ihm nicht. Ja, das

hab' ich doch noch vergessen, warum meinst du, daß der Emanuel wieder nach Berlin gekommen ist? Um seine ausstehenden Schulden einzukassiren? Gott bewahre, unter dem Narrenkopf mit den grauen Haaren stecken noch dieselben Possen wie früher unter den schwarzen Haaren; er meint, unser jetziger Herr hat nichts anderes zu thun, als zuerst die Juden frei zu machen; da hat er aber bald eingesehen, wie es ist. Wie ein Mensch sich auch immer nur um solche Dinge bekümmern kann! Und seine ganze Equipage, die er in einem rothen Schnupftuch in mein Haus gebracht hat, waren zwei alte Bücher, ein schwarzes Hemd und eine alte Geige; mitsammt dem, was er auf dem Leibe gehabt hat, kauf' ich Alles zusammen nicht für fünf Thaler. Und bekümmert der sich noch um solche Sachen! Er hat immer davon gesprochen, wie er sich darnach gesehnt hat, wieder vaterländischen Boden zu betreten; nun, das Glück ist ihm geworden, und wie? ganz echt, denn seine Stiefeln haben keine Sohlen gehabt, da ist er auf vaterländischem Boden gelaufen. —

Bedenk' jetzt einmal, wie's in der Welt geht: der Emanuel ist so geschickt, nun, und was ist er? Ein Lump! Ich, ich hab' mein Lebtag nichts gelernt, schon zu eilf Jahren hat mich mein Vater fortgeschickt zu handeln mit alt Eisen, mit Roßhaar und ein paar Schnupftüchern, wo hab' ich Zeit gehabt zu lernen, als ein bischen rechnen? Mit harter Mühe hat mich der Emanuel gelehrt, meinen Namen deutsch zu schreiben, nun? und jetzt heißt man mich und den Itzig die Judenfürsten von Berlin; ich hab's so gut als in der

Tasche, daß ich vom König ein Ausnahmspatent krieg, daß meine ganze Familie von allen Lasten der Juden befreit wird, ich bin angesehen, bin gebildet, denn ich kann mit den größten Herrschaften umgehen, und den Emanuel besieht kein Mensch. Drum folge mir, und gieb deinen Verstand nicht für Bruch[1] weg, dann geht dir's auch gut."

Es war ein listig erhabenes und süßlich schmunzelndes Lächeln, mit welchem Veitel seinen Unterricht in der Weltweisheit beendete. Während seiner ganzen Rede war er stolzirend im Zimmer auf- und abgeschritten, er streckte seinen Bauch weit hervor, schlenkerte seine Arme mit großer Beweglichkeit wie die Enden einer Balancirstange nach vorn und hinten. Endlich stand er ruhig und wiegte sich hin- und herschaukelnd auf seinen auseinander gespreizten Beinen; so stand er jetzt vor seinem Neffen, an seinem Uhrencachet spielend, mit herausfordernder Miene.

„Jetzt kann ich mir's auch erklären," sagte Ephraim endlich, „warum der Emanuel stets so seltsam lächelt, und so wenig spricht; es ist schade, daß Ihr so bald wieder abreist, den Mann möchte ich näher kennen lernen."

„Weißt du was?" sagte Veitel triumphirend, „du kannst ihn von Innen und Außen kennen lernen, er muß sich noch eine Ehre daraus machen, wenn du, meiner Schwester Sohn, dich mit ihm abgiebst; besinn' dich nicht lang, schlag' ein," rief er, ihm die Hand hinstreckend, „geh mit, der Emanuel ist ohnedies nicht mehr ganz kapitelfest, ich lege jetzt eine Gold- und

[1] Bruchsilber zum Einschmelzen, das geringer bezahlt wird.

Silberkantenklöppelei an, ich übergebe dir einen Theil des Geschäfts und die Kasse, du kriegst tausend Thaler Gehalt und kannst dein Geld zu guten Prozenten in meinem Geschäft anlegen. Es wäre ohnedies gut, wenn du dich von deinen Brüdern trenntest, der Chajem hat schon einen Klecks in die Verwandtschaft gemacht, und ich fürchte, ich fürchte, der Nathan macht noch einen dazu. Wie werden sich meine Kinder mit dir freuen, und besonders mein Zerlinchen! Sie liest alle deine Briefe siebenmal. Ich sage dir, mein Zerlinchen ist ein Goldkind, ich will sie nicht loben, es ist mein eigen Kind, aber sie ist unbeschrien schön und brav und gescheit, und eine Haushälterin! den Heller kehrt sie zehnmal um, ehe sie ihn ausgiebt. Singen kann sie, wie wenn sie lauter Orgelpfeifen im Hals hätt', es hat mich mein gut Geld gekostet, so wahr soll ich hundert Jahr alt werden, und soll mich unser Herrgott noch Freud' an euch Beiden erleben lassen, alle Monat drei Thaler Courant; für mein Zerlinchen ist mir aber kein Geld zu viel, du wirst auch Vergnügen an ihr haben; dein Veilchen war doch ein sauberes Mädchen, aber so zart und zimperlich wie ein schalloses Ei. Mein Zerlinchen ist um fünfzig Procent schöner und stärker; na, wer weiß — es ist mir schon lang arg, daß mein gut Geld, das ich mit harter Mühe zusammengerackert hab', so verfremdet werden soll. Sie könnte Parthien genug machen, aber wo giebt's eine Familie, die der unsrigen gleichkommt an Geld und Ansehen? Nun, es kann sich Alles schön machen, ich weiß gewiß, du gehst nicht mehr von mir. Also du gehst mit?"

Ephraim gab keine entschieden verneinende Antwort, und als er auf seinem Zimmer allein war, schrieb er folgende Verse:

Des Harpax letzter Wille.

„Ich sterbe, Sohn! drum höre meinen Willen:
Das höchste Gut auf dieser Welt
Ist — was der Moralist auch schwätzet — Geld;
Drum sorge stets den Kasten dir zu füllen.
Iß nie dich satt; auch ich hielt fleißig Fasten;
Darum erspart' ich vieles Geld.
Je mehr ich hatte, galt ich in der Welt;
Denn Geld macht klug: Minerva liegt im Kasten;
Anstatt der Bücher sammelt' ich Dukaten;
Und mancher große Musensohn
Erhob mich doch auf seinen Helikon,
Und hieß mich den gelehrten Mäcenaten.
Halt nicht zu viel von weibischem Erbarmen,
Gott segnet die nur, die er liebt,
Und hasset alle, denen er nichts giebt;
Drum kränk' ihn nicht, gieb nie sein Gut den Armen.
Was ich dir lasse, soll mich nicht gereuen,
Wenn du es zu vermehren weißt.
O Sohn! zweifältig ruh' auf dir mein Geist,
Und tausendfältig mög' es dir gedeihen!"

14. Auf neuen Bahnen.

Es war spät in der Nacht, Ephraim saß noch sinnend und grübelnd auf seinem Zimmer, da hörte er plötzlich Musik, sie schallte vom obern Dachstübchen, wo

Emanuel wohnte. Ephraim öffnete das Fenster und schaute hinaus, nur zwischen zerrissenen Wolken blinzte bisweilen das Mondlicht auf die schneebedeckte Erde nieder, hier und dort hörte man in regelmäßigen Pausen von den Dächern Tropfen fallen oder eine kleine Lawine des schmelzenden Schnees sich herabwälzen. Kein Zeichen menschlichen Treibens wurde kund, nur über ihm wachte der Schmerz und goß seine Klagen in Tönen aus. In diesen Tönen einer Violine klang es wie das Ringen und Trauern einer eingekerkerten Seele, still grollend, am Boden kauernd, brütete es in eintönigem Schmerze hin, ewig und ewig wiederholte sich derselbe Laut, bis er endlich, immer leiser und leiser verklingend, dahinstarb; schnell aber rafften sich alle Kräfte wieder auf, alle Töne wurden wach, und kämpften mit vereinter Macht, sich helfend, unterstützend und beispringend, es rang wehklagend die Hände über dem Haupte, es kletterte hinauf an den starren Kerkerwänden, es klammerte sich ein und tobte und raste, die Mauern einzureißen und sich zu Licht und Luft hindurchzuringen; aber die Kraft ermattete, nur noch in einzelnen Stürmen sah man den Kampf auflodern, bis es endlich in einem herzdurchbohrenden Schrei wieder am Boden lag; es schien erstorben, aber der alte eintönige Schmerz erwachte wieder und ringelte sich fort und verwirrte sich wie ein Schlangenhaufen; der halb unterdrückte Klang eines lustigen Jauchzens trieb wieder daraus hervor, Lebenstrauer und Todeslust, Alles verschwamm chaotisch in einander, und auf einen alltönigen Sturm folgte endlich Verstummen und Tod.

Ephraim sah die Welt um sich her nicht mehr, sein Auge schwamm in Thränen, sein Geist hatte hinabgeschaut in den tiefsten Abgrund einer Seele, wo gräßliche Ungethüme über Korallenriffen, krystallenen Tempeln und leuchtenden Meerblumen schwimmen. Schon lange waren die letzten Töne verklungen, Ephraim stand noch wie festgebannt da, endlich raffte er sich auf, stieg die schwankende Treppe hinan, er stand vor der Thüre Emanuels, sie war offen, kein Licht war im Zimmer, er scheute sich fast, mit seinem Lichte einzutreten, da richtete sich Emanuel hastig in seinem Bett auf: „Wer da?“ fragte er barsch.

„Gut Freund!“ antwortete Ephraim mechanisch, dann setzte er noch hinzu: „In der That Einer, dessen höchstes Glück es wäre, wenn er Euch ein wahrhaft guter Freund werden könnte.“

„Guter Junge, es ist Schlafenszeit und du erkältest dich bei mir,“ antwortete Emanuel mit seltsamem Lächeln und hob dabei die Hand wie zur Abwehr auf; Ephraim glaubte, er wollte sie ihm reichen und streckte seine Hand darnach aus. — Ist es schon bei alltäglichen Begrüßungen oder beim Abschiednehmen ein peinliches Gefühl, die traulich ausgestreckte Hand unberührt wieder zurückziehen zu müssen, so steigert sich dies noch in hohem Grade bei einem Zustande der Aufgeregtheit.

„Geben Sie mir Ihre Hand,“ sagte daher Ephraim zitternd.

„Meine Hand ist knochig und dürr, sie fühlt sich nicht mehr weich an, doch ich reiche sie dir, und will, so viel ich kann, dein Freund sein. Siehe, im warmen

Händedruck liegt das Symbol der Freundschaft, es ist das Zeichen der geistigen Einigung zur That, und nicht umsonst ist sie im geheimen Bunde das Denkzeichen der Verbrüderung.“ So sprach Emanuel und reichte Ephraim die Hand, der sie mit Inbrunst fest hielt und alle Liebe in seinen Ausdruck legte, indem er das Antlitz Emanuels betrachtete, dessen Züge wie von Wettern gehärtet und gleichsam gehämmert waren.

„Was spionirst du in meinem Gesichte?“ frug Emanuel. Ephraim drückte seine Hand an's Herz und weinte.

„Bist du verliebt?“ sagte Emanuel, „so heirathe, dann bist du von der Liebe erlöst; bist du nicht verliebt, mußt du gewiß heirathen.“

„Ich will mich nicht in eine Alltagsehe einjochen lassen, aber auch nicht Liebe ist's mehr, was ich suche, sie ist falsch, nichts als vergänglicher Selbstbetrug; die Liebe, wie ich sie im Busen hege, wie sie die tausendarmigen, sehnsuchtsvollen Triebe hinausstreckt in die Ferne, um ein liebend Herz zu erfassen — ach! es ist ein Phantom, nach dem ich jage, ich habe diese Liebe still und einsam in dem Friedhofe meines Herzens begraben. — Nur Freundschaft ist's, was ich vom Leben noch hoffe, an ihr will ich erstarken, sie ist die Sonne, an deren Strahlen die geknickte Blume meines Lebens sich wieder aufrichten kann, drum wendet Euch nicht von mir, ich kenne Alles von Euch, seid mein Vater, seid mein Freund.“ Ephraim legte seine heiße Stirn auf die Hand Emanuels, die er noch immer festhielt.

„Junger Freund,“ sagte Emanuel, „es gährt noch gewaltig in dir, deine Sprache ist fieberhaft; ich nehme

nicht gern die Altvatersmiene an, die der Jugend immer selbstgefällig zuwinkt: warte nur, du wirst nach Jahren über deine jetzigen Stürme lächeln. Der Sturm ist jetzt da und peitscht mit gewaltigen Wellen die Rippen deines Fahrzeuges, aber betrachte dein vergangenes Leben, und lerne einsehen, daß alle Aufregung nur vorübergehend ist. Du hast geliebt, ich merke das, aber du hast die Gegenliebe nicht gefunden, wie sie dein Uebermuth, dein Stolz sich träumte, Liebe ist Demuth, du wirst die echte Gegenliebe finden, und dann mit Wonne und Trauer ausrufen: jenes Erste war die echte Liebe nicht. Möge dich Gott davor bewahren, daß du dies nochmals wiederholen müßtest. Verlange aber nicht von der Freundschaft, was nur die Liebe dir bieten kann, und bereite dir nicht geflissentlich spätere Enttäuschungen.

„Ich möchte gern ewig bei Euch bleiben," sagte Ephraim, „rathet Ihr mir nicht auch, die Stelle als Kassier in der Silbermanufactur meines Oheims anzunehmen? Ich komme dann auch weg von hier, wo jeder Stein zu mir spricht: einst berührte mich dein Blick, da du noch glücklicher warst; ach! ich weiß nicht, was mir fehlt, aber ich möchte sterben, um auf einmal Alles los zu sein."

„Es ist gut, daß die Sterne droben ihre lichte Bahn fortwandeln, und wir winzigen Würmer auf diesem Erdkügelchen herumkrabbeln; könnten wir die Sterne mit unsern Händen fassen, wir hätten sie schon lange in die Alltäglichkeit hereingezerrt und beschmutzt; das, was du Höheres willst und sollst, laß wie Sterne

über dir erglänzen, vermenge es nicht mit dem Dunstqualm, der auf der untern Luftschicht lagert, und wenn dein Blick umdunkelt ist, dann sieh' hinauf zu den Sternen, laß einen Strahl von ihrem ewigen Licht in dein Herz fallen, und harre, bis du aufgehen wirst in den Urquell des ewigen Lichts. — Gute Nacht." — So sprach Emanuel, er entzog Ephraim die Hand und hüllte sein Haupt in die Kissen.

Ephraim verließ tiefbewegt das Zimmer, er konnte lange nicht schlafen, und im Traume wandelte er von Stern zu Stern, aber überall folgte ihm sein Oheim, der ihm zeigte, wie auch die Sterne dunkle Flecken haben; als er erwachte, fühlte er seine Wangen brennen.

Emanuel war den Tag über eine fast ganz veränderte Erscheinung, er ließ sich nur in Gespräche über Geschäftsangelegenheiten ein, er sprach hierüber mit so vielem Eifer und solcher Einsicht, daß man ihm keine Empfänglichkeit für irgend ein höheres Interesse zutrauen mochte. Ephraim konnte sich diese Getheiltheit noch nicht klar machen, er mißtraute sich immer mehr und mehr in gerechter Beurtheilung fremder Individualitäten, und sonderbar! seine Liebe zu Philippine tauchte hierdurch wieder in ihm auf, er näherte sich ihr wieder und suchte sein früheres vorschnelles Urtheil zu berichtigen. Ephraim war hoch erfreut, einen so triftigen Grund zur Wiedererweckung seiner Liebe gefunden zu haben. Er liebte Philippinen mehr als er sich gestehen wollte. Wie heldenmüthig erschien er sich, als er nach seinem anfänglichen Rückzug oft zwei, drei Tage Philippine nicht besuchte, wie zählte er die Tage,

wie pochte sein Herz, wenn er dann ihr Haus betrat, wie vielen sophistischen Irrlichtern folgte er auf ihren Zickzackbahnen, nur damit sie ihn endlich zu ihrem Hause geleiteten. — Alles dies hätte Ephraim schon längst über den wahren Zustand seines Innern aufklären können, er begnügte sich mit dem stillen Bewußtsein, daß es noch nicht zu spät sei. Die Reue folgt fast immer der Trennung von der Geliebten, man schilt sich, Kleinigkeiten halber sein Liebstes von sich getrennt zu haben, man sehnt sich nach der Rückkehr und gelobt sich Milde und zarte Duldsamkeit; aber ein Mißverhältniß, das sich Monate lang im Gemüthe festgewurzelt, kann fast nie mehr mit Stumpf und Stiel ausgejätet werden, und ohne daß wir es uns versehen, treibt es neue Keime aus der alten Wurzel.

Wir erkennen unsere gegenseitige Uebereinstimmung oft am schnellsten in der Uebereinstimmung unserer Urtheile über dritte Personen, und so leicht die Personenbesprechung auch oft in Tadelsucht ausartet, so ist ihr Urgrund doch ein nothwendiger und natürlicher. — Ephraim sprach mit Philippine in überschwenglichen Worten über Emanuel.

„Wenn ich ihm einen Beinamen geben dürfte," sagte Philippine, „würde ich ihn den Verfinsterer heißen; wenn er in's Zimmer tritt, brennen die Lichter dunkler, wenn er ein Ding betrachtet, mein' ich, müßt' es grau anlaufen, ich kann mir's denken, daß er auf seiner Geige immer greint, ich habe ihn noch nie lachen sehen, er ist wie trockenes Biscuit, es ist Alles ganz gut und fein, aber man kann's nicht genießen."

Ephraim antwortete Nichts, sondern lachte heftig, aber dieses Lachen war kein heiteres, gesundes, sondern ein krampfhaft erzwungenes. Er ging so weit in seiner Ungerechtigkeit, Philippine sogar seiner Achtung für unwürdig zu halten, er verglich sie im Geist mit seinem Oheim, und glaubte, nur das Handelsinteresse fehle, sonst wäre sie ihm ganz ähnlich. In solcher Anklage riß er Philippine abermals und auf immer aus seinem Herzen.

Ephraim kam zu Lessing, um mit ihm zu berathen, ob er in das Handelsgeschäft seines Oheims in Berlin eintreten solle; aber Lessing merkte bald, daß die Entscheidung bereits getroffen war, und ließ sich nicht herbei, sie mit seiner Autorität zu besiegeln. Er ließ nur Ephraim seine Gegengründe vortragen und durch rasche Zwischenfragen Ephraim selbst deren Widerlegung finden, denn Ephraim erklärte, daß er nur als Subaltern in den Handelsoperationen seines Oheims mitwirken und keinerlei moralische Verantwortung übernehmen werde.

Lessing schloß damit, daß er Ephraim einen Brief an Mendelssohn mitgeben wolle und bald selbst nachzukommen hoffe.

Es war eine erquickende Herzinnigkeit, mit der Lessing in einfachen Worten von seinem Moses und dessen Gerechtigkeit und Milde sprach. Lessing schaute lächelnd darein, da Ephraim sagte, das sokratische Daimonion scheine sich in Mendelssohn in einen ethischen Compaß verwandelt zu haben. Wie seltsam, daß man in Anderen richtig erkennen und bezeichnen kann, was man selber entbehrt und doch nicht als Mangel erkennt!

Die Erinnerung an Mendelssohn hielt Lessing indeß fest und erklärte, wie er auch darin mit Mendelssohn zusammen getroffen sei, daß dieser als Autodidakt nie von Systematik und Schulweisheit befangen gewesen sei, während er sich mit Eifer davon zu befreien suchte.

Gegen Ende April 1763 saß Ephraim mit seinem Oheim in einem Wagen, der den Weg nach Berlin einschlug. Es war ein häßliches Schneegestöber, als er seine Vaterstadt verließ, in der er so lange gelebt und gelitten, Jeder ging nach Lust und Beruf seines Weges, Niemand kümmerte sich um den, der blutenden Herzens von dannen schied.

Veitel hatte im März 1761 vom Könige einen Freiheitsbrief erlangt, das heißt, er brauchte keinen Judenzoll mehr zu bezahlen u. s. w., er lehnte sich daher stolz zum Kutschenschlage hinaus, als er das Thor passirte. Ephraim saß in seinen Mantel gehüllt in einer Ecke, er redete kein Wort. So kam man zu Deutsch-Lissa an, wo Halt gemacht wurde, der Wirth, die Wirthin und die Knechte, Alles sprang Veitel freundlich entgegen. Man trat in die Wirthsstube, hier würfelten Bauern und tranken. „Es gilt um drei Pasche!“ rief Einer, und warf ein bleiern klingendes Zweigroschenstück auf den Tisch. „Holla,“ riefen die Andern, „weg mit dem Juden, der gilt nichts, nagelt den falschen Kerl an den Tisch, es ist ja ein Ephraimite.“

„Von außen glänzend zwar, von innen schlimm,
Von außen Friedrich, von innen Ephraim.“

recitirte der Küster, der in der Ecke saß, mit Pathos,

er nahm das Glas seines Nachbars, trank ihm zu und erzählte dann weiter: „Der alte König Friedrich primus von Preußen hat einmal einem Goldmacher, der ihn betrogen hat, ein Kleid von Goldpapier anziehen, eine goldpapierne Krone aufsetzen und ihn an einen mit Goldpapier überzogenen Galgen hängen lassen; ich sage euch: über eine Weile wird's geschehen sein, und der Jude Veitel Ephraim wird an einer Galgenschnellwage hängen, und sein Zünglein wird nimmer schwanken, denn am Tage des Gerichtes wird man seine Werke zu leicht finden. Also ist es vor noch nicht vierundzwanzig Jahren im Schwabenlande mit einem Hexenmeister, dem Juden Süß, geschehen, des Teufels Großmutter war seine Mutter, und der ewige Jude war sein Vater."

„Wo wird denn der Veitel gehängt?" fragte Einer der Bauern; Alles lachte.

„Am Galgen," erwiderte ein Anderer, „es ist eins, wo er steht, der König ist zwar selbst viel Schuld daran, aber der Veitel muß doch die Supp' ausfressen. Recht so, die Juden sind an Allem schuld."

Ein Trödeljude, der zufällig hereintrat und seine Waaren feilbot, wurde von den Bauern verhöhnt und beschimpft.

„Na, Schmul," riefen sie, „hast user auch ein gutes Profitchen von dem Geld, das der Veitel gestohlen hat? Er sammelt's ja doch nur für euch Juden."

Einer der Bauern schüttete dem Trödeljuden Bier in den Nacken, worüber dieser sehr erschrack, und alle Anderen lachten und johlten.

Während dieser ganzen Scene hatte Veitel mit seinem Neffen an dem Honoratiorentische gesessen, der durch einen Bretterverschlag von dem übrigen Zimmer getrennt war; sie hörten die Unterhaltung draußen schweigend an. Ephraim war still, und Veitel befahl herrisch, daß man anspanne.

„Lumpenpack," sagte Veitel, als sie die Stadt hinter sich hatten, „mit drei Maas Bier wollte ich machen, daß sie mir Vivat trinken; warum schimpfen nun die Leute über mich? Bin ich König von Preußen? Hab' ich Stempelrecht? Hab' Ich zu bestimmen, wie viel Kupfergehalt eine Münze haben soll? Uebernehm' ich die Lieferung nicht, übernimmt sie ein Anderer. Was ist denn was ich thu'? Was der König will. Und was kann diesen Menschen daran liegen, ob das Geld gut oder schlecht ist? Wenn sie nur Branntwein dafür kriegen, ist Alles eins. Ich hätte gute Lust wieder umzukehren und ihnen den Meister zu zeigen."

Veitel war froh, als sein Neffe diesem letzten Vorsatz entschieden widersprach.

Man war an einen Berg gekommen, die beiden Reisenden stiegen aus und gingen zu Fuß hinan, ohne ein Wort zu reden. Als sie oben waren, kehrte sich Veitel um nach dem Thal, und die Hand auf die Schulter seines Neffen legend, sagte er mit einem tiefen Seufzer:

„Man muß viel Prast und Sorgen in dieser Welt ertragen; wenn man nicht seine Kinder und seine Familie hätt', möchte man oft lieber gestorben sein."

Ephraim blickte in das Antlitz seines Oheims, eine

nie geahnte Milde schwebte darauf, er blickte hinab in das Thal, Alles war still und friedlich; die Abendglocke läutete zum Gebet, der Himmel hatte sich aufgeklärt, die Luft war durchsichtig und hell, auf den gegenüberstehenden schneebedeckten Hügeln lag der glühend rothe Horizont mit seinen immer sanfter verschwimmenden Tönen, in welche einzeln stehende Bäume ihre schneeumhüllten Gerippe wie geisterhaft hineinragen ließen.

„Sehen Sie dort die Sonne im Westen verglühen," sagte Ephraim, „mir ist so wohl und weh, daß ich in dieser Minute des Entzückens auch mit ihr sterben und verglühen möchte."

Als Veitel nichts erwiderte, fuhr Ephraim fort:

„Und doch ist die Natur wieder unsere einzige Trösterin, sie bleibt uns, wenn Alles uns verläßt oder von sich stößt. Danken wir Gott, der uns dies Alles geschenkt, der Frühling —"

„Narrenpossen," unterbrach ihn Veitel, „das Wetter gefällt mir jetzt auch, um tausend Thaler ist kein Wölkchen am Himmel zu haben, aber auf deine Natur versteh' ich mich gar nicht; wie kannst du eine Freud' an Feldern und Wäldern haben, welche fremden Leuten gehören?"

Man setzte sich wieder in den Wagen, Ephraim that, als ob er schliefe.

Die Reise nach Berlin war lang und beschwerlich, Ephraim zog bisweilen seine Brieftasche heraus und notirte Etwas, besonders aber sah er oft nach dem Briefe, den ihm Lessing an seinen Mendelssohn mit-

gegeben hatte. Es war dies jener Brief vom 17. April 1763, der mit den Worten anfing: „Auch Herr Kuh reist nach Berlin und erbietet sich, mir einen Brief an Sie mitzunehmen. Ich muß dergleichen Gelegenheit nicht aus den Händen lassen, sie ist selten, und Posten gehen nach Berlin nicht, sind niemals nach Berlin gegangen, weil ich Ihnen ja sonst würde geschrieben haben." So scherzte Lessing, aber dieser Brief enthielt auch eine Erörterung über die Darlegung Spinoza's von der Einheit zwischen Leib und Seele, die nur zwei verschiedene Vorstellungsweisen einer und derselben Substanz sind. Lessing setzte diese Anschauung der von Mendelssohn mit Berufung auf Leibnitz festgestellten Harmonie entgegen und grenzte die Ansicht Spinoza's scharf von der Leibnitzens ab.

Man kann diesen Brief gewissermaßen als ein Abbild des ganzen Verhältnisses zwischen Lessing und Mendelssohn ansehen: freier und inniger persönlicher Anschluß mit stetigem Verfolg der höheren philosophischen Fragen zu gegenseitiger Anregung und Klärung.

Ephraim hatte die Denkauslegung des im vergangenen Jahrhunderte verketzerten Philosophen und Stammesgenossen zu überbringen. Er trug kein Verlangen, in dessen Lehre einzudringen, das ganze Zeitalter Friedrichs des Großen war dieser Systematik abhold und theilweise unfähig; und selbst Mendelssohn, dessen Lehren und Wirken der König von sich wies, stand trotz seiner Verschiedenheit mit dem König auf gleichem Standpunkte, indem er die Philosophie vornehmlich als Welt- oder Lebensweisheit auffaßte.

Mit Andacht hielt Ephraim den Brief Lessings oft in Händen und gedachte dabei einer schönen jüdischen Sitte: denn es ist ein alter, fester Brauch, daß man Einem, der eine weite und beschwerliche Reise antritt, eine Gabe mitgibt, die er alsbald am Orte seiner Bestimmung einem Bedürftigen einhändigen muß; die dunkeln Geschickesmächte, die besonders auf der Reise walten, sind dadurch gebannt, denn der Reisende ist nach jüdischem Ausdruck ein „Tugendbote," der geborgen ist vor jeder finstern Macht.

Kein Jude hatte es gewagt, dem als Freidenker verschrieenen Ephraim eine solche Sendung zu übergeben; er erschien sich aber jetzt durch den Brief Lessings als ein höherer Sendbote, er trug den labenden Ausdruck des Freundesgefühls, den erhöhenden des unbefangenen Denkens von einem Geiste zum andern.

Beide Reisende langten endlich in Berlin an.

Als Ephraim zum Erstenmal durch die Straßen Berlins ging, mußten ihm die vielen in Trauer gekleideten Frauen auffallen, denen der Krieg Gatten, Brüder und Söhne hinweggerafft.

Im hellen Sonnenschein des Frühlings waren die Zeichen der Trauer um so greller, da und dort wandelten Männer im Soldatenrock und auf ihren Angesichtern war die Verabschiedung zu lesen, sie gingen mit fragendem Blick nach der Zukunft umher und schienen fast diejenigen zu beneiden, die zu Krüppeln geschossen, doch versorgt waren, sich mit den ungewohnten Krücken einübten oder im Sonnenschein auf einer Bank ausruhten.

Ephraim suchte sich über die Betrachtung des allgemeinen Geschickes zu erheben, und seinem eigenen Leben nachforschend sagte er sich: die Menschen, mit denen sich deine Zukunft verschlingen wird, wohnen da und dort, noch sind sie dir fern, vielleicht werden sie es dir bald wieder werden — sei es! Diese Straßen, wie oft werden sie dich geschäftig, dichtend, von Kummer und Freude erfüllt dahin wandeln sehen, vielleicht Arm in Arm mit einem Freund, einer Geliebten, vielleicht gehst du hinter der Todtenbahre deiner Geliebten, deines Kindes, vielleicht wirst du selbst bald als Leiche dahingetragen; sei es! Ich will die Freude an mein Herz drücken und dem Kummer einen Stuhl setzen, als einem alten Bekannten. Zieh deinen Schleier ab, verhüllte Zukunft, welch ein Antlitz du auch verbirgst, ich kenne es und bin darauf gefaßt.

Der Uebermüthige! Er lernte es später einsehen, wessen er sich vermessen hatte, und daß es nichts nütze, sich beim Sonnenschein des Glücks mit dem Regenmantel zu beschweren; der Sturm verfängt sich nur noch mehr in den weiten Falten des Mantels.

Den alten Emanuel hatte Ephraim krank gefunden, voll Trauer saß er an dessen Krankenlager und bewunderte die Heldenkraft, mit welcher er seine Schmerzen trug. Ephraim nahm es als gutes Vorzeichen, daß die erste Thätigkeit bei seinem Eintritt in neue Lebenswege in freundlicher Handreichung für einen Verlassenen bestehen durfte.

15. De amicitia.

Der erste Besuch Ephraims galt Moses Mendelssohn. Seine Wohnung in der Spandauerstraße war leicht zu finden, denn das Haus „zum goldenen Stern," das unweit desselben war, diente als Merkmal. Nach seiner Gewohnheit, in der er gern nach deutungsvollen Sinnbildern faßte, fand er auch in dieser Wegweisung ein solches. Es war daher eine doppelt erhöhte Stimmung, in der Ephraim in das Haus trat.

Mendelssohn war so eben aus dem Comptoir der Wittwe Bernhard, wo er Buchhalter und Geschäftstheilhaber war, zurückgekehrt; mehrere Besuchende waren bei ihm und unterhielten sich mit leiser Stimme.

Die verwachsene Gestalt Mendelssohns hätte unangenehm erscheinen können, wenn nicht Milde und Menschenliebe, die wie lächelnde Genien auf seinem Antlitze thronten, alsbald Jeden für ihn gewonnen hätten.

Der unverhältnißmäßig breite Kopf saß wie bei allen Buckligen tief zwischen den Schultern, ein in Schnitt gehaltener Backen- und Halsbart, der am Kinn etwas spitz auslief, konnte als Zeichen der rabbinischen Würde und Observanz gelten, die weit hervorspringende und kühn gebogene Nase mit den großen Nasenflügeln vollendete noch den Stempel des charakteristisch Jüdischen in diesem Antlitze; in paralleler Linie hoben sich die beiden schöngeschnittenen Lippen hervor, in dem tiefliegenden schwarzen Auge glänzte das Licht einer wahrheitsliebenden Seele, der herrliche Bogen der Stirn

deren Weiße das schwarze Sammtkäppchen noch mehr hervorhob, konnte als Merkmal antiker Ruhe und Bestimmtheit gelten. So entdeckte Ephraim in diesem Antlitz eine Mischung klassischer und rabbinischer Elemente, die er in dem ganzen Wirken Mendelssohns erkennen wollte. Auch in dem Aeußern des Zimmers zeigte sich die Gedoppeltheit, denn neben der Sokrates-Büste auf einem Pfeiler in der Ecke hing das jüdische sogenannte Misrach, eine eingerahmte Denktafel mit der hebräischen Bezeichnung, daß hier die Morgenseite ist, der man beim Gebete das Antlitz zuzuwenden hat.

Mendelssohn war erst ein Jahr verheirathet, er stand in seinem vier und dreißigsten Jahre, Ephraim war nur zwei Jahre jünger. Wie schwankend und jugendlich unfertig erschien dieser sich ihm gegenüber, er nahm sich vor, auch fortan fester zu sein.

Mit einer gewissen weltmännischen Gemessenheit in der Bewegung, aber nach seiner Art stotternd im Worte, entschuldigte sich Mendelssohn gegen Ephraim und die anderen Anwesenden und las den empfangenen Brief; aus dem wechselnden Ausdruck seiner Mienen, dem anfangs heiteren Lächeln, das alsbald in strenges philosophisches Nachdenken und in Kopfschütteln überging, konnte man ungefähr den Inhalt des Briefes herauslesen.

Er legte den Brief ruhig zusammen und ging in das Nebenzimmer. Ephraim erfuhr nun, daß Mendelssohn sich nach seiner Frau und dem drei Tage alten Töchterchen umsehen wolle.

Unter den Besuchenden waren die beiden Doktoren

Bloch und Gumperz, ältere Freunde Mendelssohns, und der Mathematiker Abraham Wolf, Abraham Rechenmeister genannt. Sie hatten sich um eine hagere Gestalt gruppirt, welche mit vieler Selbstgefälligkeit berichtete, daß die „Briefe, die neueste Literatur betreffend," jetzt in zweiter Auflage erscheinen, nun aber, auch mit Lessings Uebereinstimmung, abgeschlossen seien. Es gelte nun, alle nach Freiheit strebenden Geister zu vereinigen, um theils kritisch, theils aber auch positiv ein Werk zu schaffen, das, gründlicher als die französische Encyklopädie, dazu diene, die Provinzen, die dem freien Geiste und dem guten Geschmacke erobert seien, zu bebauen und zu organisiren. Er nannte die „allgemeine deutsche Bibliothek."

Man hörte bald, daß der unternehmende Reformator der Buchhändler Nicolai war.

Er richtete seine Darlegung an einen Mann von äußerst ruhigem, bemessenem Wesen, der nur bisweilen beistimmend nickte und in seiner Gehaltenheit seltsam abstach gegen den unruhig auflodernden Nicolai.

Ephraim fuhr zusammen, als ihm der Name Professor Ramler genannt wurde.

In einer Ecke saß in schmutziger Kutka ein Pole auf einem Stuhle zusammengekauert; er schien die Gesellschaft nicht zu beachten, und wurde auch von ihr nicht beachtet.

„Unser Mendelssohn ist doch überaus glücklich," sagte der Doktor Bloch, „es gebührt ihm, nach so schweren Kämpfen endlich das Glück und die Ruhe des Lebens zu genießen, er hat eine bestimmt abgegrenzte

Geistesbahn, ein mäßiges Einkommen, ein gesundes Töchterchen —"

„Und eine brave Hausfrau," rief ein Anderer.

„Und eine gescheite und liebenswürdige Schwägerin," ein Dritter.

„Seid ihr bald mit eurer Bilanz fertig?" rief der Doktor Gumperz, „das Beste habt ihr zu notiren vergessen, das sind: treue Freunde."

„Ja, er hat nur zu viel Freunde, er könnte die Schrift Plutarchs über Polyphilie fortsetzen," sagte Einer der Umstehenden, „ich meine immer: wer mit der ganzen Welt, Groß und Klein, Reich und Arm so bruderander ist, könnte mit Niemand so recht innig sein; ich will nicht räsonniren, aber —"

„Nur Scheelsucht oder Kurzsichtigkeit kann so urtheilen," sagte der Doktor Bloch mit Heftigkeit, „da möchte Jeder gern das Grundstück seiner Freundschaft als Domäne für sich ansprechen, und wenn das nicht geht, sagt er: es muß ohnedies unfruchtbares Land sein, da es zum allgemeinen Heerweg verbraucht wird."

„Für diese Erörterung, mein lieber College," beschwichtigte Doktor Gumperz, „ist hier weder Zeit noch Ort; lassen wir alle Persönlichkeiten fallen, ich möchte behaupten: das wiedererwachte Freundschaftsgefühl ist eine Blüthe von den Reisern und Setzlingen der klassischen Bildung des Alterthums, die wir in unsere Zeit übertragen. Das Alterthum allein kannte die Freundschaft, das Mittelalter, dessen Ausgangspforte sich hinter uns geschlossen, kannte nur die Frauenliebe; die Männer waren Kampfgenossen, aber selten Freunde

in der tieferen Bedeutung des Worts. In unserer Zeit erblüht die echte Philosophie und Poesie wieder und mit ihr auch die Freundschaft. Es ließe sich statistisch nachweisen, daß in unserer Zeit mehr freiwillige Junggesellen oder sogenannte Hagestolze sind, als zu irgend einer andern; dieß hat gewiß seinen tiefern Grund in dem neu erwachten Wissenschafts- und Freundschaftsleben."

„Herrlich," rief Bloch, „wer nun Junggeselle bleibt, gehorcht einer weltgeschichtlichen Nothwendigkeit."

„Unser Freund Mendelssohn bearbeitet den Phädon Plato's nach eigener Weise; wollten Sie nicht auf ähnliche Weise Cicero's Büchlein von der Freundschaft bearbeiten? Ich nehme es in Verlag," bemerkte Nicolai.

Mendelssohn trat ein, und Nicolai sagte zu ihm: „Wir sprachen so eben von der Freundschaft; Herr Gumperz verlangt auch hierin das Studium der Antike."

„Haben Sie denn einen Begriff der Freundschaft festgestellt, oder eine Definition gefunden? Sonst wird wieder Alles zum bloßen Wortstreit," sagte Mendelssohn, und der Pole, der in der Ecke saß, stand auf, stellte sich ebenfalls zu dem Kreis, in welchem eine Weile Stille herrschte.

„Was ist da lange zu besinnen?" sagte der Pole mit dem eigenthümlichen Accent polnischer Juden, „Freundschaft ist die thätige Einigung unabhängiger und gleichgesinnter Menschen."

„Brav, mein lieber Herr Maimon," sagte Bloch, „ich wüßte im Augenblicke nirgends eine Lücke zu finden."

„Wenn man Egoismus, Mitleid und Schwäche addirt, kommt Freundschaft heraus," sagte Abraham Rechenmeister.

„Sie müssen nicht glauben," flüsterte Bloch unserm Ephraim in's Ohr, „daß der Mann so bös ist, er hat sich einmal daran gewöhnt, über Alles die Achseln zu zucken, nun hat er ein gichtisches Zucken und kann nicht mehr anders."

„Ich vermisse an Ihrer Definition, lieber Herr Maimon," sagte Mendelssohn, und hielt dabei sein Spitzbärtchen mit dem Kinn in der vollen Hand, „ich vermisse an Ihrer Definition die Grundlage der Gemüthsthätigkeit, das Wohlwollen, denn eine Verbindung zweier Kaufleute zu Handelszwecken kann ebenfalls eine thätige Einigung unabhängiger und gleichgesinnter Menschen genannt werden, der praktischen Seite wegen, die allerdings die Hauptsache ist, wie man ja auch von Handelsfreunden spricht; aber schon Aristoteles nennt mit Recht die Freundschaft zu einem äußerlich gemeinsamen Zwecke, sei nun dieser politisch oder merkantilisch, blos Eintracht, und trennt sie mit Recht von der eigentlichen Freundschaft. Auch die Freundschaften um des Vergnügens und Nutzens willen, diese beim Alter, jene bei der Jugend, sind vergänglich wie ihr Grund. Mit der Freundschaft, als der freien Verbindung zwischen Geschöpfen gleicher Gattung, erhebt sich der Mensch über die thierische Natur überhaupt und über die seine insbesondere; die Zuneigung verschiedener Geschlechter kennt das Thier auch, und wir wissen es, wie Viele in unsrer Zeit die Liebe als

nichts weiteres gelten lassen wollen. „Aristoteles und Cicero," schaltete hier Ramler ein, „zeigen zunächst das Wesen der Freundschaft in ihrem Unterschiede von der Blutsverwandtschaft."

„Und in ihrer Weise mit Recht," fuhr Mendelssohn fort. „Mit der Freundschaft, der Verbindung zwischen Menschen, die weder durch Bande der Abstammung, des Geschlechts, noch des Staates unmittelbar aneinander gekettet sind, tritt der Mensch aus der rohen Natur in das Reich des Bewußtseins, des freien Geistes."

„Das Reich des freien Geistes," sagte Nicolai, „ist bis jetzt noch das polnische Wahlreich, Unvernunft, Aberglaube und verjährtes Vorurtheil führen das lauteste Wort, darum müssen sie mit aller Macht ausgerottet und vernichtet werden, denn auch die Freundschaft kann nicht unter ihnen gedeihen."

„Es ließe sich wohl noch darüber streiten," sagte Gumperz, „ob vorurtheilsvolle Menschen nicht Freunde sein können, denn man kann den Urgrund jenes Wohlwollens, das sich nicht von Allem Rechenschaft geben kann, doch immer Vorurtheil nennen. Fragen wir aber lieber: können nur tugendhafte Menschen Freunde sein?"

„Das heißt man ein Licht in den Tubus setzen, um die Sonne bei Licht zu betrachten," sagte Maimon unter Lachen, „die Freundschaft an sich ist eine Tugend, also sind nur tugendhafte Menschen Freunde." „Dieses Letzte sagt auch Aristoteles in seiner nikomachischen Ethik und fast mit denselben Worten," ergänzte Mendelssohn.

Mit scheinbar sich selbst verspottendem, kecken Tone entgegnete Maimon: „Wenn Aristoteles das gesagt hat, ist er auch ein gescheiter Mann. Ich meine darum aber nur, wenn zwei Räuber einander mit Herz und Hand zugethan sind, sind sie auch Freunde so gut als zwei Philosophen."

„Richtig," sagte Mendelssohn, „wenn ein Räuberfreund dem andern Treu und Glauben hält, ihn aus Kerker und Todesgefahr rettet, so ist er hiermit auf den Standpunkt der Tugend, der gegenseitigen Erhaltung zurückgetreten; daß diese That sich hier mit den Einrichtungen der Gesellschaft in Widerspruch setzt, verändert an ihrem Urgrund als solchem nichts. Der Räuber kann eine tugendhafte Handlung ausführen, aber er ist damit nicht tugendhaft. In Xenophons Memorabilien zeigt auch Sokrates, daß man nur einen tugendhaften Menschen zum Freunde haben könne, und will man einen solchen sein Eigen nennen, muß man es selber auch sein oder zu werden streben. Ein Freund nimmt die Berichtigung durch den Andern als seine eigene, wie einst ein solcher dem Freunde schrieb: Ihre besseren Gedanken sind weiter nichts als meine zweiten Gedanken. Ein Freund ist das uns persönlich gegenüberstehende Gewissen, wir freuen uns mit ihm bei einer guten That, unser Leben ist in ihm und sein Leben in uns; wir trauern und grämen uns in ihm und durch ihn über eine That, die unseren tieferen Bestrebungen widerspricht. Wie wir glücklich sind in dem Gedanken an Gott, der über allem Leben thront und in seiner Vorsicht für uns handelt, so haben wir

in dem Freunde ein schwaches Abbild von dem Walten eines Geistes außer uns, der uns zugehört und dem wir zugehören. Wenn auch ein Lasterhafter einen Freund haben kann, so kann er ihn nicht erhalten, irgend eine Collision wird sie trennen, denn die Garantie des in der Tugend ruhenden Gesetzes fehlt ihnen, und das Laster ist die Gesetzlosigkeit im weitesten Sinne."

Ephraim horchte mit gespannter Begierde zu, das Akademienleben der heiteren Griechen schien vor seinen Augen wieder erstanden, erst schüchtern und leise, dann aber immer begeisterter und lauter sprach er: „Ich kann nicht begreifen, wie man die Frage über das höchste Gut noch für unentschieden halten mag; allerdings mag es nach Zeit, Ort und Persönlichkeit verschieden bleiben, aber Eines ist ewig und überall und Allen, das ist ein Freund; sich gedoppelt und doch eins zu wissen, all unser Lieben, Leiden und Hoffen in einem Jenseits geborgen, das wir an's Herz drücken können, nicht blos eine gewisse Idee und Bestrebung, losgeschält von der Persönlichkeit, sondern diese Persönlichkeit mit allen ihren Schlacken und Eigenheiten, aufgenommen, gehegt und geliebt zu wissen von einem Andern —"

„Das giebt eine Liebestinktur," unterbrach ihn Gumperz, „Sie ordiniren zu viel succus liquiritiae, der, nicht schnell genossen, in wenig Tagen sauer wird; mengt man das, was die Welt Liebe nennt, was aber allerdings nur ein Geschlechtsverhältniß ist, in die Freundschaft, so wird sie bald abständig. Nehmen Sie nur die Jünglingsfreundschaften: der Anschließungstrieb ist da, aber er kannte seinen Zweck noch nicht, da herzt

und küßt man denn seinen jungen Freund; wie wenige solcher Freundschaften können aber auf das Leben übergehen, die Freundschaft ist nur ein Produkt des reifen und selbstbewußten Geistes."

„Ich bin auch Ihrer Ansicht," sagte Bloch, „wenn Sie den Begriff der Freundschaft dahin erweitern, daß sie nur zwischen reifen und freien Geistern gedeiht, denn auch das ist zu beachten, daß sie im Gegensatz zur Liebe auf Ueberlegung und verständige Erkenntniß gegründet werden kann und soll; ist der Freund unser zweites, oft auch unser besseres Ich, so ist die Geliebte ein Theil unseres Ich selber und im richtigen Verhältniß die Hälfte unseres Ich. Die Sorge für die Geliebte liegt schon unmittelbar in der Selbsterhaltung, die für den Freund nur mittelbar; dem zweiten Ich kann noch ein drittes und viertes sich hinzugesellen, die zweite Hälfte des Ich kann nur die erste und eine für sich haben, darum ist auch die Liebe eifersüchtig, die Freundschaft nicht."

„Herr Kuh hat doch ganz richtig die Persönlichkeit mit hereingezogen," sagte Mendelssohn, und Ephraim fühlte sich wunderbar berührt, seinen Namen beistimmend von dem verehrten Philosophen genannt zu hören. Alle hörten aufmerksam zu, als Mendelssohn fortfuhr: „Ich muß wiederholt auf Aristoteles hinweisen, der scharf und bestimmt zwischen Wohlwollen und Freundschaft unterscheidet, jenes zieht nur die allgemeinen guten Eigenschaften eines Andern in Betracht und wünscht und bietet ihnen Förderung, es kann so allgemein als möglich sein; das Wohlwollen ist der

Ausgangspunkt jeder Freundschaft, aber es schreitet nicht nothwendig zu dieser fort, gesteigertes Wohlwollen ist nicht Freundschaft, sie bedarf eines durchaus neuen Elementes, sie verlangt eine persönliche Zuneigung, Freude und Liebe gerade an dieser besondern Erscheinungsart des allgemein Menschlichen. Gar viele persönliche Beziehungen beharren auf der Stufe des allgemein menschlichen Wohlwollens."

„Und das eben ist eine bittere Erfahrung," fiel Gumperz ein, „wenn ein Verhältniß keinen Fortschritt gewinnt, wenn es immer das bleibt, was es beim Beginn gewesen."

„Das ist nirgends der Fall," entgegnete Mendelssohn, „nur muß man nicht erbittert sein, weil man nicht das erreicht, was man wünschte und hoffte, nur muß man nicht die falsche Voraussetzung in eine getäuschte Erwartung verwandeln. Das menschliche Leben hat sein Gleichniß in der Natur. Wozu wachsen die Waldbäume?"

„Zu Nutzholz."

„Und die Obstbäume?"

„Daß sie Frucht tragen."

„Gut. Wer nun aber von einem Waldbaum Aepfel und Feigen verlangt, thut er nicht Unrecht, wenn er sich über getäuschte Erwartung beklagt und den Baum verdammt?"

„Sehen Sie," rief Nicolai triumphirend, der auch die mündlichen Geisteserzeugnisse seiner Freunde gern in Verlag nahm und sie mit freudiger Begeisterung wie eigene Hervorbringungen ansah und erklärend

befürwortete: „Sehen Sie, da haben Sie das Grundwesen der neuen Humanität: die naturgemäßen Ergebnisse der Dinge zu heischen und die Natur dieser Dinge zu erforschen. Es ist, sinnbildlich genommen und auf den Menschen mit freier Willenskraft angewendet, erklärlich, wenn der Feigenbaum verflucht wird, der zur gemessenen Zeit, da man deren bedarf, keine Frucht trägt, er sei dazu verdammt, daß er verdorre. Jeder muß wirken und leisten."

„Das Gespräch stockte plötzlich. Wie das so leicht geht bei ungebundener Unterhaltung Vieler, war man auf einen Abweg gelangt, man stand wie verirrt in fremder Region und mußte sich erst orientiren, man fühlte das Unbehagliche zielloſen Umherschweifens, und Niemand wagte es Wegweiser sein zu wollen, bis endlich Mendelssohn mit einem eigenthümlichen Kopfschütteln wieder begann:

„Bleiben wir bei unserm Gegenstande. Wir haben gesehen, daß das Wohlwollen ein unbegrenztes sein kann, die Freundschaft hingegen, wo sich die ganze Persönlichkeit mit all ihren Attributen einer Andern anschließt, naturgemäß nur eine begrenzte; für die Uebernahme einer vollen Persönlichkeit erfolgt auch die Uebergabe. Das klassische Alterthum, das weit mehr als die Liebe, Wesen und Begriff der Freundschaft ausgebildet hat, berichtet uns auch von Freundespaaren, ich weiß nicht wie viele."

„Es sind drei oder auch vier Paare," berichtete Ramler, „Achilles und Patroklus, Theseus und Pirithoos, Orest und Pylades, Damon und Phyntias;

Plutarch zählt noch ein fünftes in Epaminondas und Pelopidas hinzu."

„Die Grundbedingung der Freundschaft ist Gleichheit," sagte Mendelssohn, und Ramler fügte bestätigend hinzu:

„Cicero setzte sogar die Gleichheit der Bestrebungen und des Naturells als Bedingung."

„Und die guten Schwestern der Mutter Natur, die liebe Tante Gewohnheit und die kluge Tante Sophistik, sind die besten Verzieherinnen und Kupplerinnen," raunte Abraham Rechenmeister Ephraim in's Ohr. Dieser wendete sich ab, unwillig sowohl über das Gehörte als auch über die Unart, ein flüsterndes Zwiegespräch zu versuchen, wo Alles in lautem Denken sich vereinigte. Er hörte hin wie nun Gumperz fortfuhr:

„Das ist wohl auch der Grund, wollte ich schon vorhin bemerken, warum unser Herr Maimon das Wort „unabhängig" in den Begriff der Freundschaft aufnahm; nur die Gleichheit macht wahrhaft unabhängig. Zwischen Lehrer und Schüler in der weitesten Bedeutung des Wortes, zwischen Hohem und Niederem, Herrn und Diener, zwischen dem Reichen und Armen ist keine Freundschaft möglich. Auf Dankbarkeit läßt sich keine Freundschaft bauen, vielleicht die Liebe, die als Gemüthsaffekt alle Unterschiede überspringt. — Ein Reicher, der einen Armen zum wahren Freunde haben will, darf diesen nicht seiner Armuth und Noth überlassen, und er wird nicht einmal Dank dafür heischen, weil er in gleichem Falle Gleiches erwarten zu können

sich bewußt ist, der Dank hebt die Unabhängigkeit, das freie Urtheil und die Gleichheit auf."

„Sie drehen den Wahlspruch des Königs um und sagen statt Suum cuique — Jedem das Meine," fiel Maimon dazwischen und wendete dabei nach Art der Thalmudisten die Hand rasch herüber und hinüber und drehte sie hin und her. „Da wird mir gestern ein Landsmann geschickt mit einem Empfehlungsbrief, ich soll' ihm helfen. Ich lieg' noch im Bett und studir', weil ich kein Holz zum Einheizen hab'." Wißt Ihr was? sag' ich zu dem Fremden, ich will an die Seite rücken, legt Euch 'rein zu mir und wärmt Euch, das ist Alles was ich für Euch thun kann."

Man lachte, aber der heftige Arzt ließ sich nicht aus der Fassung bringen und fuhr fort:

„Der pythagoräische Bund war auf die werkthätige Freundschaft gestellt und Pythagoras stellt die Grundbedingung auf: unter Freunden muß Alles gemeinsam sein. Der Arme, der von dem Reichen als seinem Freund empfängt, kann das unabhängig. Der brave und freie Mensch nimmt eben so frei als er giebt, es ist nur ein feinerer Egoismus, wenn die Leute lieber geben als nehmen, es gehört eine freiere Seele dazu, zu nehmen."

„Ich nehm'," fiel wieder Maimon dazwischen, „ich bin jetzt sogar stolz darauf." Und wieder fuhr Gumperz fort:

„Ich möchte aber noch eine Frage stellen: kann ein Großer, ein gewaltiger Herrscher einen Freund haben? Hat unser König Friedrich einen Freund?"

„Ich glaube: nein, aber Sie mengen zu Vieles untereinander," sagte Mendelssohn.

„Was thut's?" entgegnete der hitzige Arzt, „mag sich Jeder selbst herauslesen, was ihm behagt; ich sage nur: ein echter König, der selbst und nur aus sich herrschen will, kann keinen Freund haben, denn der Freund hat das Recht und die Pflicht, auf Gesinnung und That des Freundes unmittelbaren Einfluß zu üben, ein Selbstherrscher kann das nicht gestatten, und so steht er auf seiner traurigen Höhe allein; unser unvergleichlicher König Friedrich ist eifersüchtig auf seine Alleinherrschaft, er verachtet Habsucht und Eigennutz, er will keinen Günstling haben und er hat — keinen Freund; diese Marishal, Jordan, d'Argens, d'Alambert und so weiter, mit denen er persönlich oder brieflich in Freundschaftsverbindung steht, sind das Freunde? Wenn er auch noch so viel Freundschaftsgedichte macht, so ist das doch nur poetischer Zeitvertreib. Sie selber, Herr Mendelssohn, haben ihm ja in Ihrer Kritik seiner Gedichte nachgewiesen, daß er Gedanken in Verse bringt, die nicht die seinigen sein können, und er hat es Ihnen mit Recht übel genommen, daß Sie ihm ehrerbietig dargethan, wo Lücken und logische Widersprüche sind. Was soll einem Fürsten ein unabhängiger Wahrheitsfreund? Ein König könnte nur Jugendfreunde haben, aber man vergißt den Antimacchiavell und die Jugendfreunde, wenn man König ist."

„Die Freundschaft ist das höchste Gut, sie ist ein Engel," sagte Abraham Rechenmeister, „nur Schade, daß wir mit unseren Brillen keine Engel mehr sehen.

Der Starke braucht keinen Engel und keinen Freund, er hält sich durch sich; ein sogenannter Freund ist nur ein Stab, auf den sich der Schwache stützt —"

„Und der wie Mosis Stab zur Schlange wird, wenn man ihn wegwirft," bemerkte Ephraim. Ein scharfer Blick aus dem Auge Mendelssohns traf Ephraim und durchzuckte ihn bis in's Herz hinein, aber Mendelssohn wendete sich an den ihm bekannten Spötter und erklärte ihm, wie die Freundschaft nicht aus Hülfsbedürftigkeit entspringe, und Ramler unterstützte ihn hierbei mit einem Kernzitat aus Plato's Lysis.

Mendelssohn hatte nun noch ein kleines Scharmützel über das Verhältniß von Freundschaft und Ehre. Der neue Sokrates wendete hiebei nicht nur die geistige Hebammenkunst des Meisters, sondern auch eine thalmudische Taktik an, indem er den Gegner zu ungedeckten Ausfällen reizte, um ihn am Ende gefangen zu nehmen; aber es war eine milde Gefangenschaft, wobei man sich schließlich gegenseitig den Frieden erklärte.

Ramler lenkte nochmals auf eine andere Seite des Gespräches hin, indem er, eingedenk seiner ausgebreiteten literarischen Beziehungen, die Berechtigung zum Bruch der Freundschaft zur Erörterung brachte und abermals die Meinung des Aristoteles vertrat, der die Ungleichheit in der fortgeschrittenen intellectuellen Bildung als berechtigte Lösung bezeichnet.

Mendelssohn schien sich zu lange im klassischen Alterthum verweilt zu haben; mit einer eigenthümlichen Andacht holte er die Bibel und erklärte, daß auch das Judenthum die Freundschaft hochstelle, und

von David und Jonathan sprechend, fand er mit Leichtigkeit die Stelle im Trauerpsalm Davids um den entschwundenen Freund (2. Sam. 1, 26): „Deine Liebe war mir theurer als Frauenliebe.“ Aber auch auf die lebendige Gegenwart zurückkehrend und als wolle er zuletzt noch den ihm Angehörigen, von dem er heute neue Kunde erhalten, herbeschwören, sprach er mit bewegter Stimme den Sinnspruch Lessings:

„Wer Freunde sucht, ist sie zu finden werth;
Wer keinen hat, hat keinen noch begehrt.“

Das war der auflösende Schlußaccord.

Die Gesellschaft entfernte sich, es war als würde eine Geistesgemeinde mit einem Segensspruch entlassen.

Auf der Treppe sagte Gumperz zu Ephraim: „Wir können die Freundespaare der Alten noch um ein schönes vermehren, es sind zwei Geisteshelden: Lessing und Mendelssohn, die im selben Jahre geboren sind. Es ist nicht umsonst, daß diese zwei aus verschiedenen Confessionen an den Eingangspfosten der neuen Zeit stehen oder eigentlich selbst solche sind.“

Mit einer nie gekannten innern Erhebung verließ Ephraim das Haus Mendelssohns, alles Abirren war vergessen und er fühlte sein ganzes Wesen wie im reinen Aether gebadet; er sah sich plötzlich mitten in die Strömung gewaltig treibender Geister hineinversetzt, die den höchsten und edelsten Errungenschaften der Menschheit zustrebten und mit den Besten der Vergangenheit in lebendigem Verkehr standen. Frische und neuer Lebensmuth durchdrang ihn; es war nicht nur

jene Freude, die wir empfinden, wenn wir aus einer Gesellschaft hinweggehen, reicher an Urtheil und tieferer Anregung; hier wirkte noch der besondere Umstand, daß Ephraim sich in einen Kreis überlegener Geister versetzt fühlte, während er in Breslau, die seltenen Begegnungen mit Lessing ausgenommen, in seinem bisherigen Lebenskreise seine Ueberlegenheit geltend machen konnte.

Dazu kam, daß er in seiner Vaterstadt sich noch immer unter Bedingungen und an Maßstäben gemessen glaubte, die er in seiner Entwicklung bereits überwunden hatte; hier trat er nun als fertiges Naturell ohne lästige Rückbeziehung in eine erhobene Männergemeinschaft, und die Geltung, die ihm zu Theil wurde, ward ihm zum Werthmesser vor sich selber. Dem redlich Strebenden wurde es dabei zur wahren Erhebung, aufschauen zu können zu hochragenden erhabenen Charakteren; der Blick wird groß und erweitert, wie beim Erschauen gewaltiger Berge, deren Gipfel die Sonne zuerst grüßt.

Und während in der Gedankenwelt freistrebende Geister sich bemühten, die Bedeutung des Lebens und dessen ewige Normen neu zu ergründen, während sie die landläufigen Gedankenmünzen prüften, bald diese als werthlose Spielmarken verwarfen, bald dort den werthlosen Zusatz bestimmten und Alles neu umprägten, wurde auch die Handelswelt erschüttert. Das Gesetz, das die während des Krieges geprägten Münzen außer Cours setzte, veränderte durch alle Schichten der Gesellschaft den gewohnten und sicher geglaubten Besitzstand.

Da gab es nun Verabschiedete und Invaliden ganz anderer Art als durch Schwert und Kugel. Ein Heros der Berliner Kaufmannschaft und einer der angesehensten Bürger der Stadt, Johann Gotzkowski gerieth durch diesen Schlag, verbunden mit anderen Unglücksfällen, an den Bettelstab. Wie nach einem Erdbeben schaute man sich um, ob dieses oder jenes Haus noch stehe, und manches hielt sich nur durch rasche Stütze von außen.

Ephraim hatte als Cassier seines Oheims, der als „Wohlgelittener" durch seine hohen Bekanntschaften das überraschende Ereigniß voraus gekannt zu haben schien, bei den darauf zielenden Geldoperationen überhäufte Arbeit, und oft wurde er von dem Schmerzgefühl heimgesucht, in welcher Thätigkeit er stehe; aber Emanuel tröstete ihn damit, daß er, einmal eingereiht, wie ein Soldat, nicht mehr nach der Berechtigung des Feldzuges fragen könne. —

Gleichzeitig mit Ephraim war ein junger Italiener in das Comptoir seines Oheims eingetreten; das Gefühl der Fremde und gemeinsamen Eingewöhnung brachte die beiden Männer zuerst nahe, Ephraim hatte das Gefühl der Heimath und der Fremde zugleich, denn er war bei seinen Verwandten, und dazu kam seine besondere Kenntniß der italienischen Sprache, er konnte dem schönen jungen Mann mit dem glühenden Blicke in heimischen Lauten begegnen, und sie schlossen sich aneinander an mit jener Wärme und Freudigkeit, mit welcher man eine Jugendfreundschaft schließt.

Der Altersabstand zwischen Emanuel und Ephraim

machte, daß sie nicht allerwege Freunde und Begleiter sein konnten; auch war Emanuel kränklich und trat schon in jene letzte Lebenswendung, die wieder umbiegt in ihren Ausgangspunkt; er hatte sich so zu sagen in die bewußte Kindwerdung hineingearbeitet, er ließ in vielerlei Weise das Weltleben unbeachtet, und hielt sich an einzelnen Ideen und Spielen fest. So sehr aber auch Ephraim schon im Mannesalter vorgerückt war, so trat er doch erst eigentlich in's erweiterte Leben ein. Trevirano war hiefür ein erwünschter Geleitsmann, er war jung, keck und schön. Wenn Ephraim mit seinem Freunde Arm in Arm durch die Straßen ging, lächelte er still in sich hinein, denn er wußte, daß er seinen schönen Glaubensgenossinnen durch seinen Gefährten nun doppelt interessant ward, und daß sie nun während drei Tagen bei ihren Zusammenkünften von nichts Anderem redeten, als von dem Cousin der Zerline und dem blassen interessanten Christen, der mit ihm ging. Boshafte Neider streuten zwar das Gerücht aus, Trevirano wäre ein getaufter Jude, und daher seine Leutseligkeit gegen Juden; aber Ephraim wußte ja, daß sein Kamerad ein italienischer Nobile und Emigrant war und nur durch Zeitumstände zu seiner jetzigen Beschäftigung genöthigt wurde.

Ephraim wollte nichts mehr unter dem Schutz dunkler Mächte wachsen lassen, er befühlte die jungen Keime, um sie zu zerdrücken, wenn sich Uebles für ihn daraus entfalten könnte. Trevirano sollte ihm ein Kamerad sein, der ihn im freudigen Lebensgenuß begleitete; mit Emanuel wollte er ein seelisches Einver-

ständniß erhalten, und sich in ihm sammeln; beide sollten ihm die Einheit dessen werden, was er sich als das Ideal eines Freundes gedacht, in Beiden sollten die gedoppelten Anforderungen seiner Natur befriedigt werden. — „Du kannst es gar nicht ermessen," sagte er einst zu Trevirano, denn es lag in seiner Art, alsbald den ihm Nahestehenden mit dem traulichen Du anreden zu müssen, „du kannst es gar nicht fassen, wie sehr ich dich um deinen ungebrochenen Lebensmuth beneide. Ihr Christen wißt es gar nicht, welch ein Glück ihr überall genießt; diese Kirchen, diese Straßen, diese Rathhäuser und Gerichtssäle sind euer, ihr seid überall zu Hause, die Beamten sind euch nicht unnahbare Schreckgestalten, die Säbelträger nicht ververächtlich dreinschauende trotzige Wehrwölfe, sie sind eure Väter, Brüder, Oheime, die weite offene Welt ist eure Familienheimath. Ein Jude aber, der sich seiner Stellung bewußt ist, und schon als Knabe erkannte ich das, geht immer bangend und fragend umher: Was habt ihr gegen mich? Was that ich euch? Er glaubt Blicke und Mienen gelten ihm, die vielleicht seiner gar nicht achten. Und all dieses Zittern bei dem innern Selbstgefühle, sich würdig zu wissen zu jeder schönen Menschengemeinschaft. Es ist tödtliche Pein, sie verzehrt den besten Lebensmuth. Ich suche mich frei zu machen und die Thorheiten der Welt zu verspotten, aber zu deiner souveränen Schwungkraft, zu deinem heiter sorglosen Spiel mit der Welt bringe ich es doch nie. Ich werde dich ewig beneiden."

Trevirano verstand nicht, was Ephraim so quälte,

er wußte nichts Anderes zu erwidern, als daß er Ephraim alle seine Lebensgeheimnisse, seine vergangene Liebe, seinen gegenwärtigen Schmerz und seine Hoffnung enthüllte. Fast nur um etwas darauf erwidern zu können, gab Ephraim Parallelen aus seiner Vergangenheit, und suchte hierdurch seine Theilnahme und sein Verständniß zu bekunden, bald aber gelangte er auch zur Gegenwart und erzählte, wie er eigentlich nach Berlin gekommen sei, um eine sogenannte Vernunftheirath mit seiner Cousine Zerline zu schließen, wie aber das majestätische Wesen Recha's, der Schwägerin Mendelssohns, einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht, wie ihn daneben eine Neigung zu dem blassen Kammermädchen im Hause seines Oheims beschäftige, wie es eigentlich sein unabänderlicher Vorsatz sei, sich nicht mehr zu verlieben, und noch viele dergleichen Widersprüche. Plötzlich fühlte er, wie es auch mißlich sei, einen Vertrauten zu haben. Hatte er schon gefürchtet, durch den Verbrauch seiner Erlebnisse für die Dichtung die eigene Individualität einzubüßen, und liebte er es daher, die Kehrseite derselben in den Gedichten darzustellen, so sah er in den immerwährenden Mittheilungen an seinen Kameraden die letzte Verschanzung einer innerlichen Individualität fallen. Bei allen Unbilden des Lebens konnte er sich bisher zurufen: in dir lebt ein Reichthum, den die Welt bisher weder erkannt noch verkannt hat," nun aber hatte er kein still verborgenes Bewußtsein mehr, in das er sich bei dem Verlust dieses neuen Freundes zurückziehen und durch das er sich in sich selber fassen konnte; verlor

er ihn oder wurde er von ihm getäuscht und verrathen, so hatte er seinen ganzen Menschen verloren.

Das ist das tiefe Wehe der Zweifelsucht, daß sie hinter jedem Werdenden den Tod lauern sieht, und ihn gewaltsam herbannt, nur um sich sagen zu können: du hast es vorher gewußt, daß es so kommen muß; ein starker Geist wird sich in selbstgenügender Verzichtleistung zurückziehen, ein schwacher wird hiedurch zögernd und zagend den Fuß über die Schwelle eines neuen Verhältnisses setzen, und nicht einmal die kurze Freude der Täuschung ungestört genießen. Ephraim bedurfte des Anschlusses an einen Andern und konnte sich doch nicht mit unbedingter Hingebung anschließen. Und wie er dennoch in fortgesetzter Vertraulichkeit seinem neuen Freunde Gedanken und Gefühle gestand, die er sonst vor sich selbst nicht zu gestehen wagte, verlor er nicht nur die innere in sich gedeihende traulich stille Unberührtheit des Denkens und Empfindens: die Verirrung trat in's Leben über, und eine besprochene Sünde verliert oft das Schreckliche der That. Ephraim fühlte auch seine moralische Grundlage wanken, denn die Grundsätze seines Freundes waren elastisch wie die eines Mannes von Welt.

Dichter und Kaufmann.

Ein Lebensgemälde

aus der Zeit Moses Mendelssohns.

Zweiter Band.

Inhalt.

		Seite
16.	De amore	1
17.	Arme Seelen	18
18.	Ein Abend bei Moses Mendelssohn	27
19.	Selbstmord	56
20.	Abfall und Abschied	69
21.	Dame Aventüre	90
22.	Empfindsame Reisen und der Prophet	106
23.	Der Landstreicher	123
24.	Heimkehr	140
25.	Werthers Leiden	148
26.	Der alte Junggeselle	161
27.	Herüber und Hinüber	176
28.	Er ist wahnsinnig	201
29.	Auflösung	214

16. De amore.

Ein gewaltiges Treiben und Wogen gab sich nach dem Hubertsburger Frieden in ganz Deutschland, namentlich aber in Preußen und seiner Hauptstadt kund; diese letztere war im Verhältniß zu den übrigen Städten von der Kriegsnoth nur wenig bedrängt gewesen, und die aufgeregten Kräfte konnten sich daher noch mehr in ihrer organischen Fülle entfalten. — Es war wie wenn nach stürmischem Ungewitter der Himmel sich aufklärt, frischer Blüthenduft weht von Bäumen und Blumen, die der Wind geschüttelt; die Vögel, die sich stumm verkrochen, jauchzen sich Muth zu und flattern lustig hervor; ein erquicklicher Brodem dringt aus der getränkten Erde; braune Gießbäche strömen da und dort, wo sonst dürre Oede war, und sieht man auch da und dort Bäume und Blumen geknickt und Dämme eingerissen: der raschere Säftestrom mag das verlorene bald wieder ersetzen, von Einem gewaltigen Willen regiert.

Schon während des Krieges hatte eine neue Aera in Wissenschaft und Dichtkunst begonnen. Die Dichterbündnisse in Göttingen und Leipzig erregten und bildeten neues Leben; vor Allem aber sollte das Alterthum eine neue Auferstehung feiern. Friedrich II. hieß

bald Alexander, bald Cäsar, bald Marc Aurel, und der ganze Olymp wurde für ihn allein aufgeboten. Klopstock sollte ein neuer Homer seyn, Lessing Sophokles, Uz und Willamow Pindar, Ramler Horaz, Geßner Theokrit, Mendelssohn Sokrates, Gellert Aesop, die Karschin nannte sich selbst Sappho, Gleim war Tyrtäus, und unser Ephraim wollte ein neuer Martial sein.

Aus dem reich bewegten siebenjährigen Kriegsleben hatte Ephraim für seine Poesie nichts erbeutet, als zwei Epigramme:

An Friedrich II. nach dem Leuthnersiege.

„Du thust zu viele Götterthaten,
O großer König! laß dir rathen,
Halt ein, du schadest deinem Ruhm;
Wie Fabeln aus dem Alterthum,
Die Dichter zum Ergötzen machten,
Wird sie die Nachwelt sonst betrachten."

Hippokrene, auf deutsch Roßbach.

„Bei Roßbach, Gallier, verhofftet ihr zu siegen?
Bei seiner Quelle konnt' Apoll nicht unterliegen."

Das massenhafte Staats- und Nationenleben war zu gewaltig für die kleinen Witzspiele in Sinngedichten und Epigrammen, an die tausend kleinen Fäden und Verknotungen, aus denen sich das Gesellschaftsleben zusammensetzt, heftete er nun seine Satyre. Noch immer war seine Natur eine mehr elegische und lyrische, und wohl konnte er von sich sagen:

„Weswegen Sybarit
Schmähst du mein Sinngedicht?
Es steckt im Spiegel nicht,
Was man darinnen sieht."

Es war mehr fremder Spott, den er wie eine Biene in die sorgsam geschichteten Waben seiner Verse eintrug; bei allen Begebnissen und Gesprächen machte er sich Denkzeichen, um sie nicht aus der Erinnerung zu verlieren.

Man wird unter den Juden sehr häufig witzige und witzelnde Menschen finden, häufiger unter den Männern, seltener unter den Frauen. Der Witz ist diejenige Form des Geistes, in welcher am schnellsten blanke Gedankenmünzen ausgeprägt werden, die mit ihrem leicht erkennbaren Nennwerthe rasch in Umlauf gesetzt werden. Bei diesen lebhaften, von regelrechter Schulbildung noch nicht eingezwängten Geistern mußte er um so kecker aufschnellen; dazu kam der eigenthümliche, mit Hebraismen versetzte Jargon mit seinen willkürlichen Accenten, dem Verwischen und Vermischen der Sprachformen, woraus sich oft leicht die possierlichsten Wortspiele ergeben. Rechnet man noch, daß die neue Bildung meist auf talmudische Dialektik aufgepfropft wurde, daß der Witz eine glückliche Waffe im Vorpostengefecht gegen Abgeschmacktheit und hohle Ceremonien ist, und daß etwas Voltairianismus auch in die tieferen Geister eingedrungen war, so hat man die Elemente jener Geistesepoche der Juden, aus welcher uns die Väter und Großväter noch so viele sinnreiche Wortspiele und überraschende Gedankenwendungen zu berichten wissen.

Nichts ist so ansteckend als der Witz; wie seine Wirkung, das Lachen, sich leicht und unwillkürlich von Einem auf den Andern überträgt, so wird auch die innere Stimmung als Ursache leicht eine gemeinsame; man überbietet einander in tollem Haschen und Entrinnen, und die kleinste, in nüchternem Besinnen bedeutungslose und oft alberne Wendung wird mitten im Taumel zu einer glücklichen von Beifall überschütteten Erregung. — In dieser neuen Geistesatmosphäre sog nun Ephraim ihren eigenthümlichen Stoff ein, er galt in der Gemeinde zu Berlin bald für einen der gescheitesten, das heißt der witzigsten Köpfe, denn Abraham Diogenes hatte gesagt: „Es steckt eine Kuhhaut voll Witz in ihm."

Lächelnd und heiter wandelte Ephraim nun einher; er war sich seines siegenden Verstandes bewußt, und wie er in den Tagen seiner Kindheit den leiblichen Selbstmord als Waffe gegen das Leben errungen hatte und sich darob innig freute, so hatte er nun eine neue Waffe, aber war es nicht die des geistigen Selbstmordes, der die tiefsten Erregungen gern für ein momentanes Aufsehen in ihr Gegentheil verkehrt und preisgiebt?

Vor sich allein schien er sich so kahl und öde, denn zum Lachen gehören Zwei; er war in der Einsamkeit traurig und schwermüthig, es war wie das seufzerähnliche Aufathmen nach erschütterndem Lachen; er trug die Schuld davon abermals auf Rechnung seiner Kaufmannsleiden über; so bald als möglich gedachte er die Bilanz mit diesem seinem Mißverhältnisse abzuschließen.

„Ich wundere mich oft," sagte einst Ephraim zu

Trevirano, „wenn ich des Morgens aufstehe, daß ich gehen, daß ich sprechen kann, daß ich tausenderlei Dinge weiß; ich meine stets, ich müßte mein ganzes Sein von vorn beginnen, mir zerfällt das Leben in Stücke. Was hält mich denn noch zusammen und wozu soll's?"

Der Freund lachte ihn aus über solche Grübeleien, aber damit war er noch nicht befreit. Wenn er des Morgens erwachte, fragte er sich: wozu stehst du auf? Um zu arbeiten. Und die Arbeit? Um Geld zu erwerben. Und das Geld? Um zu leben. — Armseliges Leben, das sich selber auffrißt!

Während Andere mit rein geistiger Beschäftigung sich oft nach solcher Arbeit sehnen, die sich in äußeren Kundgebungen als That erweist, sehnte sich Ephraim nach dem Entgegengesetzten, und vergaß dabei wie Jene, daß hier wie dort nicht das Vollbrachte, sondern die Lust an und in der Thätigkeit als Lebensäußerung, auch das wahre Leben ist, und daß das Glück des Lebens nur in der Bethätigung der Kraft und ihrer Beziehung zu Andern, oder mit andern Worten in der Pflichterfüllung liegt.

Ein neuer Liebeshandel hielt Ephraim fest. Aus den Geständnissen gegen Trevirano wissen wir, daß Recha, die Schwägerin Mendelssohns, einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Im Vertrauen auf die Nüchternheit seines Verstandes gab er sich sorglos dem freundlichen Umgang Recha's hin, senkte seinen Blick in die stille Gluth ihrer schwarzen Augen, betrachtete ihre stillen ruhig-schönen Züge und die vollen üppigen

Formen und freute sich an der Lockenfülle, die sanft-geringelt ihr ganzes Haupt umwallte. Er traute um so mehr seiner Unbefangenheit, als ihm auch Manches an Recha mißfiel: die Zeichnung ihrer Augenbrauen, die sich fast schon in der Mitte des Auges verloren, das stark Aufgeworfene ihrer Unterlippe, und besonders eine Ritze, die ihr Sprachorgan zu haben schien, wodurch alle Töne wie zerschnitten hervorkamen. — Seine häufigen Besuche entschuldigte er indeß bei sich damit, daß er den Umgang des Philosophen suche; nach und nach ging er aber auch in das Haus Mendelssohns, wenn er wußte, daß dieser jetzt gerade auf dem Comptoir arbeite, nach und nach dachte er an seine früheren Ausstellungen nicht mehr. — Wie pochte sein Herz und zitterte sein Athem, wenn er sich die Stunde dachte, da er vor Mendelssohn hintreten, ihn um die Hand seiner Schwägerin bitten, ihn als Bruder umarmen und das bebende Ja dann von den Lippen Recha's küssen wollte; mit welchen schimmernden Farben malte er sich sein künftiges Leben aus, frische und feurige Arbeitsamkeit gepaart mit Tiefsinn und zarter Innigkeit. Voll Ungeduld und innerer Erregung wandelte er einsam in seinem Zimmer auf und ab, wenn so die holden Bilder einer Zukunft immer deutlicher und bestimmter vor seinem innern Auge erstanden.

Das war es nun, was ihn wieder am Kaufmannstische festhielt: für seinen eigenen Lebensbedarf mochte sein Vermögen ausreichen, aber für den Unterhalt einer Familie bedurfte er eines bestimmten Erwerbes. „Liebesglück ist höher als Dichterglück, ja es ist das

höchste," sagte er zu sich, „die Vaterfreude an schönen Kindern ist dauernder als die an schönen Gedichten," und er schloß sich immer traulicher an Recha an.

Die gediegene und selbständige Natur Recha's übte einen erfrischenden, mit tausend stillen Freuden gesegneten Einfluß auf Ephraim. Er erkannte hier zuerst, daß es nicht das Wesen des Weibes sey, ein sanfter Nachhall des stärkeren Geistes zu sein, sondern in ureigner Gestalt die Beziehungen des Lebens zu fassen und zu stellen, er konnte hier nicht mehr orakuliren und über die Verkehrtheiten der Ungebildeten bußpredigend losziehen wie bei Philippine und Täubchen; mit unbestochenem gesundem Blick durchforschte Recha das ihm Dargebotene, und nöthigte den Geber zu tieferem Eindringen in sich und in Andere, er fühlte sich dadurch erhoben und gekräftigt, die schlummernde Triebkraft regte sich in seiner Seele und bald sollte ein neuer Liebesfrühling in voller Blüthenpracht erstehen.

Der Gegenstand des Gesprächs mit Recha waren meist die Judenangelegenheiten und die Aufklärung. Einst sprach man von den merkwürdigen Zufällen, die oft gleich einem Blitze die Fesseln des freien Bewußtseins lösen, Ephraim erzählte von seinem polnischen Rabbi, und wie er, von Seelenkämpfen ermüdet, in dessen Schooß eingeschlummert sei. Leuchtenden Antlitzes hörte ihm Recha zu, in Ephraims Stimme und Mienen lag so zarte Innigkeit und Wehmuth; Recha mochte fühlen, wie gern er seine ganze Vergangenheit vor ihr auferweckte, um ihr mit seinem jetzigen Sein auch sein entschwundenes Leben an's Herz zu legen; er

sprach von dem Geiste der Freiheit und meinte den Geist der Liebe, er sprach von der Hand, die der Rabbi auf seine Stirne gelegt, und dachte an die Hand Recha's, die durch zartes Berühren die fiebernden Pulse seiner Stirne beschwichtigen sollte.

„Ach wie lieb!" sagte Recha, als Ephraim geendet hatte, und blickte ihn dabei mit einem Auge voll süßer Liebe an, daß er einen wonnigen Schauer über sein ganzes Wesen rieseln fühlte; er fuhr sich mit der Hand über das Angesicht, seine Wangen brannten; wie gern hätte er ihr das süße „lieb" vom Munde geküßt und sie auf ewig in seine Arme geschlossen, aber er hielt an sich, denn er scheute die Anwesenheit der Schwester, und kein sterbliches Auge als das seiner Geliebten sollte es mit ansehen, wie er sie in das Paradies seiner Seele einschloß. Er verabschiedete sich bald, und Recha wurde über diese plötzliche Entfernung nachdenklich.

Auf der Straße wiederholte Ephraim immer die Worte: „ach wie lieb, ach wie lieb!" vor sich hin und träumte sich dabei so selig und frei, daß er fast laut aufjauchzen mußte, er rannte schnell durch die Straßen damit ihn keiner der Begegnenden aus seiner Wonne wecke. All die süßen Ahnungen und Träume, die er schon längst in sich erstorben glaubte, reckten sich wie Blumenhäupter wieder frisch und frei empor, kein Zweifelfrost durfte sich auf die neu entsprossenen Blumen lagern. „Wo ich mich so ganz in der Liebe auflöse," sagte er zu sich, „muß mir nicht die Gegenliebe zur vollsten Genüge werden? Wie kindisch war doch das, was ich bisher für Liebe genommen hatte; sie, sie

liebt mich, ach! wie lieb!“ Niemand im Hause ahnte, warum Ephraim so heiter war, und wie der Schatzgräber mit stummen Lippen das Gold aus der Erde heben muß, so glaubte Ephraim, daß er durch einen Laut plötzlich all den holden Zauber verschwinden mache. Nur mit Schmerzen verhehlte er diese neue Lebenswendung dem guten Emanuel; er erkannte, daß er sich hierdurch seiner Freundschaft fast begebe, aber er fühlte auch, daß ein Anderer seine Ueberschwenglichkeit vielleicht belächeln und ihm dadurch den zartesten Schmelz wegwischen könnte; er schwieg. Oft sehnte er sich auch zu wissen, welch ein Unglück ihm jetzt widerfahren würde, denn er kannte die Macht der neidischen Götter, die kein Glück rein bestehen lassen und mitten in den hellen Tag einen Hagelschauer senden, darum malte er sich auch immer, wenn er mit freudegeschwellter Brust nach Hause ging, irgend ein Unglück aus, das ihn treffen könnte, er wußte nicht, was er fürchtete, aber er fürchtete, und das war genug.

Ephraim konnte Recha nie allein sprechen, immer war entweder ihre Schwester oder eine Freundin mit ihr zugleich anwesend, am meisten fühlte er sich durch die öftere Anwesenheit seiner Cousine Zerline beengt; dafür pflog er aber die trautesten Unterredungen mit Recha, wenn er allein spazieren ging oder wenn er einsam auf seinem Lager ruhte; welche süßen Worte wechselte er da mit ihr, und wie glitzerten überall die zartesten Thauperlen in den bunten Blüthenkelchen!

Oft hielt er auch diese Unterredungen in Gedichten fest, aber als fürchte er ihren Namen dem Papiere zu

verrathen, feierte er sie mit allerlei fremden Namen: alle jedoch richteten sich nur an sie:

„Ihr Augen, sagt, wird mich Amalia beglücken? —
Nein, sagt mir's nicht, ihr schönen Augen nein!
Mich tödtet, wenn ihr es verneinet, Höllenpein;
Und sagt ihr Ja, so tödtet mich Entzücken."

„Du schweigst, liebreizendes Gesicht,
Und dennoch weiß ich wohl, was dir gebricht,
So gut, Mirene, redet Suada nicht,
Als selbst der Liebe Schweigen spricht."

„Der Himmel wird die Härte strafen:
Am Tage flieht mich Sacharisse,
Und daß ich nicht im Traum sie küsse,
Läßt sie mich in der Nacht nicht schlafen."

Ephraim fühlte das Unzulängliche solcher nur auf Schlußwendungen zugespitzter Verse. Was kümmerte ihn aber jetzt der Werth seiner Gedichte? wohnte nicht die Liebe in ihm und durchströmte sie nicht mit inniger Gluth all' sein Dichten und Trachten? Wie gern und oft las er die Sonette Petrarca's, des Sängers der Liebe; die tausend Lieder, die er hinzufühlte, kein Laut und kein Zeichen ist von ihnen übrig geblieben. — Er verzichtete darauf, je zur vollen Darstellung seines Ich zu gelangen; was ihm an zarterem Sinn, an Empfänglichkeit für die leiseren Schwingungen des Geistes innewohnte, was an Poesie in ihm lebte, er wollte es in den Liebeskelch gießen und ihr kredenzen, daß es ein ewig frischer Lebenstrank bleibe, die Dichtung sollte ihm nur Spiel und Scherz sein — in der Liebe hatte sich

sein Dasein erfüllt, er glaubte die Einigung zwischen Leben und Dichtung gefunden zu haben, indem er die eine dem andern unterordnete und opferte.

Alles dieses und noch vieles Andere hatte er in hundertfältiger Weise mit Recha durchsprochen, sie verstand ihn so ganz und widerstritt ihm fast nie, denn Ephraim hielt seine inneren Selbstgespräche für ein Zwiegespräch mit Recha, er glaubte, sie müsse sich eben so in seinen Geist versenkt haben, wie er in ihr lebte; darum war er auch fast immer verstimmt und gereizt, wenn er mit Recha zusammentraf, er hoffte auf trauliche Fortsetzung der mit ihr im Innern gepflogenen Zwiesprache, und sie fragte ihn nach Tagesereignissen, oder sie suchte, wie früher ihr Wissen und ihre Denkkraft in seinem Umgange zu bereichern.

Recha war in der That eine Schülerin Mendelssohns, ein Wort von ihm, eine hingeworfene Bemerkung bewahrte sie lange für sich und dachte darüber nach und unwillkürlich richtete sie ihr ganzes Denken darnach ein, daß es vor den scherzhaften und doch tiefeindringlichen Fragen des Schwagers bestehen konnte. Er hatte sie daran gewöhnt, daß sie sich selbst belehrte und nicht in allgemeinen Erörterungen, sondern bei ganz bestimmten einzelnen Anlässen ließ er sie erkennen, wo ihre Betrachtungsweise lückenhaft oder schief war.

Nun traf sie in einer ähnlichen Stimmung mit Ephraim zusammen und ihre Gespräche bestanden meist in Ausdeutungen und Auslegungen dessen, was Jedes für sich oder Beide gemeinsam von den verehrten Weisen vernommen hatten.

Ahnte Recha nichts von dem, was zwischen ihnen selbst vorging, und hatte Ephraim sich so unsäglich getäuscht? Er durfte es nicht glauben, nein es war nur bloße Neckerei und künstliches Verhüllen ihres Innern, wenn sie ihm fremde Stoffe, die in keinem Bezuge zu ihrem Verhältniß standen, als Spielwerk hinwarf; sie liebte ihn ja, das war in ihrem Auge zu lesen, das so mild auf ihn herabschaute.

Zerline, die Cousine Ephraims, merkte seine Neigung fast früher, als er selbst, denn der Außenstehende kann es leichter unterscheiden, wo die allgemein gesellschaftlichen Beziehungen in persönliche übergehen; daher kommt es denn auch, daß der Liebende sich oft überrascht findet, sein Geheimniß von Anderen früher als von ihm selber erkannt zu sehen. Zerline war eine Freundin Recha's, sie besuchte diese jede Woche wenigstens zweimal zur Paradezeit, sowohl um sich mit ihr zu unterhalten, als auch um auf dem langen Wege zu ihr ihre hübsche Figur, ihren kleinen Fuß und ihre geschmackvolle Toilette von der gaffenden Menge bewundern zu lassen; nicht selten hatte sie auch eine Notenrolle in der Hand, und Abraham Rechenmeister sagte, sie wollte ihre musikalische Bildung damit notificiren. Zerline gab ihrem Vetter oft Aufträge und Grüße an Recha, sie benahm sich überhaupt so, als ob sich von selbst verstünde, daß sie das ganze Verhältniß kenne; Ephraim nahm Alles ohne Widerrede hin, der kindlich heitere Sinn seiner Cousine erfreute ihn sehr. Hatte er sich ihr früher nur mit Mißbehagen genähert, weil sie ihm von seinem Oheim bestimmt war, so erzeugte

das nun erwachende gegenseitige Behagen auf einem neuen Standpunkte nach und nach eine gewisse geschwisterliche Vertraulichkeit, ja eine Freundschaft zwischen Vetter und Cousine, bei der noch höfliche Aufmerksamkeit genug ist, um sie von eigentlicher Männerfreundschaft und Geschwisterliebe zu unterscheiden. Ephraim that gegen seine Cousine, als ob er mit Recha im beglücktesten Einverständniß lebe und nur bisweilen durch kleine Reizbarkeiten gestört würde; er machte dies Geständniß mit innerm Zagen und nur auf das Versprechen der verbürgtesten Verschwiegenheit, denn er wußte, wie er sich hierdurch jede Brücke zum Rückzug abbrach, aber mußte er sich nicht schämen, die Wahrheit zu gestehen, daß er sich so ganz auf Discretion ergeben hatte? Ephraim ging sogar so weit, daß er seine Cousine bat, Recha zu sich in den Garten ihres Vaters, vor dem Brandenburger Thore, einzuladen; er hoffte hier oder auf dem Heimwege sich mit Recha verständigen zu können; er wollte sich nicht länger mit dem süßen Spiele des „Liebt mich, liebt mich nicht" vergnügen, er mußte schnelle und verläßige Gewißheit haben. Recha kam und mit ihr Frau Mendelssohn. Ephraim sah hier im Garten seine Geliebte zum erstenmal in dem leichten und hellen Sommergewand unter Bäumen und auf der Wiese; sie erschien ihm ganz neu, ein frischer Frühlingshauch lag auf ihrem Antlitz, die weichen und vollen Formen ihres schönen Körpers quollen nur um so lieblicher unter der leichten Hülle; sie war ihm wie neugeboren. Mit einem Blick voll Liebe und heißem Verlangen schaute er sie an, sie aber blickte

nachdenklich zur Erde, und grub mit ihrer Fußspitze ein Grübchen in den Sand. Frau Mendelssohn berichtete mit Entzücken die Neuigkeit von dem angekommenen Freunde ihres Mannes, dem Sekretär Lessing, sie konnte in der Schilderung der Liebenswürdigkeit und heitern Laune dieses Mannes gar keinen Schlußsatz finden.

„Wie gefällt er denn dir, Recha?“ fragte Zerline, indem sie sich hinter ihre Freundin stellte und ihr einen blühenden Syringenzweig in's Haar steckte.

„Mir?“ sagte Recha und erhob ihr hocherröthendes Antlitz, „recht gut, ich habe aber noch kaum mit ihm gesprochen.“

Das Gespräch wollte nicht recht in Fluß kommen, und Zerline erzählte von den schönen Hochzeitkleidern, die sich ihre zukünftige Schwägerin fertigen ließe; man kam unerwartet auf das Glück zu sprechen, wenn sich zwei Eheleute so recht innig lieb hätten.

„Ich weiß gar nicht, wie man mit seinem Mann nicht glücklich sein kann,“ sagte Zerline, „man thut was ihm lieb ist, so wird er auch wieder thun, was mir lieb ist.“

Recha umarmte Zerline, küßte sie und lobte ihr glückliches Naturell. Sie sprach dann mit Ephraim über Naivetät, und wie schön diese Alles idealisire, wo der Verstand oft nur Karikaturen sehe. Sie wußte mit vieler Geschicklichkeit die allgemeine Betrachtung anzuknüpfen, wie ungerecht es sei, wenn man den Juden Naivetät absspreche; nur sei sie eben eine andere, als die gewöhnliche. Es gelang Ephraim nicht, seine

Herzensangelegenheit zur Entscheidung zu bringen, zumal da auch noch andere Gesellschaft herzukam.

Man trennte sich in Mißstimmung. Ephraim ging nach Hause, um Recha seinen Petrarca zu schicken, um den sie ihn gebeten hatte. „Wenn sie dich nicht liebt," sagte er zu sich, „mit derselben festen und innigen Liebe, mit der du ihr zugethan bist, so ist sie deiner Liebe nicht würdig, du mußt sie von dir werfen, wie ein blinkendes Glas, daß du für einen Diamanten gehalten und aufgehoben hast; was ist verächtlicher als ein Liebender ohne Gegenliebe? Aus Achtung vor dir selber mußt du sie aus deinem Herzen reißen — aber liebt sie dich denn nicht?" — Er konnte sich nicht aus der Sophistik des Herzens retten.

Zu Hause angelangt, traf er sein Zimmer geöffnet, durch die halboffene Thüre seines Nebenzimmers sah er Mathilde, das schöne blasse Kammermädchen, vor dem Bücherschranke stehen und in einem Buche lesen. Er hatte sie schon oft bei dieser Beschäftigung überrascht, ein zartes Verhältniß hatte sich daraus entsponnen, denn Ephraim erkannte in Mathilden einen mächtigen Trieb nach poetischen Genüssen; er gab ihr oftmals Bücher und besprach sich mit ihr über dieselben, aber er mußte finden, daß Mathilde aus Allem nur Nahrung für ihren Schmerz sog; wenn sie von vergoldeten Prinzessinnen und blumenbekränzten Schäferinnen las, so seufzte sie noch mehr über ihr Schicksal, das ihr eine so dunkle und trübe Kindheit gegeben, und als es sie befreite, sie zum Dienstmädchen werden ließ. Ephraim kannte ihre Leidensgeschichte nur oberflächlich, er wußte,

daß sie das Kind eines vagirenden Bettlers sei, der spurlos entflohen war und Frau und Kinder in Berlin zurückgelassen hatte; aus Mitleid, und weil sie eine entfernte Verwandte war, gab Veitel den dringenden Bitten seiner Tochter Zerline nach und nahm das Kind zu sich in's Haus. Mathilde sprach nie gern von ihrer Jugend und wollte besonders nie gestehen, woher sie eine so breite Narbe auf der Stirn habe. Zerline gab ihrer neuen Gespielin (denn als solche betrachtete sie Mathilden) Unterricht im Lesen und Schreiben, und Mathilde, die zu Allem eine behende Gefügigkeit besaß, lernte mit erstaunlicher Schnelle, so daß Zerline bald die Freude hatte, ihr alle die Bücher mitzutheilen, die sie selbst las. Mathilde aber las überall ihr eigenes Mißgeschick zwischen den Zeilen heraus, denn überall fand sie verzeichnet, wie glücklich die andern Menschen lebten. Nichts wünschte sie auf Erden, als eine Schäferin zu sein: wenn die Sonne aufstieg, zöge sie hinaus mit ihren Schäfchen, des Mittags lagerte sie sich an der Quelle und genoß ihr Brod mit einem frischen Trunk, und wenn die Abendglocke läutete, zog sie mit frischen Blumen bekränzt nach Hause; ach! und wenn ihr dann ihr Daphnis begegnete, sie erröthete vor dem Gedanken und ihr Herz pochte stärker. Ephraim wußte wohl, warum Mathilde, wenn sie bei Tische die Speisen herumreichen mußte, verschämt die Augen niederschlug und in allen Bewegungen ihres schönen Körpers sich Schwermuth und Schmerz ausdrückten; Veitel nannte sie nur „die verkleidete Gräfin von Habenichts.“ Hätte Ephraim Mathilde zu der Zeit

gefunden, als er mit Philippine zusammentraf, er hätte sie schwärmerisch geliebt; jetzt konnte er nur Brosamen von einem längst verzehrten Gerichte für sie zusammenlesen. Mathilde aber sah ihren Schmerz von ihm begriffen und sie liebte ihn von ganzer Seele. — Als er sie jetzt wieder vor dem Bücherschranke sah, wie sie gesenkten Blickes mit ihren blassen Lippen jedes Wort, das sie las, leise nachsprach, schlich er auf den Zehen zu ihr heran, und wollte ihre Hand fassen.

„Lassen Sie," sagte Mathilde, „sie ist vom Arbeiten zu rauh; aber sagen Sie mir, warum haben Sie mir nie gestanden, daß Sie die Recha Guggenheimer lieben? Wenn Sie nur auch so glücklich werden, wie Sie es verdienen, und Sie die Recha auch recht lieb hat, wenn es schicklich wäre, ich könnte hingehen und ihr sagen, wie lieb und gut Sie sind, damit sie recht weiß, was sie an Ihnen hat. Ich könnte Magd bei Ihrer Frau sein, und ihr mit Freude dienen, weil sie Sie so glücklich macht, und wenn Sie Kinder haben, wollte ich sie pflegen und warten, wie ihre Mutter."

„O du himmlisch süßes Mädchen," rief Ephraim, und küßte ihre rauhe Hand, die sie beschämt zurückzog und unter der Schürze versteckte. Ephraim konnte Mathilde sein Verhältniß nicht auseinandersetzen, auch bekämpfte er ihre so tief ausgesprochene Neigung nicht. „Das ist ja der einzige Halt auf dem zitternden Boden ihres Daseins," sagte er zu sich, „du darfst ihr diesen nicht rauben; an diesem selbsttrügerischen Edelmuthe rankt sie sich auf, immerhin!" Sie erzählte ihm nun, wie der alte Emanuel ihm auch so innig zugethan sei,

und wie sie oft miteinander über ihn plauderten. „Ja,“ sagte sie, „ich denke zu viel an Sie, immer, das ist nicht gut, ich weiß es wohl, aber kann ich anders? Nachts, wenn der alte Emanuel so traurig Geige spielt, liege ich oft noch stundenlang an meinem offenen Dachfenster und horche und sehe hinauf zu den Sternen, die so lieblich glitzern; ach! sage ich dann oft zu mir, einst, wenn du ihn nicht mehr siehst, werden diese Sterne doch ewig über dir scheinen, und so oft du sie siehst, wirst du sein denken und für ihn beten.“

Ihre Brust hob sich schneller, ihre Stimme zitterte. „Horch,“ unterbrach sie sich plötzlich, „ich höre die Hausschelle läuten, die Herrschaften kommen aus dem Garten zurück; nun adieu, ich muß hinabgehen, seien Sie aber auch recht munter und froh.“ Mit diesen Worten schlüpfte sie zur Thüre hinaus und machte ein erzwungen schelmisches Gesicht.

Ephraim lächelte wehmüthig über die grausame Willkür des Schicksals, das ihn dort ruhelos und auf ungewissen Wegen Liebe suchen, und ihn hier solche finden ließ, ohne daß er sie suchte, und daß er gleichsam nur aus Mitleid all die goldenen Schätze einer innigen Liebe hinnehmen mußte.

17. Arme Seelen.

Ephraim hatte fast vergessen, daß er eigentlich in Berlin nicht fremd sei, daß vielmehr seine liebste Angehörige, seine Schwester Veilchen, hier wohnte; aber

das ist einmal seine Weise, daß er stets im Fremden das Eigne sucht, und da, wo es ihm nahe liegt, nicht erkennt. Wie die oft täuschende Aehnlichkeit unserer Züge mit denen Anderer nicht von uns selber, sondern nur von dritten Personen bemerkt werden kann, so sah auch Ephraim nicht, daß sein eigenes Wesen, sowohl in Gestalt als Geist, sich in weiblicher Art in seiner Schwester wiederholt hatte. Sie erschien ihm zu weichlich und schmerzsüchtig, und darum vernachlässigte er sie auf ungebührliche Weise; fast nur seine Mißstimmung trug er zu ihr hin, und ließ sie dort ausklingen und er ärgerte sich, daß sie ihm nicht Freude dafür gab, ja, daß sie selbst Mitleid beanspruchte.

Es ist eine vielverbreitete und doch vielfach falsche Lebensregel, daß Leidensgenossen einander zum Troste seien; vielmehr giebt es besondere Naturen und in Anderen zeitweise Stimmungen, denen fremdes Leid unbequem und ärgerlich ist, zumal wenn sich nichts dafür thun läßt. Ephraim war seiner Schwester fast böse darüber, daß sie unglücklich war.

So kam er auch jetzt wieder. Veilchen hatte Nachrichten aus der Heimath erhalten, sie erzählte ihm, daß Philippine Braut geworden sei mit einem braven Manne, Namens Ries.

„Gratulire," sagte Ephraim lachend.

„Schon als sie noch Kind war, hab' ich's ihr prophezeit, daß sie glücklich wird," setzte Veilchen hinzu, „sie ist so heiter und sorglos, und solche Menschen werden immer glücklich."

„Glücklich?" wiederholte Ephraim, „glücklich? Was

verstehst du von Glück! Wenn sich Jemand mit einem Stein um den Hals in's Wasser geworfen hat, und der Strick, an dem der Stein hängt, reißt nicht, der allein ist glücklich. Warst du schon einmal glücklich?"

„Ja, ich darf wohl sagen, ich war's, und ich glaubte an der Erinnerung dieses Glückes ein ganzes Leben lang zehren zu können. Tausendmal wiederholte ich mir jene seligen Minuten, und lebte wieder ganz in ihnen, aber leider mußte ich erfahren, daß die Gegenwart ihre Rechte geltend macht. Macht uns die Kälte minder zähneklappern, weil wir mitten unter Schnee und Eis uns eines linden Frühlingstages erinnern können? Die Erinnerung an jenes Glück, hundertmal heraufbeschworen, wurde ein blasses Gespenst, ein mit Träumen durchwirktes Ereigniß, und ich wußte nicht mehr, was Wahrheit und was Traum war; ach! ich bin zu schwach, die bloße Erinnerung konnte ich nicht fassen, wenn ich meine Hand nach ihr ausstreckte."

„Hast Recht," ergänzte Ephraim in wildem Spott, „wer sich von Erinnerung, vom Aase der Vergangenheit nährt, der kann hundert Jahre alt werden oder gleich sterben, ist einerlei. Aber das frische Leben ist ein Raubthier, es braucht allzeit frisches Leben, daß es würge und sich daran sättige."

Veilchen war es gewohnt, daß sich ihr Bruder bei ihr in allerlei Ungemessenheiten erging, sie ließ ihn gewähren und lenkte jetzt nur wieder zurück, indem sie sagte: „Ach, ich wäre viel glücklicher, wenn ich einen Glauben hätte, zu dem ich wallfahren könnte. Ich wollt', ich wäre katholisch und fände Ruhe im Glauben — ich

wäre nicht protestantisch geworden, wie unser Bruder Nathan."

„Nathan?"

„Ja, er hat eine junge Beamtenwittwe aus Brieg geheirathet und ist zur protestantischen Kirche übergetreten."

„Gratulire ebenfalls, Nathan glaubt weder an's Eheglück, noch an's Christenthum, darum hat er recht gethan, daß er sich in Beide einjochen ließ."

„Du hast auch die üble Gewohnheit der Hiesigen, über Alles ein witzelndes Schnippchen zu schlagen; ich gestehe, daß mich trotz Allem der Uebertritt unseres Bruders sehr betrübt, er hat sich von uns losgesagt, von unseren Schmerzen und Hoffnungen."

„Ich muß dir doch auch Neuigkeiten erzählen," begann Ephraim jetzt wieder milder, wohl fühlend, wie er seine Schwester verletzt habe, „der Sekretär Lessing ist aus Breslau hier angekommen, ich werde ihn morgen Abend bei Mendelssohn sehen. Denke nur, wen ich außerdem dort treffen werde; erinnerst du dich der Frau, die bei deiner Hochzeit so schöne Verse auf dich machte? Sie lebt jetzt hier, gefeiert und verehrt als Dichterin, ein Baron Kottwitz, ein ächter Edelmann, hat sie ihrer dürftigen Lage entrissen. Auch der Dichtergrenadier Gleim, der dir am Laubhüttenfest das Andenken von deinem ersten Bräutigam brachte, wird zugegen sein; er ist jetzt Domsekretär in Halberstadt und baut aus poetischen Episteln einen Freundschaftsdom. Es ist nicht klug, daß du dich so aus allen Gesellschaften zurückziehst, du versagst dir manchen Genuß."

Veilchen war sehr nachdenklich, als ihr Bruder weggegangen war, sie schalt sich selbst, daß sie sich so in ihre Häuslichkeit eingemauert hatte, aber sie konnte jetzt nicht mehr heraus; sie hatte mit ihrem Mann noch eine ganze Sippschaft von Schwägerinnen und Tanten mit erheirathet, es war ihr unmöglich, einem Jeden mit Zeitaufwand ein Stück Leben zu opfern; sie war immer so verstört und leer aus den sogenannten Gesellschaften nach Hause gekommen, da sie an all den Klatschereien, Kleidermusterungen und gespreizten Witzeleien keine Freude haben konnte; sie versenkte sich in einsiedlerisches Lesen. „Er ist hier!“ sagte sie zu sich, „ob er wohl ahnt, daß du ihm so nahe bist, ob er sich wohl noch deiner erinnert? Ach! ich möchte ihn nur sehen, nur einmal sehen.“ Sie richtete ihr Haupt empor, sie saß dem Spiegel gerade gegenüber; als sie nun ihre rothen Wangen und ihr leuchtendes Auge aus dem Spiegel wiederblicken sah, verhüllte sie beschämt und reuig ihr Angesicht, sie war sich einer Untreue gegen ihren Gatten bewußt worden. „Aber,“ sagte sie wieder, „er hat ja keinen Anspruch auf dein Herz, er hat es nie verlangt.“ Sie überlegte, auf welche Weise sie Lessing morgen Abend sehen könnte, ohne sich dem Gesellschaftszwange auszusetzen und damit ihre ganze bisherige Lebensweise aufzugeben.

Wer Veilchen nur so oberflächlich bemerkte, hätte der Meinung der Berliner Juden beigestimmt, daß sie in einer glücklichen Ehe lebe, welcher, um vollkommen zu sein, nur der Kindersegen fehle; in der That hätten Kinder Veilchen vielleicht inniger an ihren Mann

gekettet und ihren Schmerz nicht zum Ausbruch kommen lassen, aber versöhnt wäre er dadurch nie worden. So sehr ihr anfänglich die Comtorgeschäfte, die sie für ihren Gatten zu besorgen hatte, zuwider waren, eben so sehr freute sie sich in der Folge damit, denn sie schöpfte daraus das Bewußtsein einer Erwerbsthätigkeit und konnte sich dadurch ihrem einzigen Verlangen, dem sie noch mit ungetrübter Freude nachhängen durfte, dem Wohlthätigkeitstriebe, ungestörter hingeben. Nicht selten verkümmerte sie sich aber auch diese reine Freude durch Grübeleien; sie glaubte sich gestehen zu müssen, daß sie für Kummer und Noth der Leidenden weniger empfänglich und hülfreich wäre, wenn sie selber ein beglücktes Daseyn führte, sie wollte Selbstsucht aus ihren Thaten pressen, meist aber siegte die innere Wahrheit, und sie genoß jener reinen Wonne, die der wahren Wohlthätigkeit immer folgt. Wie freute sie sich, unter den guten Eigenschaften ihres Gatten obenan die stellen zu können, daß er ihre Wohlthätigkeit durchaus nicht beschränkte. Leider konnte sie nur noch Weniges hinzufügen; Herz Helft war zwar ein rechtlicher Mann, aber das galt seinen geschäftlichen Beziehungen zur Außenwelt. Wohl findet die Liebe in der allgemeinen Achtung der Persönlichkeit eine schöne Grundlage, aber sie bedingt sie nicht unmittelbar, denn die echte Liebe löst ihre Neigung nicht von dem Geliebten, selbst wenn er das Kainszeichen allgemeiner Mißachtung trüge. Durch die unmittelbare Verwicklung in die Geschäftsverhältnisse mußte Veilchen auch all die Launen ihres Gatten ertragen, die sich aus den mannigfachen Schwankungen

des Handels erzeugen. In Betracht seiner vielen guten Eigenschaften hatte Veilchen anfänglich alle ihre Zärtlichkeit und innige Güte entfaltet, um sich und ihren Gatten in ein innigeres und wärmeres Verhältniß zu bringen, aber Herz Helft nahm dies Alles mit kalter Ruhe hin, und Veilchen, ihre Verschwendung erkennend, ließ nach und nach von den kleinen Zärtlichkeiten ab; ihr Gatte schien es kaum zu bemerken, er war nach wie vor derselbe.

Herz Helft war ein praktischer Mann, er hatte erst geheirathet, nachdem er sich sattsam ausgetobt hatte. Die Ehe war für ihn eine Versicherungsanstalt für sorgsame Pflege in Alter und Krankheit; er konnte die seelischen Bedürfnisse Veilchens nicht erkennen, weil sich in ihm selber nichts Derartiges regte, er betrachtete sie oft mit stillem Kummer, denn sie war kinderlos, und er sah seine mühsam erworbenen Besitzthümer einst in die Hände lachender Erben übergehen. Er steigerte seine Betriebsamkeit im Handel, auch um seinen häuslichen Kummer zu vergessen; man durfte in seiner Anwesenheit nicht von Kindern sprechen, ohne ihn mißgestimmt zu sehen, und wenn sich ihm eines seiner Neffen oder Nichten nahte, küßte er es und stieß es dann leise von sich. Auch Veilchen wünschte nichts sehnlicher als eine Tochter zu besitzen, die sie zur Freiheit und Liebe erziehen könne, sie wollte ihr alles das bereiten, was Geburt und Geschick ihr vorenthalten und entzogen hatten.

So lebte das glückliche Ehepaar, welches kluge Mütter ihren Töchtern als Beispiel aufstellten, wie schön und gut die Convenienzheirathen seien.

Veilchen sann auf Mittel und Wege, wie sie morgen Abend Lessing sehen könnte, und als sie solche endlich gefunden, war sie seltsam bewegt und ging leise singend durch die Stuben; die Armen, die heute ihre Wochengelder abzuholen kamen, erhielten eine doppelte Gabe. Sie holte sich Lessings Schriften aus dem Bücherschranke und las darin.

Auch Ephraim traf Vorbereitungen für den kommenden Abend; er hatte Recha mehrmals davon gesprochen, daß er bisweilen Verse mache, sie bat um deren Mittheilung, und er versprach sie; hierin fand er nun den Weg, der am raschesten zur Entscheidung führte. Statt der Gedichte wollte er ihr einen Brief überreichen, bei dieser Erklärung konnte ihn Niemand unterbrechen und keine fremde Anwesenheit stören. Fünf, sechs Anfänge eines Briefes lagen um ihn her, der eine war ihm zu kalt, jener zu stürmisch, ein anderer zu geistreich gesucht u. s. w. Endlich überwand er das Hinderniß, indem er es zum Hebel und Stützpunkt verwandelte; er begann mit der Schilderung, wie schwer es ihm würde, den Blick, in dem die Seele ruhte, heute auf's Papier zu heften; er schilderte sein ganzes inneres Leben, jedes Wort athmete Liebe. Dennoch bat er nicht unumwunden um ihre Liebe, er bat um freimüthiges Geständniß dessen, was sie für ihn fühle, er wähnte sich hierdurch vor der Selbstanklage zu retten, daß er unbesonnen sein ganzes Sein in die willkürliche Hand eines Mädchens gelegt hatte und es verschmäht zurück erhalten könne. Er sagte, wie Archimedes verlange er einen Punkt außer der Erde und er wolle sie aus den

Angeln heben; die Liebe Recha's sei für ihn dieser Punkt, und in ihr geborgen wolle er als Jude, ausgestoßen von der großen Gemeinschaft, die Welt überwinden, entbehren und verachten lernen. Zuletzt beschwor er sie, ihm bei Verneinung diesen Brief nach drei Tagen einfach wieder zurück zu geben; dies wäre Antwort genug.

Mit bangem Herzklopfen stand er am folgenden Abend in seinem Zimmer, denn er mußte sich bekennen, daß er den entscheidenden Lebensweg antrete.

Nicht zur Musterung seines Anzuges, sondern selbst verloren starrte er im Spiegel sein Abbild an, und doch wollte er auch eine freie Betrachtung seiner äußern Erscheinung gewinnen. Wie mochte Anderen diese große hagere Gestalt erscheinen? Erkannten sie das Unharmonische des länglichen Angesichtes, das, bald schlaff, bald fest, in schmerzlichem Wehe zuckt, wo Andere nur Bedauern empfinden? — Still sinnend zog er das dunkle brennende Auge zusammen, und ein sarkastisch wehmüthiger Ausdruck machte sich in den kleinen Fältchen kenntlich.

Ein liebendes Auge wird dich anschauen — sagte sich endlich Ephraim — und sein heiligender Blick dich zur Wahrhaftigkeit vor dir selbst, zur Einheit mit dir versöhnen. —

Als er das Haus verließ, öffnete Mathilde das Fenster und sah ihm noch lange nach. „Ach, ich bin nichts als eine arme Seele," seufzte sie, nachdem er um die Ecke verschwunden war.

18. Ein Abend bei Moses Mendelssohn.

Auf dem Wege nach dem Hause Mendelssohns begegnete Ephraim dem Doktor Bloch, der eben dahin ging und ihm erzählte, daß am Morgen ein protestantischer Diakonus aus Zürich, Namens Lavater, der sich durch seine Schweizerlieder bekannt gemacht, mit mehreren Freunden bei Mendelssohn gewesen sei, in der ausgesprochenen Absicht, ihn zum Christenthum zu bekehren. Nur mit dem größten Widerstreben sei Mendelssohn in die Erörterung eingegangen, dann aber und nach der wiederholten Versicherung der Discretion von Seiten Lavaters, habe sich Mendelssohn mit entschiedenem Freimuth vertheidigt, so daß der eifervolle Diakonus zuletzt nur mit Thränen in den Augen ausrufen konnte: „Wollte Gott, daß Sie ein Christ wären."

„Mendelssohn ist leider durch diese Erörterung sehr angegriffen," fuhr Bloch fort. „Als er mich heute rufen ließ, sagte er mir: ich bin eben so wenig im physischen wie im moralischen Verstande zum Athleten geboren. — Stehen Sie uns nun bei, Herr Kuh, gegen jeden neuen Angriff, den etwa der Diakonus heute Abend noch versuchen will. Wir müssen Mendelssohn decken, und dürfen eher uns exponiren, als den Generalissimus."

Es war eine eigene Andacht, mit der Ephraim beim Eintritt in die Wohnstube die dargereichte Hand Mendelssohns ergriff; er wollte ja in doppeltem Sinn sich das Recht erwerben, ihm nahe zu sein.

Die Freunde waren schon versammelt, nur Frau Karschin fehlte noch, sie war in Gesellschaft beim Grafen Herzberg, wo man der Mode gemäß ihre Stegreifdichtung bewunderte. Mendelssohn ging in ein Nebenzimmer, um das zu dieser Stunde übliche Gebet zu verrichten, es war Samstag Abend. Lessing und Gleim sprachen ihre Freude aus, Ephraim als alten Bekannten begrüßen zu können; besonders Gleim erinnerte sich mit Innigkeit jener Stunde, die er in der Laubhütte beim Vater Ephraims zugebracht.

Die Gesellschaft befand sich noch in jenem ersten Stadium gegenseitiger Ansprache, die fast wie das Stimmen und Probiren der Instrumente betrachtet werden kann, und hier wußte man, daß ein Zusammenklang angestrebt würde, denn Mendelssohn liebte es, die Unterhaltung gemeinsam zu machen und auf Erläuterung eines bestimmten Gegenstandes hinauszuführen.

Ephraim sprach mit Gleim und Nikolai, aber er horchte hin nach dem andern Ende des Zimmers, wo Lessing mit Recha und Frau Mendelssohn scherzte. Hätte Ephraim noch an seiner Liebe gezweifelt, diese Eifersucht mußte ihn von ihrer Macht überzeugen. Er griff wiederholt nach dem Briefe in seiner Seitentasche, gleichsam als fürchte er, daß er ihm von fremder Hand entrissen würde.

„Es ist doch schön von der Frau Karschin," sagte Recha, „daß sie, nachdem der Herr Schwager — so nannte sie stets Mendelssohn — sie so unbarmherzig kritisirt hat, womit ich nicht ganz einverstanden war, daß sie dennoch ohne Groll zu uns kommt und so bescheiden um Rath fragt."

„Ach, ich kenne das," sagte Lessing lachend, „es giebt Menschen, die mit der größten Unterwürfigkeit von Haus zu Haus gehen und Jeden inständig fragen: was halten Sie von dem, was ich gethan oder geschaffen habe? Sprechen Sie offen und rathen Sie mir, was ich ferner thun soll. Ich bin ohne Empfindlichkeit und dankbar. — Aber innerlich wollen sie doch nur Lob und glauben mit der ausgesprochenen Bescheidenheit schon genug gethan zu haben; am Ende wollen die meisten nichts als auf ihrem alten Wege fortgehen und können auch nicht anders."

Ephraim war so eben dem Diakonus Lavater vorgestellt worden, dessen Blicke forschend auf seinem Antlitze ruhten, als Mendelssohn wieder eintrat und mit freundlichem Tone fragte: „Wo nur Frau Karschin bleibt?"

„Thyrsis mag antworten, wo seine Chloe so spät am Abend die Schafe treibet," sagte Lessing zu Gleim.

„Wüßte sie, daß ihr ein Gott so hold ist, sie würde nicht die Gunst eines Königs suchen," antwortete Gleim mit Anspielung auf den Vornamen Lessings.

„Der König wird nichts für sie thun, sie ist eine Deutsche und eine Frau," sagte Nikolai.

„Und sie nimmt sich noch die Freiheit, gläubig zu sein," entgegnete Lessing, „und hier ist nur beliebt, gegen die Religion so viel Sottisen zu Markte zu bringen, als man will. Man muß sich bald schämen, sich dieser Freiheit zu bedienen."

„Wo giebt es denn ein freieres Land?" fragte Nikolai, und Lessing erwiderte:

„Versuchen Sie es, dem vornehmen Hofpöbel die Wahrheit zu sagen; lassen Sie hier in dem französirten Berlin Einen auftreten, der für die Rechte der Unterthanen, der gegen Aussaugung und Despotismus seine Stimme erheben wollte, und Sie werden bald sehen, welches Land das sklavischste von Europa ist. Eure Freidenker sind wie die Pfaffen, sie wollen im Verborgenen glauben, was sie wollen, wenn nur der Pöbel, der liebe Pöbel fein in dem Geleise bleibt, worin man ihn zu leiten versteht. Die Art, wie Ihre Recension der Gedichte des Königs aufgenommen wurde, lieber Moses, zeigt sie nicht, was man für Freiheit will? Man hat alle Aussprüche Ihrer aufrichtigen Verehrung übersehen, und kann Ihnen nicht verzeihen, daß Sie mit unzerbrechlichem logischem Maße gezeigt haben, was diese Herren in Verse bringen und wie sie oft selbst nicht wissen, was sie denken. Ist das Freiheit, daß man andere belehren, aber sich selbst nicht belehren lassen will?“

„Sie sind zu leidenschaftlich, lieber Freund,“ sagte Mendelssohn in seiner milden Furchtsamkeit, und Lessing entgegnete:

„Wenn man nicht warm werden darf, bei dem, was man als Mißhandlung der Vernunft und Wahrheit erkennt, wann und wo darf man es denn? Ich will mir nicht einmal mehr vornehmen, kalt und gleichgültig zu bleiben. Ich sage mit Luther: Noth bricht Eisen und hat kein Aergerniß.“

Alles schwieg eine Weile, aber Lavater, der es stets liebte, eine lebendige Mittheilung zu erregen und bei

aller inneren Begeisterung doch auch die Macht seiner Persönlichkeit in's Licht zu stellen, sagte jetzt:

„Ihr König Friedrich mag ein großer Mann genannt werden; von meinem Standpunkte aus muß ich sagen, ohne Demuth und Glaube giebt es keine ächte Größe. Gebt Gott allein die Ehre, lehrt die Schrift."

„Der Erfinder der preußischen Monarchie," begann Bloch mit einer sichtbaren Kampflust, „hat allerdings keinen Glauben und keine Liebe, weder zu Gott —

„Noch zu den Frauen," schaltete Abraham Rechenmeister ein, den man im Freundeskreise auch Diogenes nannte.

„Noch zu den Aerzten," spottete Lessing gegen Bloch.

„Ich glaube," begann Mendelssohn mit beschwichtigender Handbewegung, und da er namentlich im Beginne einer Rede immer stotterte, steigerte sich die Aufmerksamkeit Aller zu einer gewissen Mithülfe, „ich glaube, daß die isolirte Stellung Friedrichs den Grund seines Charakters bedingt. Er ist gerecht und mild, nicht aus Edelsinn oder Menschenliebe, sondern aus Pflichtgefühl, er ist unermüdlich für die Gesammtheit thätig und ist doch ein Menschenverächter."

„Er beweist selbst seinen Grundsatz," sprang Maimon dazwischen, „daß die Handlungen der Menschen eigentlich nicht nach ihren Maximen bestimmt werden."

„Darum müssen wir scheiden," nahm Mendelssohn wieder auf. „Zu Handlungen werden wir durch Beweggründe, zu Gesinnungen durch Wahrheitsgründe geleitet; jene bilden den Staat, diese die Religion, die sich als Kirche, Synagoge und Moschee constituirt.

Bleiben wir aber bei unserm Könige, so ermangelt er des Mittelpunktes, von dem alles Leben ausgeht und zu dem es zurückkehrt. Er hat Kindesliebe und Frauenliebe nie gekannt, sein Jugendfreund wurde dem starren Rechtsbegriffe des Vaters geopfert, Elternliebe blieb ihm auch fremd; die Liebe zum Vaterlande und zum Ruhm kann die kleinen Beziehungen des Daseins nicht ausfüllen, die doch für jeden eine Nothwendigkeit sind; und so bleibt denn nichts übrig als im Thun die Pflicht, die sich selber fortsetzt, wie das Athmen des Körpers, und es ist ein nicht geringer Ruhm der Menschennatur, daß die Pflicht im Geiste so fest gegründet ist, daß sie unbehindert von allem abschweifenden Denken ausdauert. Ich sage, die Lebensstellung Friedrichs duldet bei ihm im allgemeinen Denken Frivolität und Spott. Jener große König von Frankreich war deshalb noch ehrwürdiger, weil er als großer König mit den Kindern auf dem Boden spielte. Ich möchte behaupten, nur in der Familie ist der Mensch wahrhaft sittlich, hier ist er im natürlich geistigen Zusammenhange mit der Weltordnung."

„Lassen Sie uns nur schnell heirathen, lieber Gleim," scherzte Lessing, „sonst werden wir noch von unserm Freunde Moses aus der Moral excommunizirt."

Gleim war verstimmt, denn er, der „Gott und Friedrich" sang, mußte Solches mit anhören; er preßte daher unmuthig die Lippen zusammen, und Lessing fuhr fort:

„Freund Moses will uns aber nur necken. Er weiß, daß der Maßstab des Familienwohls nicht allwege zulänglich ist; es giebt Naturen und Verhältnisse, die

anders gemessen sein wollen. Wer immer nur für Alle lebte, immer unter dem Gesichtspunkte des Unegoistischen, des Allgemeinen und Ewigen, der lebte in Gott. Ich mache mich anheischig, König Friedrich in diesem Sinne nicht nur zu vertheidigen, sondern heilig zu sprechen."

„Da üben Sie wieder Ihre gymnastische Streitkunst," entgegnete Mendelssohn, „ich will Ihnen die Ehre nicht rauben, am liebsten auf Seite der Angegriffenen zu sein. Lassen wir alles Persönliche. Sie wissen wohl, daß ich eigentlich nur sagen will: außerhalb der Gesellschaft — und der erste Punkt oder innere Kreis derselben ist die Familie — kann der Mensch nicht seine Pflichten gegen Gott und nicht gegen die Mitmenschen erfüllen. Sorge für Andere, Wohlwollen, macht im Grunde glücklicher als Eigennutz, aber wir müssen uns selbst und die Aeußerung unserer Kräfte dabei empfinden; unser Thun hätte weder Werth noch Verdienst, wenn es nicht aus freiem Triebe des Wohlwollens fließt. Mögen für diejenigen, die an der Spitze der Gesellschaft stehen, andere Maßstäbe gelten, ich lasse das dahingestellt ohne es zuzugeben, ich sage nur: für uns im bürgerlichen Stande ist im Wesen der Familie Pflicht und Naturdrang gleichmäßig vereint. Es fragt sich: hat nicht derjenige allein, welcher in Familienbeziehungen lebt, ein Recht mitzusprechen in dem großen Rathe der Menschheit, der Wissenschaft, sich mitzufreuen bei dem großen Feste der Menschheit, der Kunst, und mitzukämpfen im großen Kampfe der Menschheit für Recht und Vernunft?"

Alles schwieg, selbst Lessing hielt an sich; er mochte jene Scheu empfinden, die oft den Freund überkommt, wenn er vor Anderen mit dem Vertrauten in ein ausschließliches Gespräch geräth, entweder wird es zum Schauspiel für die müßige Umgebung, oder es tritt eine Rücksichtnahme ein, die die Sache beeinträchtigt. Mit stiller Betrachtung schaute Lessing in das leuchtende Antlitz des Freundes, der sich über seine ruhige und bemessene Redeweise hinausgeschwungen hatte.

„Sie entschuldigen, Herr Schwager, wenn ich eine alberne Frage thue," begann Recha.

„Laß hören," erwiderte Mendelssohn ermunternd, und in Mienen und Wort drückte sich jene freundlich wohlthuende Beziehung aus, die die Schwester der Frau als Angehörige und doch wieder mit einer höflichen Aufmerksamkeit behandeln läßt. „Du hältst deine Frage für sehr gescheit, weil du sie albern nennst; aber immerhin."

Aller Augen waren auf Recha gerichtet, die ruhig und fest fortfuhr:

„Ist der Begriff des Familienlebens, wie Sie ihn festgestellt, nicht eine Anklage gegen unsere Religion?"

„Fasse dich bestimmter."

„Ich erinnere mich, daß Sie mir einst erklärten, das Wort Familie hätten die Römer zuerst für die Genossenschaft der Hausſklaven gebraucht; noch weit härter als das Römerthum war das Judenthum gegen die Frauen; waren sie denn viel mehr als Sklaven? Hat nicht das Christenthum erst die Frau aus dem Sklavenstande erlöst, die Gleichberechtigung und somit die Familie erst gegründet?"

Lavater erhob sich von seinem Stuhle, und Ephraim erbebte, als er dem Blicke des Doktor Bloch begegnete, der ihm zuwinkte; er glaubte, seine Liebe sei verrathen und besann sich erst wieder, daß ihn der Arzt bedeutete, wie nun erst der rechte Kampf beginne.

„Das ist eine subtile Materie," sagte Mendelssohn verdrießlich vor sich niederschauend, „das läßt sich nicht in kurzen Worten erklären, in wie weit die Offenbarung an sich vollkommen und ewig und in der zeitlichen Erscheinungsweise doch wieder der Vervollkommnung fähig ist. Das Judenthum hat mit der Zertrümmerung des Staatslebens die national-politischen Elemente ausgeschieden und muß nun andere nationale Elemente wie den Germanismus — denn dieser ist hier der maßgebende — in der Stellung der Frauen auf sich einwirken lassen. Aber ich muß bitten, mit unserer Unterhaltung nicht hieher abzuirren. In diesen Erholungsstunden, die mir meine Geschäfte übrig lassen, möchte ich gerne alle Trennung, allen Zwiespalt vergessen, der je den Menschen zum Feinde des Menschen gemacht hat, und ich bemühe mich alsdann, die Erfahrungen, die ich etwa des Tags über davon gehabt, in meinem Gedächtnisse auszulöschen."

„So ungastlich ich erscheinen muß, ich kann da nicht einstimmen," widerstrebte Lavater. „Wir sind in die Welt gekommen, um der Wahrheit Zeugniß zu geben. Das ist Menschenberuf und Würde! Wir müssen allezeit den Namen des Herrn bekennen, zu jeder Stunde, an jedem Orte. Ich kann, ich darf Sie nicht schonen. Sie weichen wiederum aus, indem Sie

dem Germanismus zuschreiben, was unserer Kirche gebührt."

„Sie oder ich," sagte Mendelssohn, „einer von uns ist ein merkwürdiges Beispiel von der Gewalt der Vorurtheile und Erziehung selbst über solche, die mit aufrichtigem Herzen die Wahrheit suchen. Lassen wir aber auch darum alle Bekehrungsversuche. Der Pöbel aller Religionen hält sehr viel auf Bekehrungen, nicht aber die Weisen. Sie sind ein christlicher Prediger und ich ein Jude. Was thut dieses? Wenn wir dem Schaf und dem Seidenwurm wiedergeben, was sie uns geliehen haben, so sind wir beide Menschen. Wäre ich von Herzen von einer andern Religion überführt, so wäre es die verworfenste Niederträchtigkeit, der innerlichen Ueberzeugung zum Trotz die Wahrheit nicht bekennen zu wollen."

„Fragen Sie sich ehrlich, ob Sie Ihre Vorurtheile für Ihre Religion erkennen wollen?"

„Ich weiß, es sind in meiner Religion menschliche Zusätze und Mißbräuche, die ihren Glanz sehr verdunkeln. Ob ich Vorurtheile für meine Religion habe, kann ich selber nicht entscheiden, so wenig ich wissen kann, ob mein Odem einen üblen Geruch hat. Ich will es nicht als einen Vorzug meiner Religion, sondern nur als eine Thatsache geltend machen, daß ihre Offenbarung als Lehre nur für die jüdischen Stammesgenossen Verbindlichkeit anspricht und für Niemand anders, denn jeder andere kann ebenfalls, wie sich auch unser König Friedrich ausdrückte, in seiner Façon selig werden. Das Judenthum hat keine Offenbarung von

ausschließenden Heilswahrheiten, die zur Glückseligkeit nothwendig sind, diese sind nicht durch Laut und Schriftzeichen geoffenbart, hier und dort, diesem und jenem verständlich, sondern durch die Schöpfung selbst und ihre innerlichen Verhältnisse, die allen Menschen leserlich und verständlich sind.

Ich für mich stelle als Kriterium in Religionssachen das auf: da die Menschen alle von ihrem Schöpfer zur ewigen Glückseligkeit bestimmt sein müssen, so kann eine ausschließende Religion nicht die wahre sein, eine Offenbarung, die allein die seligmachende sein will, kann nicht die wahre sein, denn sie harmonirt nicht mit den Absichten des allbarmherzigen Schöpfers. Ich halte die Mitte zwischen Dogmatiker und Skeptiker, ich weiß, daß jeder andere Vernünftige, von einem andern Punkte ausgehend und einem andern Leitfaden folgend, mit Recht ganz entgegengesetzter Meinung als ich sein kann. Hiermit, stürmischer Freund, lassen Sie uns doch endlich abschließen. Die Wahrheiten, die wir gemeinschaftlich bekennen, sind noch nicht ausgebreitet genug, um uns an die Streitigkeiten zu halten."

Der Doktor Bloch wollte sich mit diesem Friedensschlusse nicht begnügen; er wollte auch den Sieg haben, und darum entzündete er den Kampf von neuem, indem er triumphirend rief:

„Alle Religionen, Judenthum, Heidenthum, Christenthum, alle haben mehr allgemeines Unheil über die Welt gebracht als Heil im Einzelnen."

„Nicht so," wehrte Mendelssohn nochmals ab. „Wir sollten uns der Neigung nicht überlassen, gewisse Dinge

zu sehr herunter zu setzen, weil Andere sie zu sehr erhoben haben; denn dadurch bringen wir nur die Schalen in ein beständiges Schwanken und niemals in's Gleichgewicht. Und die radikale Negation leistet dem Aberglauben Vorschub. Man will dann lieber von Gespenstern umgeben sein, als in einer todten Natur zwischen lauter Leichnamen wandeln. Greifen Sie nicht die menschenveredelnde und erhebende Macht der Religion an —"

„Das thue ich allerdings, sie hat die Menschen abgehalten, ihrer Macht und Ehre zu vertrauen, die Welt ist krank, sie kann die fixe Idee nicht los werden, daß es Juden, Christen und Heiden gebe; die Humanität muß fortan allein der Fahnenruf sein."

„Und die Stellung der Juden," nahm Ephraim das Wort, „ist allezeit der Barometerstand der Humanität —"

„Ich bin auch ein Körnchen Quecksilber," schaltete hier Maimon leise gegen Abraham Diogenes ein, und Ephraim fuhr fort:

„Hier ist eine klaffende Wunde, in die der ungläubigste Thomas seine Hand legen kann; die Juden haben keine Martyrergeschichten, denn sie Alle sind Martyrer, mehr oder minder, sie bezeugen einen hohen Beruf, den die Weltgeschichte ihnen vorbehalten, daß sie inmitten aller Stürme und Strömungen der Zeiten feststanden und jetzt zu frischer Bethätigung erweckt sind. Es gilt vorerst zur Anerkennung zu bringen, daß im Judenthum und in den Juden Edelsinn und Menschenliebe nicht minder feste Wurzeln geschlagen als irgend wo anders."

Recha hielt, während Ephraim sprach, die Hände gefaltet und blickte in den Schooß; das hatte Ephraim bemerkt und nahm es als offenbare Theilnahme, als ein Bangen um ihn, und mitten im Feuereifer seiner Rede schoß der Gedanke auf, daß er sich hier im Turnier vor der Geliebten zeige; das war bei jenen ersten Worten, wo er sich eigentlich wiederholte, aber rasch bannte er jede Nebenbetrachtung weg und ging um so ungestümer in die Sache ein. Jetzt schaute Recha auf, als Mendelssohn ergänzte:

„Ja, man muß sich vor dem gottesläſterlichen Undank hüten, indem man oft die Gabe der Erkenntniß verwünschen möchte; denn der Stand, in welchem wir Juden stehen, vermehrt nicht die Zufriedenheit, wenn man die Rechte der Menschheit von ihrer wahren Seite kennen lernt. Man fährt fort, uns von allen Künsten, Wissenschaften und anderen nützlichen Gewerben und Beschäftigungen der Menschen zu entfernen; versperrt uns alle Wege zur nützlichen Verbesserung und macht den Mangel an Cultur zum Grunde für unsere fernere Unterdrückung. Man bindet uns die Hände und macht uns zum Vorwurfe, daß wir sie nicht gebrauchen. Aber ich wünsche vor Allem, daß wir die verächtliche Meinung, die man von einem Juden hat, nicht durch Streit und dergleichen, sondern durch Tugend und Rechtschaffenheit widerlege."

„Was wollen Sie von der Anerkennung?" entgegnete Abraham Diogenes. „Von wem wollen Sie denn anerkannt sein? Von den Dummköpfen? Sie müßten gescheit werden. Von den Aristokraten und Pfaffen?

Sie müßten aufhören zu sein, was sie sind. Was bleibt also übrig, wenn man diese Hauptsumme abzieht? Ein paar Menschen —"

„Nein, der Staat," schaltete Ephraim ein.

„Meinetwegen. Was geht mich aber der Staat an? Ich kann leben und denken —"

„Nein, erst das ist Leben, das sich in der Gemeinschaft weiß, erst das ist Denken und Empfinden, das zu einem gemeinsamen Heiligthume sich wendet."

„Sie sind dem Heile näher als Sie ahnen," sagte Lavater, die Hand Ephraims ergreifend. „Ein Mensch, der sich als Ebenbild der höchsten Kraft denkt, wird ein durchscheinendes Medium der Lichtquelle und lebendigsten Liebe, die er sich als Ursache aller Ursachen denkt. Und aus Demuth und Heilsbedürftigkeit sprießt die Blume des Glaubens, von der Gnadensonne zum Leben erweckt und mit des Lichtes Glanz und Pracht überströmt. Sie sind ein Substantiv in der Grammatik der Menschheit. Leider hat sich Ihnen die Gnade noch nicht enthüllt, aber sie wird es, sie muß es im Gebet; denn ohne Gnade, die der Herr über uns ausgießt, ist kein Glaube."

Lavater sprach so salbungsvoll und mit dem Tone innerster Ueberzeugung, daß ihm selbst der kampflustige Doktor Bloch nicht entgegnen wollte, nur Maimon kümmerte sich nichts um den apostolischen Eifer des Diakonus und fuhr polternd auf:

„Da haben wir's wieder, neue Kinder Gottes, von der Gnade auserwählt. Warum bin ich ein Stiefkind der Gnade? Was habe ich gethan und all die Millionen

Heiden mit mir? Ich mag aber die scharfe Opposition vieler Juden nicht, die sich gern zum Christenthume, wie es ist, gewendet hätten, wenn sie es selber hätten mitschaffen dürfen, nun aber, da es ohne ihr Zuthun so gewaltig geworden ist, gern daran herummäkeln. Im Christenthum muß eine hohe weltgeschichtliche Idee liegen, da es eine so hohe weltgeschichtliche Bedeutung erhalten, wie sich einst auch ein Jude zum Christenthum bekehrte aus der Erkenntniß, daß es trotz nichtsnutziger und heuchlerischer Pfaffen fort und fort heilig bleibt. Wie die Christen Alles, was sie Gutes am Judenthum und an den Juden finden, christlich nennen, so vergelten es auch viele Juden; bei Allem, was ihnen am Christenthum gefällt, rufen sie wie der Hanswurst bei den Seiltänzern, wenn sein Herr ein schweres Kunststück macht: aufgeschaut! Das hat er Alles von mir gelernt. Warum bist aber du nicht auf's Seil gestiegen, du weiser Hanswurst?"

Alles lachte, und Nikolai bemerkte, daß jene Bekehrungsweise eines Juden in Boccaz's Dekamarone erzählt werde. Maimon fuhr hierauf fort:

„Ich kann nicht Alles dem Umstande zuschreiben, daß die griechischen und römischen Götterbilder gerade dem Verwittern nahe waren, als das Christenthum entstand; der Zufall ist ein Gelegenheitsmacher, aber Wille und Bedürfniß ihn zu ergreifen, müssen vorher da sein. Meinetwegen habe Christus die jüdischen Ceremonien aufgehoben oder nicht, genug sie sind in der christlichen Kirche nicht da, die Religion ist von aller Nationalität erlöst, und die Idee der Menschheit ist geborgen. Es

fragt sich für mich nur: kann ich das nicht auch aus meinem Denken erobern?"

„Nein," rief Lavater, „ohne die Gnade nicht, und könnten Sie es auch, so sind Sie ein verirrtes einsames Lamm, es fehlt Ihnen der Weg zur Vereinigung mit der Heerde und dem Hirten: das Dogma und das Symbol. Ich will jetzt nicht darüber streiten, ob das Kriterium unseres Herrn Mendelssohn in Betreff der Alleinseligmachung stichhaltig ist; ich will auch dahingestellt sein lassen ohne zuzugeben, daß man auf anderem Wege zur Seligkeit gelangen könne, das aber ist meine Ueberzeugung: durch das Christenthum kann man die höchste Stufe der moralischen Fähigkeit am leichtesten und geschwindesten erreichen."

„Abgesehen von allem Andern," sagte Ephraim, „könnte ich kein Christ werden, wie ich als Deutscher kein Franzose oder Engländer werden kann, wenn ich auch diese Völker für mächtiger und glücklicher hielte; ich könnte auch meine innere Sprachreligion nicht ändern; ich muß ein Deutscher bleiben und ich bin ein Jude, und würde ich ein Ausreißer aus dem Judenthum, meine Lebenswurzeln wären mir zerschnitten und ausgerissen. Freilich ist dies nur persönlich und hat keinen gemeingültigen Vernunftgrund für Andere, aber ist der Glaube etwas Anderes und ist das Wahren der Persönlichkeit nicht das Aeußerste und Unveräußerliche? Will das Christenthum die freie Persönlichkeit, den freien Menschen, nun denn, so muß es ihn auch außerhalb seiner Kirche gelten lassen."

„Das eben ist das Wunder der Wiedergeburt durch

die Taufe, daß Sie ein anderer Mensch werden," entgegnete Lavater, „daß Sie etwas werden, was Sie durch die Consequenzen der übermüthigen Vernunft nicht werden und nicht erreichen können; der Glaube ist ein Wunder und seine innerste Kraft ist die Wunderschöpfung, er schafft auch den Menschen neu, und darum heißt es in der Schrift: der Glaube kann Berge versetzen."

Gleim erhob sich jetzt aus seinem Schweigen und mit Lächeln deklamirte er:

„Dich Glaubensriesen, dich bitt' ich, der Glaubenszwerg,
Versetze mir den Halberstädter Hoppelsberg,
Es macht dir ja so wenig Müh',
Noch heut nach Sans-Souci."

Eine für Lavater beleidigende Heiterkeit schien sich in der Gesellschaft Luft machen zu wollen, da nahm Ephraim nochmals das Wort und indem er von den Martern sprach, die an die geschichtliche Vergangenheit ketten, erzählte er von der Gefangennehmung und dem Tode seines Vaters, wegen des aberwitzigen Mährchens von dem Osterblute. Die Hände Mendelssohns zitterten, seine Lippen waren blaß, als er jetzt laut rief:

„Und Alles das ist geschehen und geschieht noch auf die teuflischste Lüge hin, die auch nicht den Schatten eines Grundes hat. Rabbi Menasse ben Israel hat zur Zeit Cromwells vor dem englischen Parlamente mit dem höchsten Schwure betheuert, daß nie das angeschuldigte Verbrechen der Blutabzapfung von einem Juden für seine Ostern verübt sein kann, denn das Gesetz verbietet uns selbst das Blut der Thiere. Und hier stehe

ich und alle Flüche des Himmels mögen auf mich kommen, wenn Rabbi Menasse nicht die volle Wahrheit gesprochen. Ich wiederhole seinen Schwur für mich und mein Geschlecht und für ganz Israel. Ich mache der christlichen Religion keinen Vorwurf; nicht sie, ihre Priester haben uns die Lüge aufgebürdet. Was ist der Mordgier zu schlecht? Aber jetzt laßt uns in Frieden unsere Religion bewahren und hindert uns nicht, rechtschaffen zu sein."

Alles sah bewegt auf Mendelssohn, der am ganzen Leibe zitternd sich wieder setzte. Lange herrschte Schweigen, bis endlich Recha leise sagte:

„Es ist die schmerzlichste Frage: warum gerade das Heiligste die Ungeheuer von Verbrechen hervorgebracht hat?"

Niemand antwortete, da sagte Mendelssohn wieder mit ruhiger Stimme:

„Hierauf antwortet uns einer von jenen Gemarterten, ein hebräischer Schriftsteller; denn er sagt: je edler ein Ding in seiner Vollkommenheit, desto gräßlicher in seiner Verwesung. Ein verfaultes Holz ist so scheußlich nicht als eine verwesete Blume; diese nicht so ekelhaft als ein verfaultes Thier; und dieses so gräßlich nicht als der Menschenleib in seiner Verwesung. So auch, setzen wir fort: die schönste Blüthe der Vernunft ist die Bildung, und um so abscheulicher in ihrer Verwesung und Verderbtheit als Corruption, und das erhabenste des Menschengeistes ist Gotteserkenntniß und Menschenliebe und das abscheulichste in ihrer Verwesung und Verderbtheit als Fanatismus und Menschenhaß."

„So, lieber Moses, so sind wir nun auf dem Bergesgipfel und überschauen den Höhenzug und seine Thaleinschnitte," rief endlich Lessing, mit heftiger Beweglichkeit sich hin und her wendend. Es war, als ob frische Kerntruppen auf den Wahlplatz rückten und den Kampf erneuten, da jetzt Lessing seine bisherige zuwartende Stellung aufgab und eine neue Fahne vortrug, indem er sagte: „Ich rufe mit Ulrich von Hutten: o Jahrhundert! Die Geister sind wach, es ist eine Freude zu leben! — Im Sturm erst ist das rechte Leben. Die Thoren, die den Sturmwind gern aus der Natur verbannen möchten, weil er dort ein Schiff in der Sandbank vergräbt, hier ein anderes am felsigen Ufer zerschmettert. Es ist ihnen nicht um Andere, es ist ihnen nur darum, weil er ihr Lusthäuschen abgedeckt und die vollen Obstbäume zu sehr geschüttelt."

„Wo treibt es Sie hin?" fragte Mendelssohn.

„In die offene See, wo die Völkerzüge und beschränkenden Ansiedlungen der Menschen, die Scheiterhaufen und andächtigen Wallfahrten mit flatternden Fahnen verschwinden. Es geht ein großer heiliger Plan durch das Leben der Menschheit, wie es auf- und absteigt und doch immer bereicherter sich kundgiebt. Es mag im Plane der göttlichen Erziehung des Menschengeschlechts liegen, daß jeder Einzelne die Bahn durchgemacht haben muß, auf welcher das Geschlecht zu seiner Vollkommenheit gelangt, denn so erst sind ihre Ergebnisse lebendig sein Eigen. Es kann im Erziehungsplane Gottes liegen, unvollkommene Wahrheiten zuerst die Welt beherrschen zu lassen, um sie allmälig weiter zu klären —"

„Da zeigt sich aber noch kein Grund für das ewige Wesen, warum zuerst Irrthum und Halbheit walten soll, warum nicht geradezu —"

„Weil es nicht wahr ist, daß der gerade Weg der kürzeste ist. Die Vorsehung hat auf ihrem ewigen Wege so viel mit zu nehmen, so viel Seitenschritte zu thun. Die Welt ist das Leben der Mannigfaltigkeiten, der Individualitäten. Die heiligen Urkunden und Ueberlieferungen sind die Elementarbücher der Menschheit, die Offenbarungen sind die vorausgegebenen Resultate der Vernunftwahrheiten, die mit der Zeit zu solchen werden, sie sind das Facit, das der Rechenmeister seinen Schülern voraussagt, damit sie darnach rechnen, sie sind die Regeln, die ein Vater seinem Kinde als Gesetz gibt, damit es sie später im Leben selbst finde und aus sich bewähre. Wir müssen geduldig warten. Hüte dich, du fähigeres Individuum, daß du am letzten Blatte des Elementarbuches stampfst und glühst, hüte dich, es deine schwächeren Mitschüler merken zu lassen, was du witterst oder schon zu sehen beginnst."

„Diese Pietätsrücksicht ist schön," sagte Mendelssohn, „aber ich kann ihre Begründung nicht gelten lassen, denn glauben Sie, daß die Menschheit das, was Ihnen als Ziel der göttlichen Erziehung, wie Sie es nennen, vorschwebt, je wird erreichen können?"

Und die Hände ausbreitend rief Lessing:

„Soll die Menschheit auf die höchste Stufe der Aufklärung und Reinigkeit nie kommen? Nie? Laß mich diese Lästerung nicht denken, Gütiger! Es wird ein neues und ewiges Evangelium kommen für die zur

Männlichkeit gereifte Menschheit, die nicht mehr der Elementarbücher bedarf, die das Gute nicht mehr willkürlicher Belohnungen wegen, die darauf gesetzt sind, sondern um seiner selbst willen, weil es eben das Gute ist, thun wird und muß."

„Es wird mir schwer," sagte Mendelssohn, „mich Ihrer jesajanischen Begeisterung entgegen zu stellen, und doch, ich kann nicht anders. Wie im Staate der Mensch Zweck ist und die Gesellschaft Mittel, so auch in der gedachten größten Einheit. Es betreten immer neue Menschen die Bühne, und ihr Fortschritt ist nicht durch den Stand der Gesammtheit wesentlich bedingt. Ich habe keinen Begriff von dieser Ihrer Erziehung des Menschengeschlechts. Man stellt sich das collective Ding, das menschliche Geschlecht, wie eine einzige Person vor und glaubt, die Vorsehung habe sie hieher, gleichsam in die Schule geschickt, um aus einem Kinde zum Manne erzogen zu werden. Im Grund ist das Menschengeschlecht fast in allen Jahrhunderten, wenn die Metapher gelten soll, Kind und Mann und Greis zugleich, nur an verschiedenen Orten und Weltgegenden. Der Einzelne kommt weiter, daß aber das Ganze der Menschheit hienieden immer vorwärts und sich vervollkommnen solle, scheint mir nicht Zweck der Vorsehung gewesen zu sein, wenigstens ist das bei weitem nicht so ausgemacht und zur Rettung der Vorsehung nothwendig als man sich vorzustellen pflegt. Der Mensch geht weiter, aber die Menschheit schwankt beständig zwischen festgesetzten Schranken auf und nieder, und behält im Ganzen betrachtet in allen Perioden der Zeit ungefähr dieselbe Stufe der

Sittlichkeit, dasselbe Maß von Religion und Irreligion, von Tugend und Laster, von Glückseligkeit und Elend, und zwar so viel als der Einzelne zu seiner Erziehung hienieden bedarf, um sich, so viel ihm beschieden, der Vollkommenheit zu nähern."

Lessing hatte sich eben gefaßt, um auf diesen die denkende Welt spaltenden Gegensatz zu erwidern, indem man einerseits die Menschheit und ihr erkennbares Gesammtleben und in ihr selbst Aufgabe und Ziel ihrer Entwicklung festhält, andererseits den Einzelmenschen als Ziel hervorhebt und seiner Entwicklung in eine unerkennbare Region nachschaut; aber — und das ist vorbedeutend für das Leben Lessings — er wurde von dem Theologen unterbrochen, denn Lavater drängte sich mit der Frage heran:

„Sie leugnen also die ewige Normgiltigkeit der Bibel und die Göttlichkeit des Erlösers?"

„Leugnen! Leugnen!" entgegnete Lessing. „O ihr Ketzerrichter! Wenn aber einer auch die Göttlichkeit der Bibel nicht gelten läßt, ist die Bibel die Religion? Die innere Wahrheit aller Religion und so auch des Christenthums besteht, wenn auch alles Aeußerliche und die Bibel selbst fällt. Wäre das nicht, so wären ja auch alle die Menschen, die viertausend Jahre vor Christo gelebt, verdammt. Christus erschien seinen Jüngern als Erlöser und Wiederhersteller des jüdischen Reichs, und erst nach seinem Tode wurde er zu dem rein geistigen Erlöser gestempelt. Das geschah nicht in absichtlich betrügerischer Weise, sondern es entwickelte sich geschichtlich natürlich. Ob Christus mehr als Mensch gewesen, ist

ein Problem; daß er ein wahrer Mensch gewesen, ist ausgemacht. Folglich sind die Religion Christi und die christliche Religion zwei ganz verschiedene Dinge. Die Religion Christi ist diejenige, die er als Mensch selbst erkannte und übte, die jeder Mensch mit ihm gemein haben kann — und das ist Liebe und Humanität — die christliche Religion ist diejenige, die es für wahr annimmt, daß er mehr als Mensch gewesen und ihn selbst als solchen zu einem Gegenstande ihrer Verehrung macht. Schon Spinoza legt großen Nachdruck darauf, daß die Religion unabhängig von der Bibel ist, und er weist mit Recht auf die Stelle bei dem Evangelisten Johannes hin, wo es vom ewigen Gesetze heißt: „Es war in der Welt und die Welt kannte es nicht.“ Welches die rechte Religion ist, das muß durch die Frucht der That entschieden werden, durch nichts Anderes.“

„Ich weiß,“ widerstrebte noch Lavater, „Jedem erscheint das Universum durch sein eigenes Universum. Glauben Sie auf diesem Wege zur Seligkeit und ewigen Wahrheit zu gelangen?“

„Zur Wahrhaftigkeit,“ erwiderte Lessing, „und diese allein genügt. Tausende halten die Stelle für das Ziel ihres Nachdenkens, wo sie des Nachdenkeus müde geworden sind. Man muß sich aber eben da frisch aufraffen — unerbittlich gegen alle Bequemlichkeit der Trägheit, auf der Hut gegen gewohnte Tradition. Jeder sage, was ihm Wahrheit ist, die Wahrheit selbst bleibe Gott empfohlen. Nicht die Wahrheit, in deren Besitz ein Mensch zu sein vermeint, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewendet hat, hinter die Wahrheit zu

kommen, macht den Werth des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich die Kräfte — der Besitz macht ruhig, träge, stolz —"

„Haben Sie sich hier nicht selbst in Widerspruch gefangen?" fragte Mendelssohn mit dem Finger winkend. „Sie adoptiren mit mir die Leibnitzische Individuation im Gegensatze zur Spinoza'schen allgemeinen Substanz, und kommen doch wieder mit Ihrer collectiven oder auch einheitlichen Menschheit auf die allgemeine Substanz zurück und verlieren das Individuum. Sie wollten der Menschheit die denkliche Erreichung ihres Ziels, also die absolute Wahrheit und Glückseligkeit zuerkennen, und jetzt begnügen Sie sich mit der relativen, subjectiven?"

„Möglich, daß der Fortgang der Erkenntniß das, was wir als vollendet ansehen, nur in seiner Bedingtheit gelten läßt, jede Lebensstufe ist Uebergang und Ziel zugleich."

„Beim Spaziergang durch das Leben ist der schöne Weg Ziel," schaltet Maimon ein und Lessing fuhr fort:

„Nur Schwärmer können die Zukunft nicht erwarten. Das reife Mannesalter der Menschheit —"

„Endlich, endlich kommen Sie doch," rief Gleim aufstehend, und Aller Blicke wendeten sich nach der Thüre, „nur näher, liebe Frau Karschin; jagen Sie mit Ihrer Muse Christenthum und Judenthum und Philosophie hinaus, und lassen Sie uns fröhlich seyn wie die unwissenden Heiden."

Die anwesenden Frauen sammelten sich schnell um

die eintretende Dichterin; sie schienen, trotz aller Verehrung für die Männer und deren Worte, doch froh, der Besprechung überhoben zu sein, die sich durch so seltsame Verschlingungen bis in die unheimlichsten Gebiete der Forschung verloren hatte. Die Männer schienen dagegen jenes Mißbehagen zu empfinden, das durch das unvermeidliche Abbrechen einer mündlichen Erörterung diese immer ohne einen festen Schlußaccord enden läßt.

Lessing saß mit auf der Brust übereinander geschlagenen Armen auf seinem Stuhle und schaute nieder.

Doktor Bloch sagte in Erinnerung an ihr Vorhaben leise zu Ephraim: „Wenn ein Feldherr wie in alten Zeiten für sich allein im Zweikampfe die Schlacht entscheidet, müssen wir Troßknechte bescheiden uns zurückziehen.“

Ephraim konnte nichts erwidern, zu Vieles bewegte sich in ihm.

Nur Maimon schien inmitten von Allen seinen eigenen Humor behalten zu haben, denn er sagte: „Solche Religionsgespräche sind mir immer, wie wenn man im Traum eine schwere, mühselige Arbeit ausführt; man wacht auf, in Schweiß gebadet, müde und in allen Gliedern zerschlagen, und hat doch nichts zu Wege gebracht. Ist's nicht so? Wo sind wir nun? Wo wir gewesen sind. Der ist ein Pfarrer, Sie sind ein Doktor, Sie ein reicher Mann, und ich ein armer Schlemiehl. Die Religionsformen sind nichts als leere Nester, in denen man Wahrheiten ausgebrütet hat, die Jungen sind ausgeflogen und müssen sich neue Nester bauen.

Wo? Wie? Da laßt sie dafür sorgen. Bei mir daheim hat man einmal einen Mann in seinem Rausch in einen dunkeln Keller gethan und um ihn herum lauter Leute in Todtenkleidern; wie er aufwacht, weiß er nicht anders als er ist todt, und fragt den ältesten: Du, du mußt doch hier im Himmel bekannt sein, sag', wo kriegt man ein gut Glas Branntwein? — Was thu' ich mit all dem Philosophiren! Ich frag' auch: wo kriegt man im Leben ein gut Glas Branntwein?"

Die possirlichen Gedankensprünge Maimons brachten Heiterkeit über die ermüdeten Geister, und man fand sich wieder in der gewohnten Welt. Alles drängte sich um die Frau Karschin, denn diese war zugleich einem Jeden in ihrer Unbetheiligung an den vorangegangenen Gesprächen eine Erscheinung, die den Anstoß gab, sich auf ein anderes Leben draußen in der Welt und in seinem eigenen Sein zu besinnen.

Das seidene Gewand der Frau Karschin rauschte gewaltig bei ihren etwas bäurischen Bewegungen; ihr Antlitz war traurig und erregt, man sah die Wangen brennen, ihr Blick ruhte oft mit wehmüthiger Liebe auf Gleim, denn sie liebte ihren Thyrsis hoffnungslos.

Ephraim begrüßte sie als Bekannte aus früheren Zeiten und stand dabei, als sie gegen Mendelssohn betheuerte, seine Kritik ihrer Gedichte durchaus gerecht zu finden, nur seien die Männer zu hart, und die Bemerkung, daß „ein ungefährer Pinselstrich den leichten Schaum am Gebisse eines Pferdes glücklich nachahmen, aber nimmer eine Rose hervorbringen kann," habe sie lange nicht verwinden können. Mit klugem Scherz

erwiderte Mendelssohn, daß es eine Eigenheit der Kritiker sei, ihre losgelassenen kleinen Bosheiten weniger im Andenken zu behalten, als die beurtheilten Dichter dies thun.

Ephraim sah Recha allein und er wendete sich rasch zu ihr und sagte, daß er sich fast schäme, inmitten der erhabensten Kundgebungen an sich selbst zu denken, und doch sehe er es als einen unaussprechlichen Segen an, jetzt in der unsichtbaren Kirche im Geiste niederzuknieen und ein neues Dasein zu gewinnen.

Er übergab Recha den Brief. Sie nahm ihn zitternd und mit niedergeschlagenen Augen und mischte sich schnell wieder in die Gesellschaft, in der nun die sorgloseste Heiterkeit herrschte.

Gegen alle sonstige Gewohnheit war Mitternacht nahe, als die Gesellschaft das Haus Mendelssohns verließ. Der Mond schien hell, die gegenüber liegenden Häuser warfen dunkle Schatten. Man sprach von dem überraschenden Zusammentreffen so vieler alten Bekannten.

„Sagen Sie mir doch, lieber Herr Kuh," fragte Lessing, „Sie hatten eine äußerst liebliche Schwester, ich habe oft mit Innigkeit an sie gedacht; wie ist es ihr denn ergangen?"

„Sie ist hier in Berlin verheirathet."

„Hat sie Kinder?"

„Nein."

In diesem Augenblick huschte aus dem Schatten der gegenüber liegenden Häuser eine verhüllte Gestalt und verschwand um die Ecke. Niemand ahnte, daß es Veilchen

war, die hier gestanden und nach den hellen Fenstern hinaufgeschaut hatte; sie flog schnell durch die Straßen, sie fürchtete, Lessing habe sie erkannt und folge ihr. Erst als sie ihre Hausthüre öffnete, sah sie sich um und war doch nicht recht erfreut als sie inne ward, daß sie sich nur vor ihrer eigenen Einbildung gefürchtet hatte.

Lessing sprach mit Wärme von dem lebhaften Interesse jüdischer Frauen und Mädchen an den Hervorbringungen des Geistes überhaupt und der Erweckung einer deutschen Nationalliteratur insbesondere, und wie sich eine gleiche Antheilnahme in den entsprechenden christlichen Bürgerkreisen nur selten finde. Ephraim wies anschließend darauf hin, daß das brachliegende Gesellschafts- und Staatsinteresse hieher seine Kräfte ausströmt, die Ausgeschiedenheit von dem unmittelbaren Leben erzeuge eine gesteigerte Theilnahme für das hellere Spiegelbild desselben in der Poesie; und im Nachklange des heute Abend Verhandelten schloß er, daß die Juden vielleicht darum in jeder Beziehung wachsamer auf jeden Flügelschlag des göttlichen Genius seien, weil sie noch nach allen Seiten hin des Messias harren.

Ephraim sprach nur noch allein und er sprach um so begeisterter und freier, da ihm Niemand in's Antlitz schaute. Er enthüllte die Sehnsucht, nach solcher Offenbarung ein anderes Leben gewinnen zu können, einem Meister zu folgen und ihm zulieb Alles abzuthun, während jetzt nichts bleibe als morgen wieder die alte Lebensweise zu beginnen.

Lessing war der Einzige, der antwortete. — Der Meister, dem man jetzt folge, bemerkte er, sei der

Gedanke der Wahrheit, die Art, wie sich jetzt der Geist zeige, könne nicht alsbald eine neue Lebensänderung mit sich bringen, es gelte in einzelnen und scheinbar abgelegenen Thätigkeiten denselben zu bewähren.

Am Hause der Karschin trennte sich die Gesellschaft. Ephraim begleitete noch Lessing nach seiner Wohnung am Nikolaikirchhofe. Lessing drückte ihm still die Hand, aber noch ließ Ephraim nicht ab und klagte, wie es ihm als Sünde erscheine, jetzt sich in Schlaf zu begeben, er möchte so fort immer und ewig wachen, so fortleben bis zum Tode in ununterbrochen heiliger Wallung.

Und wie das so oft geht, daß man die begeisterte Hingebung nicht anders zu vergelten weiß, als indem man die eigenste Lebensbewegung ausspricht und sie Solchen mittheilt, zu denen sonst kein innerer Drang bestimmte, so übte auch Lessing diesen Akt unwillkürlicher Vertraulichkeit, indem er Ephraim erzählte, wie er „arbeitslos am Markte gestanden," wie er auf Zurathen seiner Freunde nur höchst widerwillig sich um eine Stelle bei der königlichen Bibliothek beworben, Quintus Icilius (Guichard) habe ihn vorgeschlagen, König Friedrich ihn aber zweimal zurückgewiesen. Lessing sprach es als eine Genugthuung aus, daß er das versucht habe, was als Lebenspflicht erschien, wie er aber befriedigt sei, nicht in die „Sklaverei des Amtes" zu kommen und wieder nun nach Hamburg übersiedle.

Lessing ging mit Ephraim noch ein Stück Weges, und dieser geleitete ihn wieder zurück.

Es war als könnte sich Ephraim nicht trennen von der Höhe des Daseins, die er heute erstiegen; und als

er endlich allein heimwärts ging, überkam ihn eine Ahnung schmerzlichster Verlassenheit. Er war einsam auf der Welt. Die Blüthe seines Lebens war aufgeschlossen und vergangen.

Aber winkte denn nicht die Liebe?

19. Selbstmord.

Das ist ein seliges Erwachen, ein kindhaftes Hineinlächeln in den morgenhellen Tag, du möchtest hinausjauchzen in das sonnig junge Licht, frische Lebenswellen wogen dir durch die Adern, du wünschest dir des Adlers Fittig, um dich hoch über der verklärten Erde emporzuschwingen, — und fragest du: was ist's, das tausend neue Leben in mir weckt, und mich, die Welt — gereinigt und neu geschaffen? Es ist die Liebe, die ihre Wonnegeister dir im Traume gesendet, daß sie ihre Harmonien dir in die Seele singen.

Wer je beseligt worden, sei es durch die Gunst des Geschickes, durch freudegekrönte That oder durch Erlösung des Innern, die die Lebenskraft zu frischer Bethätigung aufruft — der weiß es, daß der erste Augenaufschlag, die Stunde des Erwachens die Seligkeiten alle neu erschließt und einen reinen Verkehr mit der verklärten Welt in die Seele ruft.

So erwachte Ephraim am andern Morgen; die Sonne schien so hell und freundlich in das Zimmer, als feiere sie mit ihm seinen Brautmorgen. Er mußte des Tages Müh' und Arbeit Folge leisten, er that es

mit stillem Gehorsam, ja er freute sich sogar, eine äußere Beschäftigung zu haben. — Niemand im Hause merkte, was mit ihm vorging, und warum er heute so überaus munter war und bald wieder still vor sich hinlächelte, nur Mathilde ahnte das Richtige, denn sie sah, wie sorgfältig er jedes Zusammentreffen und jedes Gespräch mit ihr vermied.

Mitten in seiner freudigen Spannung war es ihm jetzt ein Trost, sich der Krankenpflege bei Emanuel zu widmen. Es war ihm wie ein Gottesdienst vor Empfang des Glückes, ein demüthiges Opfer im Vorhofe.

Als er des Abends in das Zimmer Emanuels kam, traf er einen Mann, den Emanuel stets Bruder nannte und der ihm Geige spielte. Trotz der Augusthitze trug der Fremde einen schweren, alten Militärmantel, über welchem sich ein wie im Kerker vermodertes Gesicht mit kahlem Schädel erhob; in dem Zwielicht, das in dem Zimmerchen herrschte, erschien er wie ein Nachtgespenst, und bei jedem Bogenstrich verzerrten sich seine Züge und schien sein ganzer Körper unter dem schlotterigen Mantel wie in Verzückung zu gerathen. Als der Fremde Ephraim bemerkte, legte er die Geige weg, gab Emanuel die Hand und ging.

„Es ist kein Unglück so groß," sagte Emanuel, „es giebt noch ein größeres, vor dem es sich beugen muß."

„Das heißt man Galle in den Wermuthstrank schütten, um ihn zu versüßen. Wie heißt der Mann, der hier wegging?"

„Eben von ihm rede ich, ich kenne ihn noch von alten guten Zeiten her. Hast du noch nie von dem

Mann gehört, dem Berlin zur Zeit, als es von den Russen und Oesterreichern besetzt wurde, Alles verdankte, in dessen Haus man nicht nur die Gemeindegelder niederlegte, sondern auch die Privaten zur Sicherheit ihr Besitzthum retteten, der ein wahrhaft patriotischer Bürger war, dem der Magistrat selber bezeugt hat, daß er ein Beispiel ohne Beispiel gegeben, und der doch schmählich betrogen wurde? Hast du nie von dem reichen Johann Gotzkowski gehört?"

„Ja wohl, und ich kann gar nicht begreifen, wie er noch lebt."

„Weil er noch nicht gestorben ist," antwortete Emanuel, kehrte sich nach der Wand und gab Ephraim auf keine seiner Reden mehr eine Antwort.

Am andern Morgen saß Ephraim traurig und verstört auf seinem Zimmer; er schrieb einen Brief, nicht um von Jemanden Abschied zu nehmen, sondern über sein Vermögen zu verfügen, von dem er ein Drittheil auf Emanuel und die andern zwei Drittheile auf Mathilde vererbte; die Summe, die ihm Trevirano schuldete, erließ er diesem. Er verschloß das Papier in seinem Pult und ging hinab in das Wohnzimmer seines Oheims. Mathilde saß allein am Fenster und nähte.

„Darf ich denn gar nicht wissen, was Ihnen fehlt?" fragte sie, „vertrauen Sie mir, ich kann viel thun, ich wollte für Sie gehen, so weit mich meine Füße tragen."

„Ich danke Ihnen, liebe Mathilde," erwiderte Ephraim, „ich mache diesen Gang schon noch für mich selber und allein, aber sagen Sie mir: habe ich denn

wieder einen Frachtbrief im Gesichte, daß jeder weiß, was in mir steckt? Sehe ich denn so traurig aus?"

Mathilde konnte nicht so schnell antworten; bei jenem Wort „liebe," das hier Ephraim zum Erstenmal statt seiner sonstigen Anrede „gute Mathilde" gegen sie gebrauchte, war sie plötzlich zusammen geschreckt, sie hatte sich tief in den Finger gestochen und saugte nun das Blut aus.

„Ach Gott," sagte sie endlich, „Sie sehen aus, als gingen Sie zum Tode."

„Wirklich? Das ist wahr, ich gehe auch immer zum Tode; habe ich heute gelebt? nein, ich bin heute gestorben, unser Leben ist nur ein Kriechen zum Grab. Wie wär's, Mathilde, wenn ich heute stürbe?"

Mathilde konnte nicht antworten vor Schluchzen und Weinen. „Ich verstehe nicht, was Sie vorhaben," sagte sie endlich, „aber mir ist so bang, so bang. Ich beschwöre Sie, offenherzig gegen mich zu sein."

Ephraim sah sie wehmüthigen Blickes an, dann wendete er sich ab tief aufathmend. An der Thüre blieb er stehen, als wolle er nochmals umkehren, aber schnell raffte er sich zusammen und rannte die Treppe hinab. Mathilde sah ihm nach, als er auf der Straße ging; er wandte sich um, sie glaubte aus der Ferne eine Thräne in seinem Auge schimmern zu sehen. Schnell schlug Mathilde das Fenster zu, schleuderte den Schlüsselbund, der an ihrer Schürze hing, in eine Ecke des Zimmers, warf den Mantel über und schlich Ephraim nach.

Die Dämmerung war schon längst eingetreten, als Ephraim in die Spandauer Straße einlenkte und in

das Haus Mendelssohns trat; er traf Recha und ihre Schwester nebst mehreren andern Frauen und einem muntern Mädchen von etwa fünf Jahren um den Theetisch versammelt. Recha wurde leichenblaß als sie Ephraim ansah, sie erhob sich indeß schnell, schenkte ihm eine Tasse Thee ein und begab sich in ein Nebenzimmer, aus dem sie indeß bald wieder zurückkehrte; noch unter der Thüre hauchte sie in das Taschentuch und drückte es an die Augen. Ephraim wollte bemerken, daß sie geweint haben müsse.

Die Damen waren geistreich und ästhetisch, man sprach vom Theater. Das Aschenbrödel am Hofe Friedrichs, die deutsche Poesie, wurde durch Lessing plötzlich in ihrem Glanze begrüßt. Döbbelin hatte alle Hinderungen besiegt, und es war ein unerhörtes Ereigniß, daß sechsmal hinter einander und mit immer gesteigerter Theilnahme Lessings Musterwerk „Minna von Barnhelm" auf den Brettern erschien.

Man stand unter dem bewältigenden Eindrucke des Werkes, das frisch aus dem Leben gegriffen war, wieder in dasselbe eingriff, und die Gemüther bewegte, indem es ihnen das Spiegelbild des eigenen Seins vorhielt. Man ist aber doch immer bedeutender in kritischer Haltung als in begeisterter Hingebung und so wollten auch einige Damen das Stück nicht recht „goutiren," weil nicht genug zum Lachen darin sei. Eine wohlbeleibte, eben so umfangreiche als empfindsame Dame, die sich noch nie eigenhändig ein Schuhband geknüpft hatte, rümpfte die Nase, weil in dem Stücke so viel von dem prosaischen Gelde die Rede sei; sie

spöttelte über das Ringversetzen und über die gefüllten Taschen des Wachtmeisters. Eine andere Dame lächelte auch über den Luxus an Großmuth und daneben über die Beziehung, die Lessing zu seinem Heimathlande Sachsen eingeflochten, und daß es doch wohl unschicklich sei, wie sich Minna diesem subtilen Tellheim an den Hals werfe. Eine geborne Sachsin bemerkte jedoch, daß Lessing auch den Schmerz eines Nichtpreußen in dem Grafen von Bruchsal ausgesprochen habe, daß Friedrich der Große nicht der Held aller Deutschen sei. Man ging indeß hiervon ab und besprach sich darüber, warum Lessing den Kaffee als „melancholisches Getränke" bezeichne. Eine sehr verschämt thuende Dame erklärte zaghaft: Lessing wäre dieser Tellheim selber, er habe einmal eine Gräfin geliebt. Sie that sehr geheimnißvoll und unterrichtet, behauptete aber, nichts weiter sagen zu können, da sie discret sein müsse. Noch einmal kehrte das Gespräch auf eine den Kernpunkt des Stückes berührende Frage zurück, indem man ergründen wollte, ob Lessing sich den Tellheim als gebornen Preußen gedacht habe. Recha wollte das entschieden verneinen, sie berief sich dabei auf die bittere Erwähnung Othello's und auf jene Enderklärung Tellheims, wo er sagt: „Ich ward Soldat aus Parteilichkeit, ich weiß nicht, für welche politische Grundsätze, und aus der Grille, daß es für jeden ehrlichen Mann gut sei, sich in diesem Stande eine zeitlang zu versuchen, um sich mit allem, was Gefahr heißt, vertraulich zu machen, und Kälte und Entschlossenheit zu lernen. Nur die äußerste Noth hätte mich zwingen können,

aus diesem Versuche eine Bestimmung, aus dieser gelegentlichen Beschäftigung ein Handwerk zu machen." Sie sprach mit vielem Geiste über das Soldatenthum und wie Tellheim empfindlich sein müsse, weil schließlich aus diesem Kriege nichts hervorgegangen sei als die Ehre, und keine menschenbefreiende Weltveränderung.

Ephraim lächelte ärgerlich, daß Recha jetzt auf einen fremden Gegenstand mit solcher Ruhe und Umsicht eingehen könne, jetzt, wo über Leben und Tod entschieden würde.

Er zwang sich indeß auf das Gespräch einzugehen und erklärte, daß Lessing ja ausdrücklich den Major Tellheim als gebornen Kurländer bezeichne, da der Bediente Just sage, der Major habe ihn in sechs Monaten zweimal zu seiner Familie nach Kurland geschickt.

Recha dankte mit besonderer Freundlichkeit für diesen neuen Aufschluß; sie schien voll Eifer, und als das Gespräch sich wiederum von der Dichtung auf den Dichter wendete und leise Versuche zur Bemäkelung desselben gemacht wurden, sagte Recha glühenden Antlitzes:

„Lessing vereinigt in sich die edelsten Eigenschaften: hellen Verstand und tiefe Herzenswärme; ja Leidenschaftlichkeit für seine Ueberzeugungen; ruhiges, mildes Urtheil und unbeugsame Strenge des Charakters; rücksichtslose Derbheit und graziöse Zartheit. — Ich verdanke ihm ein großes Lebenswort, das er vielleicht selbst vergessen hat, denn er sagte einst leichthin: viele Menschen halten Reizbarkeit für Gefühl."

Gilt das dir? fragte sich Ephraim. Hält sie dir in dieser Schilderung einen Spiegel vor? — Recha wendete sich aber mit den Schlußworten jetzt an ihn:

„Ich weiß, auch Sie verehren Lessing von ganzer Seele."

Ephraim winkte bejahend und es gelang ihm, sich über die Verletztheit zu erheben, daß Recha einen Andern, wenn auch noch so hochgestellten vor ihm so sehr gelobt hatte, vielmehr schwang er sich selbst zu der reinen Andacht empor, die freudig dem wahren Geiste huldigt, und in dieser Empfindung sagte er jetzt:

„In der Heimath Lessings giebt es in den Bergwerken Männer, die man Markscheider nennt: sie verstehen, in der Teufe, im dunkeln Schacht genau zu bestimmen, wo am Licht die Grenzen vom Acker des einen und des andern beginnen, und wer ein Stück der Erde sein Eigen nennt, dem gehört es so weit es reicht Alles, bis hinauf in den Himmel und bis hinab in die unergründlichsten Tiefen."

Ephraim schaute strahlenden Auges auf Recha, und sich wiederum fassend fuhr er fort: „So auch ist Lessing ein Markscheider im Reiche des Geistes, er weiß in der nächtigsten Teufe, wo oben am Lichte eine Kirche, eine Hütte, ein Palast, wo die Grenzen eines individuellen Vermögens sind, und er scheidet gerecht."

Mit stillem Glanze ruhte der Blick Recha's auf Ephraim, und es war, als ob die beiden Liebenden sich in der gemeinsamen Verehrung eines erhabenen Menschen wie vor einem Altare fänden. Aber die Welt scheint das

Heiligthum inmitten des gewohnten Lebens nicht anzuerkennen oder gar zu verleugnen.

Nach einer kurzen Pause huschte man über alle tiefere Anregung hinweg und die Damen gelangten in ihrer „Unterhaltung" bald zu einem anderen Thema; eine derselben, in deren Hause der Professor Ramler den obern Stock bewohnte, behauptete, sie wisse jedesmal an dem Gange des Professors, in welchem Versmaß er gerade ein Gedicht mache. Alles kicherte, man sprach darauf von Voltaire und dem Marquis d'Argens, und wie man gar nicht mehr Zeit genug habe, um alles „Interessante" zu lesen, da die Haushaltungsgeschäfte so groß seien, und nun ging es ungestört auf die Wasche über. Ephraim nahm das kleine Kind Mendelssohns auf den Schooß: „Meine süße Dame," sagte er zu dem Kinde, „lesen Sie lieber Richardson, Yorik, Klopstock oder Diderot? Sie ziehen wahrscheinlich den erstern vor, ach! und Marmontel, o und Geßner und Wieland! und Shakespeare und Lafontaine. Ich sage Ihnen, man ist so lange keine perfecte deutsche Dame, so lange man deutsch liest; deutsch versteht ja Jeder, wer wird sich damit abgeben? Ich sage Ihnen: diese Thüringische Minna von Barnhelm ist eine Barbarin; wie könnte sie sonst sagen, daß man in Deutschland mit einem Franzosen deutsch reden müsse? Sie hat gewiß einen schlechten Accent. Die deutsch Sprak ist ein plump Sprak. Mademoiselle parle français. Mais sans doute: telle que je le vois. La demande était bien impolie." Ephraim setzte das Kind rasch von seinem Schooße nieder, es flüchtete zu seiner

Mutter, die Damen lächelten über den sonderbaren Kinderfreund, nur Recha blinzte unheimlich mit den Augen und kaute an einer Ecke ihres gestickten Taschentuches. Das Gespräch kam wieder in vollen Lauf, denn alle Schleußen der Stadtneuigkeiten wurden geöffnet; Ephraim rückte verzweifelnd auf seinem Stuhle hin und her, endlich stand er auf, und vor Recha hintretend sagte er:

„Mein Fräulein, ich habe einige Worte mit Ihnen allein zu sprechen; wollen Sie mir an das Fenster dort folgen?"

„Bitte."

„Was wünschen Sie denn?" fragte Frau Mendelssohn.

„Ich rede mit Ihnen allein, Recha," antwortete Ephraim rasch, ohne sich nach der Fragenden umzusehen. „Sie müssen, Sie müssen mir meinen Wunsch erfüllen, ich habe ein Recht, das von Ihnen zu fordern."

„Sie wollen eine Kritik Ihres Gedichtes," antwortete Recha zitternd, und griff in ihren Strickbeutel, „hier ist es; meine bitteren Thränen sind darauf gefallen. Der Held ist ein herrlicher Mann, den man hoch achten muß."

„Wovon handelt denn das Gedicht?"

„Von einem neuen Archimedes, aber es ist eine zu schwere Aufgabe, daß Ein Herz die ganze Welt ersetzen soll, und der Held muß sich selber zuerst fragen, ob er in sich fest genug stehe, um nach einem Punkt außerhalb der Erde zu verlangen. Der Held ist ein edler —"

„Narr," ergänzte Ephraim und riß Recha den Brief aus der Hand, zerriß ihn in Stücke und zerbiß ihn mit den Zähnen, dann las er die Stücke wieder zusammen, steckte sie zu sich und stieß ein unbändiges Gelächter aus; es war sichtlich erzwungen, aber er konnte gar nicht zu Ende kommen, und warf in seinen heftigen Bewegungen fast den ganzen Theetisch um.

„Es ist zum Todtlachen!" rief er, „entschuldigen Sie, meine Damen, aber es ist zum Todtlachen, es ist die Geschichte von einem närrischen Bauchredner, der sich in die weibliche Stimme verliebte, die er selber nachahmte, und die superkluge Fräulein Recha hat sich Thränen erpressen lassen von einem Fetzen Papier, von einem Helden aus dem Tintenfaß; es ist zum Todtlachen!"

„Ein sonderbarer Mensch," sagte eine der Damen, als Ephraim bald darauf mit höflichen Grüßen weggegangen war.

„Ich fürchtete, er wäre toll geworden, denn das war ein tolles Gelächter," bemerkte eine Andere.

Unterdeß war Ephraim aus dem Hause getreten.

Raschen Schrittes ging er von dannen, hinaus nach der Spree, um in ihren Fluthen sein Lebenslicht zu verlöschen. Hundert Gedanken wirrten sich in ihm zusammen, er pfiff ein lustiges Lied, es war ihm, als ob eine schwere Hand ihn willenlos forttriebe, und doch schaute er oft wieder zurück, als ob ein magischer Zug ihn dahin wendete, er glaubte, sein guter Genius folge ihm und riefe ihm zur Rückkehr; ja er meinte sogar stets Tritte hinter sich zu hören. Hätte er besser

aufgeschaut, er hätte bemerken müssen, daß eine verhüllte Gestalt ihm von fern folge ... Er schlug einen andern Weg ein.

An dem Ufer der Spree wanderte wimmernd eine verhüllte Gestalt, sie kniete nieder zum Gebete, der Mond verbarg sich hinter Wolken, plötzlich richtete sie sich auf, sie horchte auf nahende Schritte, und mit einem Schrei des Entsetzens sprang sie in die Fluth; die Wellen schlugen über ihr zusammen, hier und dort hörte man ein Arbeiten und Plätschern in dem Wasser, bald aber war Alles still, der Mond schien hell, und ein Fischer kam, um sein Netz auszuspannen. — —

Das ist ein jammervolles Erwachen, ein wüstes Schwirren von gräulichen Fratzen vor dem Blick, du grinsest das Sonnenlicht an, das sich an dein Lager schleicht, du möchtest den Tag erblinden machen, die Schwingen deines Geistes sind geknickt, du kannst und magst dich nicht erheben, du möchtest vor deinem erwachten Bewußtsein schnell wieder die Pforten des Auges schließen, schlafen, sterben; und fragest du: was ist's, das dich so gebrochen und zerschmettert? Es ist die verlorene Liebe, sei es, daß durch Trug und Verrath, oder durch die Macht der Verhältnisse der Raub an dir begangen worden, selbst in deine Träume sendet sie ihre Pein und mordet deine Ruhe und dein Vergessen.

Wer je ein schweres Leid erfahren, sei es durch die Macht des Geschickes oder durch eigenes Verschulden, niedergeworfen und gefangen in der Lebenswirrniß — der weiß, wie beim ersten Augenaufschlage, in der

Stunde des Erwachens, das Unheil plötzlich neu und abermals hereinbricht, todt ist die Welt, todt das eigene Leben.

So erwachte Ephraim am andern Morgen. Das Dienstmädchen aus dem Hause Mendelssohns brachte den Petrarca „von der Mamsell Recha nebst einer höflichen Empfehlung.“ Sonst hatte er jedes Blatt und jeden Buchstaben beneidet, auf dem ihr Blick geruht, und jetzt schleuderte er das Buch in einen Winkel, denn sie hatte es berührt. Trevirano trat ein.

„Du trägst auch einige Schuld an der verteufelten Geschichte,“ rief er.

„Was sprichst du denn? was ist denn?“

„Nun, du weißt ja, daß das zimperliche Kammerkätzchen, die Mathilde, seit gestern Abend aus dem Hause verschwunden ist; heute Morgen hat sie ein Fischer in seinem Netz gefunden, das er in der Spree ausgebreitet hatte.“

Ephraim konnte nicht antworten, was auch Trevirano sagen mochte, er blieb lautlos, bis jener endlich unwillig wegging; erst jetzt konnte er laut ächzen, ein Thränenstrom entlud seine Seele der schweren Pein, und endlich entschlummerte er ermüdet und ermattet. Mittag war vorüber, als Ephraim ausging. Er wollte die Leiche Mathildens von der Anatomie loskaufen, aber das Gesetz war streng und nicht zu umgehen. Zwar erhielt Ephraim durch die Section einen Trost, die Aerzte versicherten ihm einstimmig, daß Mathilde an einer Herzkrankheit gelitten habe, und nur noch wenige Jahre hätte leben können; das konnte ihn aber nur wenig beruhigen.

20. Abfall und Abschied.

Wochen und Monate waren vergangen, Mathilde hatte kein Grab gefunden, das ihren Namen trug, sie war mit anderen Verlorenen eingescharrt und vergessen, nur Ephraim erinnerte sich bisweilen noch ihrer, wenn er nach einer durchschwärmten Nacht Morgens mit Gewissensbissen erwachte. — Leidenschaft und Eigensinn vereinigten sich, und er überredete sich, daß er der Welt Trotz biete und sie in seiner Zerstörung erkennen lassen wolle, was sie an ihm verloren, und bot doch Niemand Trotz, als seinem eigenen besseren Ich, das die Welt stets unbekümmert zu Grunde gehen läßt. Und wie sich die Empfindung jeglichen Schmerzes immer zuerst dort kundgiebt, wo sich eine Krankhaftigkeit im Organismus festgesetzt, so auch hier. „Wäre ich ein Christ," sagte Ephraim zu seinem Freunde, „ich würde Kriegsdienste nehmen, oder sonst mich für's Vaterland und das Weltleben, für die Ehre opfern; nun mir als Juden die offene Bahn verschlossen ist, was bleibt mir? Gelderwerb? Mich lockt er nicht. Die Wissenschaft? Freilich reicht in ihr Innerstes kein Arm der weltlichen oder Pfaffenpolizei, aber ein Vergraben in die Wissenschaft ist auch ein Selbstmord, nur ein feinerer, ehrenhafterer — darum bleibt mir nichts übrig als: lustig gelebt und fröhlich gestorben! O ein Wort, das ich einst nur halb gehört und kaum verstanden, hat sich mir jetzt aufgethan und erklärt mir Alles. Ein Jude steht in einer Welt voll Contraste. Jetzt, da ich das

Wort habe, stellt es sich mir dar, als wäre es mein Doppelgänger, der hinter meinem Stuhle steht, wenn ich sitze, und vor mir her wandelt, wenn ich gehe. Sich nie harmlos in der Welt zu verlieren und wiederzufinden, immer sich fremd als Gegensatz zu wissen, von jeder Stunde, von jedem Menschen zu verlangen, daß sie ersetzen, was Jahrtausende, was die Menschheit uns angethan. Ich möchte tief im Waldesdunkel stehen, in kühler Morgenfrühe und nichts wissen als: ich bin und du Welt bist mit mir."

Trevirano lächelte innerlich über diese seltsamen Ausrufungen, und er suchte Ephraim nur thatsächlich zu beweisen, daß die Welt ihm gehöre, wie jedem Anderen.

Trevirano war ein treuer Gefährte und erfinderisch in neuen Genüssen, die er mit einer gewissen Noblesse, mit einem sichern Anstand aufzustellen wußte. Er brachte Ephraim in die Gesellschaft der italienischen Sänger, wo die Galiari und Barbarini, die Ostroa und Salimbeni durch Gesang und muntern Scherz entzückten, aber Ephraim fühlte sich doch noch mehr von der deutschen Schauspielergesellschaft Döbbelins angezogen, in welcher das lustige ungebundene Treiben mit einer gewissen Genialität überzaubert war. In Städte wo eine Verknöcherung der Gesellschaft sich herausstellt, wird man es sehr häufig finden, daß jüdische Jünglinge, nach feineren und freieren Genüssen strebend, sich dem Leben der Schauspieler anschließen. Ein, wenn auch auf verschiedenen Ursachen beruhender, doch in den Aeußerungen gleicher Widerstreit gegen den

Gesellschaftsschlendrian verbindet sie; jene widerwärtigen jüdischen Zierlinge und ästhetischen Enthusiasten, jene mit Friseursbildung ausstaffirten lauten Kaffeehaus-Aesthetiker sind ein naturgemäßes, wenn auch trauriges Ergebniß dieser Verbindung.

Ephraim hatte noch besondern Grund, sich in diesem Schauspielerleben wohl zu gefallen, da zu dieser Zeit, wo die Schauspieler als herumziehende Banden noch völlig aus der bürgerlichen Gesellschaft geschieden waren, sie sich auch noch in Nichtachtung aller ihrer Gesetze frei bewegten; leichtfertige junge Offiziere, junge Beamte, die den Studenten noch nicht ausgebraust hatten, verlebte alte Wüstlinge, kurz, Alles, was sich im Gesellschaftszwange beengt und bürgerlich ausgeschieden fühlte, sammelte sich hier. Besonders zeichnete sich ein schon ältlicher, aber äußerst anziehender Italiener aus, man nannte ihn nur schlechtweg den Chevalier, er war erst kurze Zeit in Berlin und entzückte Alles durch Grazie und Sicherheit seines Benehmens, so wie durch lebendige Erzählung seiner an das Fabelhafte grenzenden Erlebnisse.

In dieser Gesellschaft außerhalb der Gesellschaft machte sich auch die bitterste Spottlust gegen Leben und Treiben der sogenannten Philister geltend, man scherzte und lachte über die mit Schönpflästerchen gezierten Tugenden und das ganze chaotische Gewirre der Entsittlichung, Witze und Wortspiele folgten sich Schlag auf Schlag. Auch an Ephraim zeigte sich bald das Epidemische, das im bacchantischen Uebermuth sich kund giebt. Anfangs nur um nicht blöde und pedantisch zu

erscheinen, stimmte er zaghaft mit ein, bald aber überwältigte ihn die Lust solchen Treibens, und wie er sich selbst preisgegeben, ward er fortgerissen und steigerte die Andern. Er verfiel in die verzehrendste aller Stimmungen, die die Verzerrungen der Corruption mit einem gewissen Behagen betrachtet, und nicht ruht, bis sie in allen Lebensvorkommnissen den innern Schaden aufgespürt hat. Seine eigenen und fremden Witze, aus jüdischen Regionen hierher verpflanzt, überraschten durch ihre fremdartigen Schnörkel, und Ephraim galt bald auch in dieser Gesellschaft für den reichsten Witzbold.

Heimgekehrt aus dieser lustigen Gesellschaft, in stiller Einsamkeit erkannte Ephraim fast immer die ausgebrannte Oede seines Geistes; von all dem Gelächter, von all den blitzenden Witzspielen, die Schlag auf Schlag einander drängten, war nichts geblieben, das sein Inneres noch in heiterer Schwingung erhalten konnte; denn das ist die unmittelbare Rache des Geistes gegen seinen Mißbrauch, daß Reue und Leere dem Mißbrauch gespenstisch folgt.

Ein nicht unbedeutender Theil jener kleinen Gedichte, in welchen Falschheit und Treulosigkeit der Frauen scharf gegeißelt werden, schreibt sich aus dieser Zeit her; dennoch vermochte Ephraim nicht, alle seine früheren gesellschaftlichen Verbindungen plötzlich abzulösen, vielmehr trug er hier seine veränderte Lebensansicht zur Schau: er wollte als ein Menschenverächter und Lebenszerstörer gelten.

Wie der Sage nach jener finstere spanische König sich bei offenem Bewußtsein zur Erde bestatten ließ,

um die Schauer des Grabes, das Leichengepränge und die Nachrede zu erkennen, so ging Ephraim an die letzte Grenze der Selbstzerstörung. Er empfand einen eigenen wehmüthigen Genuß darin, wenn man ihn an seine geistigen Eigenschaften, an sein gutes Herz, an alle wirklichen und erhobenen Vorzüge seines Wesens erinnerte — das war Alles jetzt todt, und die Menschen sahen doch was gestorben war. Aber auch hierbei begnügte er sich nicht und suchte ein eigenes System des Epikuräismus aufzubauen, das den pflichtlosen Genuß gegenüber von Natur und Menschengemeinschaft zum höchsten Endziele erhob.

Und doch war wieder ein leises Zucken in ihm, wenn er merkte, daß man seine verwilderten Reden als Ernst und nicht mit der Verwahrung aufnahm, daß man ihn besser kenne.

Ephraim galt bei seinen Bekannten zwar schon längst für schwach und wankelmüthig, denn er trug seine Wünsche und Bestrebungen stets auf den Lippen, und nur wer die wechselnden Vorsätze und Wünsche in sich verschließt, und durch die That überrascht, gilt für stark und einheitsvoll. Diese gänzliche Umwandlung erschreckte jedoch Alle, nur Veitel lächelte ruhig: „Einmal muß man austoben," sagte der Praktische, „es ist besser, er thut's jetzt, als erst dann, wenn er verheirathet ist, das giebt noch den besten Ehemann; die paar hundert Thaler, die es jetzt kostet, kann man wohl springen lassen, wir haben doch noch genug." Er klimperte behaglich mit dem Gelde in seinen Hosentaschen.

Er war mit Ephraim jetzt zufriedener als je, denn dieser war, wie zum Hohn gegen sich und die Welt, in der alles Glück seinen Kaufpreis haben sollte, ein begeisterter Spekulant geworden, der seine dichterische Phantasie nun plötzlich auf Handelskombinationen übertrug. Veitel schwärmte mit Entzücken über die plötzliche Erweckung seines Neffen, er schrieb diese Erleuchtung seinem Einfluß zu und lachte sehr, als ihm Ephraim erklärte, er strebe nur nach Geld, weil er es verachte, weil es das Mittel sei, mit dem man lernen könne, die Menschen verachten. Ephraim wußte sich nicht zu helfen, als ihm Veitel auch darin Recht gab.

Eines Tages kam indeß Veitel zu seinem Neffen auf das Zimmer und sagte: „Du weißt, was ich auf dich halte, du kannst der größte Kaufmann der Welt werden. Du siehst auch, ich habe dir nie etwas in den Weg gelegt, du bist ein freier Herr und kannst thun, was du willst, aber vor zwei Dingen muß ich als Onkel dich warnen."

„Die wären?"

„Erstens, gefällt mir deine Brüderschaft mit dem Trevirano nicht; mit einem Menschen, der kein Geld hat, muß man auch keine solche Freundschaft haben. Ich bin nicht bös, du siehst wie ich gegen den Emanuel bin und daß ich ein gutes Herz habe, ich weiß wohl, nicht alle Menschen sind eigennützig, aber man kommt doch damit in Verlegenheit: solche Menschen brauchen gewöhnlich mehr als sie haben, giebt man ihnen Geld, kriegt man nichts mehr wieder, giebt man ihnen keines, hat die Freundschaft ein Ende und man kommt

noch um seinen guten Namen. Also du läßt von dem Trevirano, der könnte dein und mein Vermögen und noch das von siebzehn anderen mitsammt Haus und Hof durch die Gurgel jagen. Mein Zweites ist dieses da," er deutete auf den ungeheuern Bücherschrank. „Ich hab's berechnet, da steckt für mehr als tausend Thaler Waare darin, die knapp dreißig Prozent werth ist; das ist ein Luxus für einen Fürsten, aber nicht für einen Handelsmann, der Jedem Complimente machen muß, wenn er einen Groschen an ihm verdient."

„Sie haben für eine größere Summe Gemälde in Ihrem Landhause."

„Das ist was ganz Anderes; erstlich hab' ich sie bei der Versteigerung von den Sachen Gotzkowski's billig gekauft, und kann höchstens ein paar Prozent verlieren und sogar gewinnen. Aber ich geb' sie nicht her. Die Bilder sind meine besten Freunde und Verwandte."

„Ihre Freunde und Verwandte?"

„Ja, und sagen mir nie was Böses nach, und bleiben immer was sie sind. Verstehst du denn nicht, was ich mein'? Mein Onkel Jekuf war ein Roßkamm, und mein Großvater hat ein' Stimm gehabt wie ein Commandant, aber sie hat nur in der Synagoge in Prenzlau gegolten. Wer hat mir die Bekanntschaft mit Generalen, mit Staatsmännern und den angesehensten Herrschaften gemacht? Meine Bilder. Heilige und Unheilige, Menschen und Thiere und Bäume. Tragen die Bilder nun nicht ihre Prozente? Und ganz ehrlich, ich weiß nicht wie es gekommen ist, ich hab' jetzt auch

Vergnügen an den Bildern und ich versteh' auch was davon, es sagen mir's die größten Kenner."

Ephraim schwieg, und Veitel fuhr nach einer Pause fort: „Ich kaufe auch Bücher, ich habe erst diese Woche auf die Gedichte von der Karschin subscribirt, das ist eine arme Frau, ich hab's ihr sogar fünffach bezahlt, und mein Name wird vorn unter den hohen Herrschaften gedruckt. Folge mir, und verkaufe deine Bücher, jetzt, wo sie noch neu und schön gebunden sind; später sind sie gar nichts mehr werth. Ich hab' dir's jetzt gesagt."

Ephraim gab eine ausweichende Antwort, und als Veitel weggegangen war, öffnete er seinen Bücherschrank, sein Blick ruhte mit Wonne auf den goldenen Titeln. Da stand in Reih und Glied seine Leibgarde, wie er oft scherzweise seine Bibliothek nannte, sie war vortrefflich uniformirt, blau und mit rothen Schilden; nie hat vielleicht ein König mit größerem Behagen seine Truppen vorbeidefiliren lassen, als Ephraim hier seine Bücher musterte. „Nein, nie," sagte er, „nichts soll mich von euch trennen, denn wenn Alles mich verläßt, werdet ihr mir Trost und Ruhe bieten." —

Ephraim besuchte auch Recha noch mehrmals nach jenem verhängnißvollen Abend. Das ist das drückendste Band des Gesellschaftszwanges, daß es nöthig ist, die Gestalt eines Verhältnisses ungeändert zu erhalten, während sein eigenthümlicher Gehalt sich längst verflüchtigt hat.

Wie sollte Ephraim Recha begegnen?

„Eine alte Liebschaft ist wie ein ausgespieltes Lotterieloos," pflegte Abraham Diogenes zu sagen, „früher hat

man viel Hoffnung darauf gesetzt und die Zahlen als Glücksnummern studirt, jetzt ist es weiter nichts als ein Fetzen Papier."

Seine veränderte Lebensweise gab Ephraim indeß Widerstandskraft genug, um sich unbefangen und kalt gegen Recha zu benehmen. Manchmal suchte ihn auch ein Dämon zu bereden, die bald freundlichen und bald schwermüthigen Blicke Recha's als Zeichen der Reue und stillkeimenden Liebe zu begrüßen; aber wäre auch eine Rückkehr möglich gewesen, das fühlte er, die ungetrübte Seligkeit eines ersten und reinen Erfassens war auf ewig verloren, durch gegenseitiges Zerwürfniß nicht minder wie durch eigenwillige Verwandlung und Verhärtung. Nach wenigen Wochen nahm Recha Abschied von ihren Berliner Bekannten; sie ging nach Hamburg zurück.

„Wenn Gott selber um ihre Hand anfragte, sie würde sich drei Tage Bedenkzeit ausbitten," hatte Abraham Diogenes von ihr gesagt.

Jetzt, wenn Ephraim Tage lang mißgestimmt war, flüchtete er nicht wie vordem zu seiner Schwester Veilchen, denn er fühlte wohl, daß das herrische Geltendmachen seiner Launen, das ihm hier gestattet war, diese nur zu steigern, keineswegs aber zu besiegen geeignet war: auch ward ihm der augenscheinliche und wahrhafte Schmerz seiner Schwester in dieser stillen und reinen Umgebung zu sehr zur Selbstanklage. Wiederum flüchtete er an das Krankenbette des alten Emanuel, der ihn stets mit gleichem Wohlwollen aufnahm; er war unerschütterlich fest stehen geblieben,

während Ephraim von leichten Wellen hin und her geschaukelt wurde.

„Es ist traurig, daß du keine Musik verstehst," sagte der Alte einmal, „für das Innerlichste und Tiefste der Seele giebt es keinen Ausdruck mehr als einen Kuß oder eine Thräne, aber da, wo man nicht küssen und nicht weinen kann, läßt die Musik allein uns ahnen, was tief im Innersten nach Erlösung seufzt. Wer Etwas im Leben durchführen will, bedarf Anderer dazu, sie müssen ihm helfen oder sich unterordnen, und in jeder Kunst bedarf der, der etwas schaffen will, der Gestalten und Erfahrungen aus der Außenwelt, die er frei bildet; in der Musik allein bedarf man nichts von der Außenwelt, sie quillt aus dem Innern: die Musik ist das Jenseits der babylonischen Sprachverwirrung, es ist eine Sprache, die allen Nationen gemeinsam; Musik ist der innere Heiland der Welt."

„Darum heißt es wahrscheinlich auch," entgegnete Ephraim halb scherzhaft, „daß der Messias unter Posaunenschall erscheint, um die Welt zu erlösen."

Und immer auf's Neue klagte Ephraim vor Emanuel wie er nach Ruhe lechze und sie nicht finden könne, und es schien endlich die Stunde der Weihe gekommen. Emanuel erklärte Ephraim, welch eine erlösende Berufung es sei, als Jude geboren zu sein; tausendmal zurückgestoßen und doch immer auf's Neue und unablässig bedacht, sein eigen Herz und das der Menschen in Reinheit zu gewinnen, und mit erhobener Kraft sprach er: „Nach der großen Lebensreise trete ich nun abermals vor den dunkeln Schleier, und harre des Lichts;

wie gern spendete ich dir von dem, was mir drüben wird, aber von dem, was ich hienieden empfangen, darf ich einen Strahl in deine Seele fallen lassen, damit er ewig dein Inneres erleuchte und erfreue. Siehe, durch die große, in tausend feindliche Lager zerrissene Erde zieht sich ein unendlicher Lichtgürtel, in welchen alle Guten treten. In der Hand des einen Guten, die du hältst, hältst und bist du ein Glied dieser unendlichen Kette, du kennst ihren Anfang, aber ihr Ende nicht; fern in weiten Zonen lebt eine Seele, schlagen tausend Herzen, von denselben Wünschen bewegt wie du, und siehst du auch nie diese traulichen Züge, fühlst du auch nie diese Brust klopfen, so lange dein irdisches Auge das Licht trinkt — wo du auch stehst, ist heiliger Boden, und du kannst freudig ausrufen: Gott über mir und seine Engel, gute Menschen neben mir. Wenn du einsam durch fremde Städte und Dörfer wandelst, zage nicht, laß dein Herz dir sagen: hinter diesen Mauern, unter diesem Gewühle leben Menschen, die zum Guten streben, wie du; die dich lieben, wie deine Brüder, und du wirst fröhlich sein. Je höher du dich hinaufschwingst in dieser Allliebe, in dieser Allerkenntniß, je mehr du dich als Einzelnes und Ganzes fühlst, und dich wiederum als Allgemeines erkennst, als ein Splitter im großen Weltbau, als ein Stäubchen, das sich im Sonnenlicht bewegt, um so reiner und freier lebst und stirbst du in der Gottesnähe. Siehe, das Weltleben umstellen wollen nach eigenem Wunsch und Bedürfniß, es ist nicht möglich und wäre auch nicht gut. Siehe eine einzige Stadt: Jahrhunderte haben die Geschlechter

daran gebaut, Niemand kann mehr die Straßen nach einem logischen Plane anders fügen; man muß sich freuen, wenn durch eine neue Brücke, durch Hinwegräumung einzelner Häuser ein Durchgang geöffnet wird, der den Menschenverkehr erleichtert, und die neuen Anlagen müssen das Alte, scheinbar wirklich Entstandene, als planmäßig in ihren neuen Plan einordnen. So auch ist die ganze geschichtliche Welt.

Ach! die traurigste Erfahrung meines Lebens ist die, daß kein Mensch den andern versteht, daß kein Mensch dem andern Etwas geben kann, das er ganz so fasse und sich zu eigen mache wie es gegeben ist. Jeder nimmt nur das und behält nur das, wovon er schon hat. Sieh' die Menschenseelen, die eine ist Goldgrund, die andere grau, die dritte braun und so fort; willst du dasselbe Bild auf diesen verschiedenen Grund malen, mußt du die Farben immer anders mischen, anders vertheilen. Das ist Gerechtigkeit, das ist das Höchste. — Junger Freund, du kannst es noch nicht wissen, nimm es von mir an was es heißt, am Ende des Lebensganges die gefahrvollen Irrwege und kecken Aufstrebungen zu überschauen. Wie Manches, was man so schwer nahm, hätte sich leicht bewältigen lassen, und wie oft half nur Sorglosigkeit und Leichtsinn über Gefahren hinweg; aber Alles hat dich endlich zum Ziele geführt, und es ist gut so. — Ich möchte all den Gewinn meines Lebens wie ein geschliffenes Kleinod in das Silber des Worts fassen, und dir als Erbe, als schützenden Talisman den Zauberring hinterlassen, ich stürbe lieber, wenn ich wüßte, noch für einen Andern

Trost errungen zu haben, denn mein Leben war leider ein wirrer Zickzack, auf dem ich das Ziel fast verfehlte."

Ephraim nahm diese letzte Anrufung ruhig hin, aber als er allein war, sagte er zu sich: gerade wie der Rabbi Chananel in meiner Kindheit, will jetzt Emanuel die ausständige Schuld seines Lebenskampfes auf mich übertragen, daß ich sie einziehe. Ist das die gepriesene Glückseligkeit der Wissenden, daß sie am Ende ihrer Tage sich mit dem Fortleben ihres Gedankens in dem Jenseits eines andern Menschen begnügen müssen? Ich will mich nicht so vom Leben betrügen lassen, um am Ende meines Daseins in einem Andern Trost zu suchen, ich will für mich selbst genießen, für mich selber leben und sterben.

Nach einer durchschwärmten Nacht saß Ephraim einst schlaftrunken auf dem Comtor, Veitel trat freundlich zu ihm und nahm ihn mit sich in das innere Stübchen, wo er vornehme Fremde zu empfangen pflegte.

„Ich muß endlich mit der Sprache heraus," begann er hier, „ich habe immer gewartet, bis du anfangen wirst, aber bei dir geht's wie bei jenem Kranken, der am Sterben gelegen ist und dem sein Sohn zugerufen hat: Vater wart' bis der Doktor kommt. — Ich kann nicht warten. Also frei von der Leber weg: der Maier Baschwitz aus Frankfurt a. d. O. ist hier und hat wegen meiner Zerline anfragen lassen, er ist eine herrliche Partie; der Itzig und der Sußmann hier gäben ihm Jeder gern drei Töchter für eine, ich schnaufe aber nicht; bis du mir gesagt hast, ob du sie willst oder nicht; ich habe noch Niemand meine Tochter auf den Teller

gelegt, aber bei dir mache ich eine Ausnahme, also besinne dich, oder sag' mir lieber gleich heraus: Ja oder Nein, franchement."

„Ich heirathe nie, und wüßte auch nicht, ob Zerline mit mir glücklich würde."

„Was das letzte betrifft, das sind Narrenpossen. Warum sollt ihr nicht glücklich werden? Du hast ein schönes Vermögen, und mit Gottes Hülfe mein Zerlinchen auch; aber ich will dich nicht zwingen und nicht überreden, warum? Deine Bücher sind gescheiter als ich und noch hundert andere erfahrene Männer. Bei dir trifft aber das Sprüchwort doppelt: du issest Fasanen und ächzest dabei, du hast was du willst und bist doch immer mißvergnügt — mir steht der Verstand still."

„Ich kann Zerline nicht heirathen," erwiderte Ephraim.

„Warum nicht?"

„Weil ich sie nicht liebe."

„Junge, bist du beim Theater? Von Komödianten auf dem Theater hört man solche Redensarten, aber nicht von ordentlichen Leuten."

„Ich will für mich allein leben."

„Für dich allein?" fragte Veitel kopfschüttelnd; „der Trevirano hat doch vielleicht Recht; ich sage dir, der Mensch meint's nicht gut mit dir, du bist kein Menschenkenner und wirst dein Lebtag Keiner werden."

„Verheirathen Sie Zerline, ich gratulire," sagte Ephraim unwillig, und ging an seine Arbeit. Er wußte nicht, was sein Oheim mit der Erwähnung Trevirano's

andeutete, aber er wollte seinen Freund nicht kränken, indem er einen Dritten über ihn befragte. Wie er vom Freunde eine Anschauung seiner selbst forderte, wie sie kein Anderer innehaben konnte, so wollte er auch das Gleiche dafür einsetzen und jede fremde Einrede abwehren. Den Vorwurf, daß es ihm an Menschenkenntniß fehle, glaubte er nicht zu verdienen, und gewissermaßen mit Recht; sein ganzes Dichten und Trachten ging ja dahin, das menschliche Herz mit seinem vielverzweigten Geäder genau zu erforschen, darum ließ er auch sein eigenes Seelenleben sich stets zwischen allseitig aufgestellten Reflexionsspiegeln bewegen, darum lauerte er ja selbstquälerisch auf jede unmittelbare Regung, und nun kam die lebensgewandte Nüchternheit und brüstete sich ihm gegenüber mit eingeübtem Augenmaß und mit allen jenen Vortheilen, die sich nur thatsächlich erhärten, nicht aber aus innerer Folgerichtigkeit beweisen lassen.

Ist aber der Forscher in den Tiefen des Menschengeistes nicht eben dadurch der Einzelerscheinung gegenüber der Täuschung mehr ausgesetzt, weil er für Handlungen und Charaktere nach Grundzügen sucht und Prinzipien feststellt, wo in der Regel nur zusammenhangloses Belieben sich darstellt?

Ephraim, der der erfahrungsstolzen Menschenkennerei gegenüber sich heftig abwehrend geberdete, verzweifelte doch innerlich, daß er je einen Menschen in seinem innersten Wesen zu erkennen vermöge, denn er war an jenem Punkt angelangt, wo man das, was sich als einfaches Element darstellt, noch mit der Frage betrachtet, ob nicht dennoch eine vielfache Zusammensetzung darin vorwalte.

Er wollte von jeder Thatsache, jeder Empfindung, die Vielfältigkeit ihrer Ursachen ergründen, wie jeder einheitlich sich darstellende Baumstamm doch auf vielverzweigtem Wurzelgeäste ruht und sich daraus nährt.

Das Schicksal hatte Ephraim in eine Lebensstellung versetzt, in der ihm alle feste Gewohnheit des Lebens, aller Bestand der Ueberlieferung, flüssig und in chaotischer Auflösung erschien; zwei Wege standen ihm offen, entweder in harmlosem Leichtsinn sich an einem begrenzten Dasein zu begnügen, oder hindurchzudringen durch die Wirrnisse des Denkens bis da, wo das schöpferische Werde sich im eigenen Geiste offenbart und die Welt sich neu gestaltet. Er konnte zu dem Einen sich nicht bequemen und das Andere nicht fassen.

Oft gedachte er umzukehren und sich des gegebenen Lebens zu freuen wie Tausende um ihn her, aber er konnte nicht mehr.

Zerline konnte er nicht heirathen, sie war ja die Vertraute seiner Liebe zu Recha. Wie hätte er je ohne Erröthen ihr liebend nahen, ein Liebeswort mit ihr wechseln können, da sie wußte, wie sein Herz einer Andern gehörte; oder sollte er eine Gattin ohne Liebe besitzen? Lieber wollte er untilgbaren Schmerz und gewissen Untergang auf sich nehmen.

Wenige Tage nach jenem Gespräch mit Veitel war Zerline die Braut des Maier Baschwitz; Mendel Felluhzer, der uns wohl erinnerliche, war auch hier der geschäftige Unterhändler gewesen.

„Schlag auf Schlag," sagte Veitel zu seinem Neffen, den er eines Morgens ganz früh zu sich hatte rufen

lassen, „den Emanuel hat noch zum Ueberfluß der Schlag gerührt, und den Trevirano sollte der Schlag rühren, wo er auch ist; er hat mir einen Wechsel von dreitausend Thalern, den er zum Incasso hatte, behalten und hat sich aus dem Staub gemacht; ist er dir auch Geld schuldig, der Lump?"

„Ja wohl, über tausend Thaler."

„Laß dir sie wechseln. Ich habe dich genug gewarnt, ich habe von einem deiner lustigen Kameraden gehört, daß Trevirano mehrmals öffentlich gesagt hat, er gehe nur deßhalb so vertraut mit dir um, weil du für seine lustigen Streiche mit Geld herhalten kannst. Wenn aber dein Geldbeutel so die Schwindsucht hat, kannst du dein Projekt nicht ausführen, da du nach Trevirano's Aussage ja eine eigene Fabrik gründen willst; es wird dich nichts nützen, daß du die Geheimnisse meiner Gold- und Silbermanufaktur an einen neuen Associé verrathen willst."

„Sie sind ja ein so großer Menschenkenner, was Sie glauben, muß wahr seyn," antwortete Ephraim, und ging hinauf zu Emanuel.

Todesstille herrschte hier in dem spärlich erhellten Zimmer, nur ein leises Aechzen war von Zeit zu Zeit hörbar, der finstere Mann in dem grauen Militärmantel saß am Bett und hielt die Hand seines Freundes. Emanuel reckte mit aller Macht seinen Kopf empor, seine Zunge war gelähmt, seine Hände versagten ihm den Dienst. Der Freund schien den Wunsch des Kranken an der Richtung seiner Augen abzulesen, er nahm die Geige von der Wand und spielte ein sanftes Adagio,

es waren die langgezogenen Töne einer Kirchenmelodie, nur freudiger, männlicher; Emanuel schien diese Melodie zu kennen, er dankte seinem Freunde durch mehrmaliges Winken mit den Augenlidern, ein glorienhaft durchsichtiger Schimmer schwebte auf dem Antlitz Emanuels, immer sanfter, immer zitternder klangen die Töne der Geige, bald aber auch strebten sie stürmisch und jauchzend hinan bis zum Himmelszelt, der Kranke athmete rascher, da riß plötzlich ein Fensterladen auf. „Licht! Licht!“ schrie Emanuel mit letzter Kraft, er griff sich mit beiden Händen nach den Augen, noch immer klangen die Töne, die Sonne leuchtete hell herein, aber auf den Wogen der Melodie war Emanuel vom Lichte hinangezogen worden zu seinem Urquell.

„Der glücklichste Tag seines Lebens war der, an dem er starb,“ sagte der Finstere, drückte Emanuel die Augen zu und ging ....

Die jüdischen Glaubensrichter wollten den Freimaurer Emanuel in den Verbrecherwinkel einscharren, weil er nur alle Jahre Einmal in die Synagoge gekommen, und ohne Zuziehung der „heiligen Genossenschaft“ gestorben war; der Einfluß Mendelssohns und seiner Freunde vereitelte jedoch solches Todtengericht.

Erst am Grabe Emanuels erkannte Ephraim wieder, was er an ihm verloren hatte. Hier unter den Grabhügeln überkam ihn ein eisiger Schauer in dem Gedanken, daß dies das Ende des Lebens. Bleich und schmerzvoll erhob sich die Erinnerung an eine andere Entschwundene, auf deren Grab keine Thräne fiel und

keine Blume sproßte: Mathilde war versunken wie Ephraims vergangenes Leben, spurlos noch im Tode.

Und eine Trauerklage voll unergründlichen Schmerzes bebte in seiner Seele: wie zerfällt das Leben und sinkt dahin, in uns und in anderen, die für uns lebten. Wer kann alle Kraft zusammenhalten und sie tragen und hegen bis an's Ende?

Er richtete sich endlich in dem Gedanken auf, sich fortan nicht mehr willenlos vom Schicksal treiben zu lassen. Noch war ihm eine Spanne Zeit gegeben.

Der Aufenthalt in Berlin wurde ihm täglich drückender, alle Bande, die ihn hier festgehalten, waren abgeschnitten und flatterten frei in der Luft, dazu kam der Betrug Trevirano's und besonders das ungerechte Mißtrauen seines Oheims, das er, um eine stachelnde Veranlassung zu haben, gern greller ausmalte, indem er jede Entschuldigung von sich wies; er wollte sich mit aller Macht in's Leben stürzen; aber wo bietet das Leben die sichtbaren Handhaben, daß du sie fassen und in erregter Lebendigkeit alle deine Kraft als Hebel daran setzen kannst? Ueberall nichts als stille, geregelte Thätigkeit, Studiren, Arbeiten; nur im Krieger- und Seeleben mag die Vollkraft des Daseins sein, das Leben stündlich einsetzen, heißt es stündlich ganz leben; wie aber füllen sich die dazwischen liegenden öden Zeiten aus?

Und immer wieder lag das ganze Treiben der Welt chaotisch vor seinen Augen.

Ephraim beschloß zu reisen. Von Stadt zu Stadt wandernd, glaubte er die ruhelose Sehnsucht, die er als die Quelle alles seines Unglücks ansah, in sich

beschwichtigen zu können; dann glaubte er wieder, aus der häßlichen Verpuppung, in die er sich eingesponnen, würde er rein und neugeschaffen auferstehen, ein großes Gedicht, ein erlösendes Lied schlummere in seiner Seele und könne erst in der Freiheit sich herausringen; wie freute er sich mit den Tausenden nach ihm, die sich in die Schmerzen und Wonnen seines Lebens und Dichtens mit ihm versenkten!

Nichts war ihm geblieben als seine Bücher und seine Schwester Veilchen; diese besuchte er wieder öfter, sie bedurfte seines Trostes sehr, denn sie war an das Siechbette ihres kränkelnden Gatten gebannt.

„O Gott!“ sagte sie einst, als ihr Bruder von den Wonnen seiner Reise sprach, „ach, könnt' ich mit dir reisen, und hätt' ich Flügel, daß ich fortfliegen könnte, weit weg, ich weiß nicht, wohin; ach Gott, verzeih mir's, ich bin eine schlechte Person, ich vergesse ganz, daß ich einen kranken Mann und Pflichten habe.“

Veilchen war tief unglücklich, ihr Gatte kränkelte; sie fand eine Beruhigung in der sorgsamen Pflege, die sie ihm angedeihen ließ, und sie war darin unablässig und voll unzerstörbarer Geduld, indem sie damit auch eine Sühne üben wollte, weil ihr innerstes Denken und Empfinden nicht ganz und allein ihrem Manne angehört hatte. Herz Helft, der die stille Hoheit seiner Frau erkannte, nahm jetzt und zu spät das reiche allzeit übersehene Glück seines Lebens wahr, ein verschütteter Geist stieg in ihm auf, und am Ende ihrer gemeinsamen Tage lernten sich die Gatten erst lieben.

Veilchen bat ihren Bruder, nur noch diesen Winter

bei ihr zu bleiben, sie wollten sich recht innig lieben und einander das Leben versüßen; Ephraim aber fürchtete sich vor seinem eigenen Wankelmuthe, daß er später den Muth nicht mehr haben könnte, die Reise auszuführen. Als er jedoch von Veilchen Abschied nahm, konnte er sich der Thränen nicht erwehren; sie schlang ihre Arme um seinen Hals und klammerte ihre Hände in einander, und wollte ihn gar nicht lassen.

Erst als er wieder auf seiner Stube war, konnte er sich aus seiner weichen Stimmung ermannen. Das gelang ihm aber erst durch seinen Oheim Veitel, der nochmals zu ihm kam, und ihn zum Verbleiben bereden wollte. Anfangs bekundete Veitel eine nicht vermuthete Weichheit und Familienanhänglichkeit; als diese aber wirkungslos blieb, sagte er: „Du willst reisen, du meinst, ich verstehe nicht, was dich quält, aber ich sage dir, wer nicht an jedem Orte glücklich sein kann, ist es nirgends. Ja, lach' nur, du hast einen heißen Kopf, es nutzt dir nichts, daß du das Kissen wendest, du hast nichts davon als den Schmerz, daß du dich heben mußtest. Drum bleib' da, ich halt' dir den Kopf."

Nicht einmal der Trost, daß er mit Abscheu von seinem Oheim gehen könne, blieb Ephraim, und doch beharrte er bei seinem Entschuß.

Nun ging's an das Büchereinpacken. Zuerst nahm er die Bibel und legte sie mit stiller Andacht in den großen Koffer, sie sollte das Bretterhaus weihen, in das er seine Freunde schloß, eine Auswahl der Griechen, Römer, Italiener, Deutschen ꝛc. sollte ihn begleiten. Je mehr und je länger er aber wählte, um so

ungerechter däuchte es ihn, dieses oder jenes Buch zurückzulassen. War nicht da und dort eine Stelle, die ihn so oft getröstet, erfreut, erhoben, und diese sollten nicht die Fracht werth sein, ihn nicht überall begleiten dürfen? — So füllten sich nach und nach zwei große Koffer mit seiner Bibliothek, und sein Herz war erleichtert.

Als man in dem gewohnten Berliner Kreise von dem Büchergeleite Ephraims sprach, sagte Abraham Diogenes: „Er hat es nicht zu einer eigenen Menage bringen können, nun reist er mit einer Büchermenagerie."

Man lachte, und mit diesem Witzwort war Ephraim aus dem Gedanken der Menschen, in die er sich eingelebt zu haben glaubte, entlassen.

21. Dame Aventüre.

Die Wechselwirkung, in welcher die Ereignisse oft räthselhaft erscheinende Gestalten auftauchen lassen, oder diese die Ereignisse erzeugen und bestimmen, ist schwer zu erklären.

Wir sind in der Zeit, wo kecke Abenteurer von Hof zu Hof wanderten, nach Genuß und Reichthum jagten. Das ganze Leben der oberen Schichten gefiel sich im Maskenspiel. Auch Ephraim nahm Theil daran.

Vor dem Gasthof einer mitteldeutschen Residenz stieg ein hagerer Mann aus einer wohlbepackten Kutsche; als er den Pelzmantel ablegte, konnte man seinen Anzug genauer betrachten: in der feingekräuselten Perücke glitzerten Reifperlen, auf dem blassen Antlitz schwebte Miß-

muth oder vornehme Langeweile, der Fremde hatte Mühe sich seinen Cavaliersdegen umzuhäkeln, man wußte nicht, ob er an den Fingern fror, oder ob ihm diese Tracht ungewohnt war; in der That aber war es letzteres, denn Niemand anders als Ephraim war dieser Cavalier. Er war schwer zu erkennen, und doch war er kaum in die Wirthsstube getreten, als ihm ein Bekannter voll Verwunderung entgegentrat: es war der vielerfahrene Chevalier de Seingalt, den er in Gesellschaft der italienischen Sänger in Berlin kennen gelernt. Ephraim zog ihn an ein Fenster und vertraute ihm, daß er zu reisen gedenke, daß er aber nicht an jedem Grenzpfahl erschrecken wollte, der ihn an die Entrichtung des Judenzolls und die damit verbundenen Widerwärtigkeiten mahne, er wolle einmal die Welt frei und ungetrübt anschauen; durch eine nicht unbeträchtliche Summe habe er daher von einem jungen Polizeibeamten, den er ebenfalls in jener lustigen Schauspielergesellschaft kennen gelernt, diesen Paß erhalten. Er zeigte nun den Paß, in dem er als Cesare, Marchese di Tornicola aus Macerate genau signalisirt war. Der Chevalier war hocherfreut und versprach Ephraim bei Hofe vorzustellen.

Ephraim mußte dieses Anerbieten annehmen und doch konnte er sich einer innern Verdrossenheit dabei nicht erwehren. Er hatte frei und ungebunden sich die Welt ansehen wollen, und hatte nun die Kraft nicht, der Entschiedenheit und Ueberredungskunst des Chevaliers zu widerstehen; er sah sich an einen Menschen gefesselt, der vielleicht ein Abenteurer sein konnte; sogar vor dem Mohren des Chevaliers hatte er ein unerklär-

liches Grauen. Die Unterhaltung gerieth jedoch bald in leichtern Fluß, und Ephraim, der stets innerlich lebte, und sich mit seinen Seelenzuständen herumstritt, weihte den Chevalier, fast ohne daß er's wollte, in sein Denken und Empfinden ein.

„Was reden Sie immer von der ausgestorbenen Liebe?" sagte der Chevalier einmal, „bei der Liebe besonders muß der Spruch gelten: le Roi est mort, vive le roi!"

An einer Marmorsäule in dem großen Saale der Residenz stand ein Kreuzritter, die Arme auf der Brust über einander geschlagen, und starrte hinein in den Mummenschanz, der, von tausend Lichtern beschienen, sich um ihn her tummelte. Ephraim fing an, seine Schicksale als eine poetische Verwicklung zu betrachten, und steigerte sie noch durch eine ironische Färbung, die ihm einen gewissen innern Triumph verschaffte. Das war ein lustiges Tollen und Treiben, hier und dort schoß eine Gruppe an und krystallisirte sich immer mannigfaltiger; die mit Edelsteinen reich besetzten spanischen und türkischen Trachten spiegelten die tausend Lichter in buntem Glitzern zurück, Arlequine sprangen lustig umher und pritschten darauf; die Stimmen klangen hohl und grell unter den Masken hervor. Ephraim gab sich unwillkürlich der phantastischen Ausmalung hin, wie es wäre, wenn unter diesen bunten Kleidern nichts als Gespenster steckten; aber nach und nach ward ihm dieser Gedanke zuwider, denn nur im Aussprechen gegen Andere verliert das Heraufbeschwören des Grauenhaften das Schauerliche; im Alleindenken, ohne ablenkende

Gegenrede bleibt es ein unheimlicher Dämon, der immer wieder heranschleicht. Ephraim schrack heftig zusammen, als ihn zum Erstenmal eine Maske anredete; dies Gefühl, mit Jemand in Beziehung gesetzt zu werden, der sich auf unsichtbarem Standpunkte befindet, machte ihn fast zittern; er vergaß in diesem Augenblick, daß er selbst verlarvt war. Mehrere Masken redeten ihn deutsch an, Ephraim antwortete italienisch, daß er ihre Sprache nicht verstünde; Alles lachte, nun wurde er nach seiner letzten Geliebten gefragt, in welchem Herzen er nun seine Residenz aufschlagen werde, und wurden ihm andere Schlingen gelegt. Ephraim bemerkte, daß die Fragenden trotz aller Maskenfreiheit eine ehrerbietige Haltung bewahrten, plötzlich steckten sie aber die Köpfe zusammen und verschwanden. Er nahm wieder seine feste Stellung ein, das ganze Intermezzo schien ihm sonderbar, als der Chevalier zu ihm trat und ihm erzählte, er habe einige Zeit für den Fürsten gegolten. Der Chevalier konnte es wohl am besten erzählen, denn er war es, der einer Freundin das Geheimniß vertraute, daß der Fürst als Kreuzritter bereits auf dem Ball wäre; in zehn Minuten hatte es sich als Geheimniß unter der Hälfte der Anwesenden verbreitet. Durch ein Gedränge, das plötzlich entstand, ward Ephraim von dem Chevalier getrennt: ein griechischer Götterzug drängte sich heran, Musik und tanzende Genien, in leichte Flore gehüllt, gingen voran, darauf schritt gewaltig und stark der mächtige Zeus einher, um sein Haupt flossen die ambrosischen Locken, Hebe und Ganymed, zwei lockende Mädchengestalten folgten ihm, und dann der göttliche

Reigen der Olympier, überall trat die natürliche Formenfülle ungehindert und frei zwischen dem leichten Flor hervor.

Was sich seine kühnste Phantasie ausmalte, sah Ephraim hier in glänzender Frische vor sich erscheinen. Das ist die volle Lust des Daseins! jauchzte es in ihm, und alles Andere ist nichts als ein lebendig Begrabensein. — Und doch konnte er nicht widerstehen, mitten unter der rauschenden Musik, unter Flimmern und Glitzern, sich einen Augenblick hinaus zu versetzen in die andere entlegene und eng umgrenzte Welt; er versetzte sich in die dunkle Kammer zu Rabbi Chananel, er arbeitete auf dem Comptoir, er saß bei dem alten Emanuel auf seinem Zimmer, er saß neben seiner Schwester am Krankenbette ihres Mannes, er philosophirte mit Mendelssohn ... sein ganzes Leben und das aller seiner Bekannten wollte er in Einen Gedanken zusammendrängen, um einen Höhepunkt für den jetzigen Augenblick zu gewinnen; zu viel und vielerlei wälzte sich auf ihn heran, er mußte schnell die Augen aufschlagen, um der Gedanken los zu werden. Da sah er wieder all die Pracht und das bunte Getümmel — doch plötzlich zitterte er am ganzen Leibe, er zerknitterte den Mantel in der Hand und konnte sich nicht von der Stelle bewegen, dort sah er die Gestalt seines Vaters heranschleichen, das war der röthliche Frackrock, der dreieckige Hut mit der weißen Zipfelkappe darunter, die schwarz sammtnen Beinkleider, die weißen Strümpfe, die Schnallenschuhe; die Gestalt schien Jemand zu suchen und schritt jetzt gerade auf Ephraim los: „Massel tov, Rabbi Ephraim! [1]

[1] Ich gratulire, Herr.

Beim Spiel, beim Becher und Streit,
Sieht man, was ein Freund bedeut'." [1]

Ephraim konnte nicht antworten, die Kehle war ihm wie zugeschnürt, und plötzlich, wie die Erscheinung gekommen, war sie auch wieder verschwunden. Das Zeichen zur Maskenabnahme ward gegeben, der Chevalier trat zu Ephraim, faßte ihn unter den Arm und führte ihn an das andere Ende des Saales. In einer Loge unweit der des Fürsten saß Luna, eine gedrungene Gestalt von üppiger Formenfülle. Der Chevalier führte unsern Freund näher, und stellte ihn der Gräfin Aurora v. D. vor.

Ephraim erhielt seinen Sitz neben der Gräfin, sie erschien ihm nicht mehr so jung als sie ihm Anfangs gedäucht hatte, aber die heiter spielende Anmuth und feine Lebendigkeit ihres Geistes verfehlte ihren Zauber nicht.

Die Voraussetzung weltmännischer Gewandtheit, die Ephraim entgegengebracht wurde, lieh ihm dieselbe theilweise, und er ließ sich's gefallen, daß die Gräfin das, was er mit zagender Lippe in Worte faßte, als sinnreiche Galanterie hinnahm; sie fand es „allerliebst," daß ein so gewiegter Weltmann sich die Maske eines blöden überschwenglichen Jünglings so geschickt aneignen konnte; diese Taktik war ihr neu und unterhaltend, sie hatte schnell einige Reminiscenzen aus dem schäferlichen Hofleben der vergangenen Periode zur Hand und ging so mit Leichtigkeit auf den Ton Ephraims ein.

[1] Ein Spruch der Rabbinen.

Dieser war ganz bezaubert von solcher neuen Lebenserfassung, die es als selbstverständlich annimmt, daß Alles nur Spiel und Scherz ist, und aus Höflichkeit sich eine Weile die Miene giebt, an Etwas zu glauben.

Er erinnerte sich, daß ihm einst Mathilde prophezeit hatte, Luna würde ihn zu ihrem Endymion erkiesen, er erblaßte bei dieser Erinnerung; aber schnell folgte er wieder einem neuen Gedanken auf der lockenden Fährte: wie ungerecht, dachte er, sind wir in den niedern Lebensregionen gegen die höheren. Wir vergelten Vorurtheil mit Vorurtheil, und wähnen, unter diesen glänzenden Gewändern schlügen keine Herzen, so rein und edel wie in uns; die glänzende Form macht uns irre, daß wir nur überall die Form und nichts als sie schauen. Ist es aber nicht besser, die reife Frucht vom Baume des Lebens aus goldener Schale zu kosten, als sie mühsam aus dem Staube aufzulesen? Reichthum und Macht sind die schönsten, wenn auch nicht die höchsten Güter der Erde. Die Gräfin fragte nach dieser Gedankenpause Ephraim nach seinem Aufenthalt in Madrid und am Berliner Hofe, von welchem der Chevalier ihr berichtet hatte. Die Schweißtropfen standen ihm auf der Stirn, als er hiervon erzählen mußte; er warf über seinen Aufenthalt in Madrid einen abenteuerlichen Schleier und ging zu dem Berliner Hof über, von dem er mehr Einzelheiten kannte. Er verwünschte im Innern den Chevalier, der ihn in diese Verlegenheit gesetzt hatte, und konnte ihm doch nicht zürnen, denn war nicht sein ganzes jetziges Leben eine fortgesetzte Lüge?

Am meisten indeß peinigte es ihn, daß er immer mehr einsah, wie er so ganz in die Hand des Chevalier gegeben war, der ihn nach Laune am Faden seiner Gunst aufrecht erhalten oder fallen lassen konnte; die Erscheinung seines Vaters schwirrte ihm bisweilen auch noch vor der Erinnerung, aber ein Blick auf die Gräfin und ihr freundliches Lächeln verscheuchte alle Pein.

Der Ball war zu Ende. Auf der Treppe harrte der Chevalier, sie fuhren nach dem Gasthof. Ein Trupp junger Hofcavaliere und Gardeoffiziere, die ebenfalls vom Ball kamen, versammelte sich noch hier; man rückte zusammen, man spielte, der Chevalier hielt Bank, er taillirte mit Gewandtheit und launiger Grazie, so daß man es wohl merken konnte, er müsse sich hierin schon oft versucht haben. Mit gleichgültiger Laune pointirte Ephraim, doch als er fünfzig Dukaten verloren hatte, zog er sich zurück; der Chevalier bot ihm seine Börse an und drang sie ihm fast auf, aber Ephraim war noch Kaufmann genug, um den Werth des Goldes zu kennen, er lehnte das Anerbieten bescheiden ab, und zog sich in eine Ecke zurück. Ephraim merkte es in seiner Arglosigkeit lange nicht, daß ihn ein junger Offizier mit artigen Neckereien verhöhnte, bis der Chevalier herzutrat; er machte dem Verspotteten kenntlich, um was es sich handle, und als dieser noch immer nicht darauf eingehen wollte, nahm der Chevalier im Namen seines Landsmannes eine Ausforderung an.

Der Chevalier blieb bei Ephraim auf dem Zimmer, der Tag graute schon.

„In einer Stunde," sagte der Chevalier, „müssen Sie sich schießen. Sie haben die Wahl der Waffen, Sie wählen Pistolen, dadurch sind Sie Ihrem Gegner gleich, Sie stellen den rechten Fuß, richten die Fußspitze schnurgerade auf Ihren Gegner, halten das Pistol hart an den Schenkel, ziehen es dann gerade und ohne Zittern herauf bis in die Brusthöhe Ihres Gegners, sehen Sie, so, vertrauen Sie mir, ich habe oft gegen eine Messerschneide geschossen und die Kugel mitten durchgeschnitten. Bei dem ersten Appell brennen Sie los. Sie thun dem guten Jungen und seinem Oheim, dem alten Baron von O., einen Gefallen, wenn Sie ihn von seinen Gläubigern erlösen."

„Ich kann mich nicht mit ihm schießen, denn wir setzen nicht das Gleiche ein," entgegnete Ephraim, „ich biete nichts als ein Leben, das mir zur Last ist, ich danke dem, der mir's abnimmt; vor ihm liegt eine hoffnungsreiche Zukunft, seine Raufluft ist nur Folge seines frischen Lebensmuthes, ich vergebe ihm, ich kann mich nicht mit ihm schießen." Der Chevalier sah hierin nur eine feige Ausflucht, und voll Zornes rief er:

„Sie müssen sich mit ihm schießen, ich sage, Sie müssen; es bliebe Ihnen nur der Ausweg, schnell die Flucht zu ergreifen, aber das sage ich Ihnen: Sie kommen nicht lebendig über diese Schwelle, denn eher steche ich Sie nieder, mein Ruf steht auf dem Spiele, wenn Sie, den ich hier eingeführt, die feige Flucht ergreifen; ich habe ohnedies schon zu viel mit Ihnen gewagt." —

Ehe der Chevalier und Ephraim in den Wagen

stiegen, ließ sich Ersterer von dem Mohren Mulei einige Tropfen Naphtha auf Zucker reichen, auch Ephraim mußte solche nehmen. Der Morgen war hell, die Kälte schneidend, als man zum Thor hinausfuhr, am Saume eines Waldes wurde angehalten, man stieg aus, Mulei trug die Waffen nach. Ephraim glaubte den Mohren eine jüdische Synagogenmelodie singen zu hören, er mußte über sich lachen, daß er noch am hellen Tage Gespenster sah: er dachte die Melodien der Mohren und der Juden müßten Aehnlichkeit haben.

Man fand den Gegner mit seinem Sekundanten schon auf dem Platz, man begrüßte sich mit stiller Verbeugung, die beiden Sekundanten maßen die Schußweite ab; der Chevalier ließ einen Mantel auf dem Schnee ausbreiten und legte zwei geladene Pistolen über's Kreuz darauf, er bat den Gegner, sich eine davon zu wählen. Ephraim stand indeß in Gedanken versunken, er dachte sich wieder plötzlich in die stille Kammer zurück, wo er bei dem Rabbi gesessen, und von all' dem Leben da draußen nichts gewußt hatte. Was würde der Rabbi denken, wenn er ihn jetzt hier sehe! Mit ironischem Lächeln sah er auf, als ihn der Chevalier aufforderte, sich bereit zu halten; der Gegner, dies Lächeln für Spott erachtend, warf schnell das Collet ab, und stand im bloßen Hemde da, unser Freund mußte gleichfalls seinen Rock ausziehen. — Jeder faßte ein Pistol, Mulei tritt hinzu und schüttet Pulver auf, die Sekundanten führen die Gegner auf ihre Stelle, sie treten zur Seite; Ephraim hielt sich in sich fest und kniff die Zähne übereinander, daß man sein Zittern nicht

bemerken sollte, auf ein Zeichen der Sekundanten drückte er zuerst los und im Nu darauf der Gegner. Niemand war getroffen. Mit erstaunlicher Schnelligkeit hatte Mulei abermals geladen, und abermals traf kein Schuß. Zum Drittenmal hielten die Kämpfer die Pistolen in der Hand, Ephraim feuerte, aber wiederum fehl, dem Gegner versagte das Pistol; er fluchte über den vermaledeiten Mohren, der ihm kein Pulver aufgeschüttet; Ephraim mußte nun hier harren, bis Alles wieder in Ordnung war, da fühlte er plötzlich die Kugel des Gegners, er griff sich nach dem Kopfe, eine Locke war ihm weggesengt. —

Die beiden Gegner traten nun auf einander zu und reichten sich die Hand zur Versöhnung, der Chevalier umarmte Ephraim. „Nun sind Sie in allen Ehren ein Cavalier comme il faut," sagte er ihm leise. Ephraim glaubte noch zu hören wie Mulei beim Einpacken vor sich hinbrummte: „Ich hätte nicht geglaubt, daß die Fechtschule zu Breslau so gute Schüler ausstellt." Der Schwarze wurde immer räthselhafter, und sonderbar! an die silbernen Ohrringe Mulei's glaubte Ephraim Vermuthungen knüpfen zu können.

Bei dem bestellten Imbiß hielt sich Ephraim nicht lange auf, er bedurfte des Schlafes; er war nun plötzlich so vornehm geworden, daß er die Zeit auf den Kopf stellte, die Nacht zum Tage und den Tag zur Nacht umwandelte.

Eine Erinnerung hielt Ephraim stets von dem letzten Abenteuer fest, er hatte dem Tode wirklich und wahrhaft in's Antlitz geschaut, und keine Furcht in sich

verspürt; zwar gestand er sich, daß es fast nur Gleichgiltigkeit gegen das Leben war, was ihm dem Kampfesmuth lieh, wer mag indeß bestimmen, wie viele gepriesene Heldenthaten unter derselben Rüstung vollbracht wurden? Immerhin mochte er sich also die Zuversicht daraus schöpfen, daß er für ein edles Ziel freudig in den Tod gehen könne.

Des andern Tages fuhr er zur Gräfin Aurora. Sie befand sich noch im Bade, hatte indeß den Auftrag gegeben, daß, wenn der Marchese di Tornicola käme, er eine Weile im Empfangssaale warten möge. Voltaire's Candide lag an einer besonders anziehenden Stelle aufgeschlagen auf dem Tische. Ephraim durfte dies als eine offene Ansprache betrachten, er las und sein Athem zitterte. Bald wurde der Marchese in ein inneres Kabinet geführt, die Gräfin entschuldigte sich wegen des Wartens, sie habe sich aber das Vergnügen nicht versagen können, ihren tapfern Ritter jetzt zu sprechen. Sie war überaus liebreich.

Tage des heitersten Genusses verlebte unser Marquis, er war der ausschließlich sogenannten Gesellschaft willkommen, denn er hatte den Ehrenhandel — wie man die Sache nannte — so ritterlich ausgefochten. In der Gesellschaft traf er die Gräfin stets, aber nach ihrer klugen Instruktion durfte er sich hier nur wenig mit ihr unterhalten.

Eine solenne Saujagd wurde vom Hofe veranstaltet, mehrere Hundert leibeigene Bauern mußten bei der grimmen Kälte in ihren leinenen Kitteln umherspringen, um den hohen Herrschaften das Wild vor

den Stand zu treiben; unser Marquis zog sich unter dem Vorwand eines Unwohlseins zurück, er hatte nie zu Pferde gesessen und verstand nichts vom edeln Waidwerk.

Nach und nach begann ihm indeß auch diese Lebensweise schon zuwider zu werden. An ein Leben mit stetiger Thätigkeit gewöhnt, sah er in dieser neuen Lebensweise immer nur die Vorbereitungen zu Festen und Genüssen, und diese Vergnügungsbeschäftigung konnte ihn nicht wach erhalten. Sogar die Dichtung verließ ihn, die Stoffe, die um ihn her lagen, konnte er nicht bewältigen und verarbeiten, er war zu plötzlich aus seiner kleinen in diese große Welt hineingeschleudert worden. Ein sonderbares Gemisch von Lebensliebe und Lebensverachtung gährte in ihm. „Welch ein armseliges Ding," sagte er einmal zu dem Chevalier, „ist doch das Leben und Mühen der Menschen! All das Musikgeklimper, Jagdhalloh, die Tanzsprünge und das Hazardiren mit Geld und Leben ist nichts als eine Betäubung für das schreiende Bewußtsein, daß man in jedem Augenblick stirbt; man will den Todeswurm nicht hören und sehen, der im Stillen pickt. Was heißt am Ende: die Menschen befreien? Ihnen die Freiheit geben, fröhlicher zu sterben. Man sollte entweder an der Scholle haften, oder den ganzen Umkreis der Erde schauen, kennen, genießen, ehe man davon scheiden muß. Noch mehr, man sollte entweder ewig oder gar nicht leben."

„Ich habe vieler Menschen Städte und Länder gesehen," erwiderte der Chevalier, „aber Sie bleiben mir

ein Räthsel, ich glaube, Sie reflectiren, wenn Sie das Fleisch im Munde haben, noch, ob es recht und dem Menschen erlaubt ist, ein Rebhuhn zu schießen, und ob es nicht besser wäre, wenn man ohne Speisen leben könnte. Ich sage Ihnen, kauen Sie zu, denn es bietet sich Ihnen gesundes wildes Fleisch. Ich denke fast nie oder selten an den Tod; ist abgespeist, dann wischt man sich den Mund. Giebt's aber noch eine Soiree bei anderem Licht, so bin ich lieber bei Seiner Majestät von Gottes Ungnaden, König der Unterwelt: da ist die feinste Gesellschaft, die schönsten Weiber, die lustigsten Pfaffen, da muß es paradiesisch amüsant, bei den Betschwestern und Heiligen im Paradiese muß es höllisch langweilig sein."

Das Gespräch wurde nicht fortgesetzt, denn unser Marquis merkte bald, wie der Chevalier so zu sagen kein Organ für diese Art Erörterung hatte; er war gewohnt, den perlenden Schaum vom Liebeskelche zu schlürfen, ohne viel zu grübeln und zu sinnen, darin wollte es ihm unser Marquis auch nachthun.

Die rosenfingerige Göttin Aurora bot ihm die Hand zu diesem Aufschwunge. Die Huld der Gräfin mußte einen Mann, wie unser Marquis war, auf's glühendste entzünden. Alle Schätze von zarten Gefühlen, die er in der Liebe mit Mathilden und Recha empfangen und errungen hatte, alle jenen frischen Blumen der Liebe holte er wieder hervor; oft schalt er sich über diesen Verbrauch, aber nach und nach sah er eine Rechtfertigung darin, da ihm die Gräfin den Kummer über ihre jetzige Lage andeutete und ihn ahnen ließ, daß sie

ein schmuckloses Liebeleben all dieser glanzvollen Trauer vorziehen würde. Dieß war genug für unsern Marquis, um hundertfältige Liebesplane daran zu knüpfen; er hatte die Gräfin schon mehrfach gebeten, statt der Anrede „Herr Marquis" ihn nur stets Cesare oder bei gar keinem Namen zu nennen, er durfte noch nicht erklären, wie schwül es ihm unter der Maske war, und wie es ihm eisig durch die Seele schnitt, wenn er ihre trauten Worte unter lügenhafter Adresse empfangen mußte.

Ephraim sprach einst mit der Gräfin von Titeln und Standesbezeichnungen und erklärte: „Diese Titel sind doch eigentlich nur der Nennwerth, das Gepräge, das dem Golde gegeben ist, seinen eigentlichen Werth trägt es in sich; wir müssen den Muth haben, das edle Metall wieder einzuschmelzen und nur den Gehalt gelten zu lassen, da scheiden sich alle Legirungen mit unedlem Metall aus, das die Souveräne der herkömmlichen Begriffe darunter gemischt."

Die Gräfin nahm diese Ausführung nur als eine seltsame aber doch unverkennbare Huldigung; der Marquis lobte ihre innere Bedeutung. Ephraim konnte der Anmuthung nicht widerstehen, die auch in der nicht beabsichtigten Ausdeutung eines Ausspruches liegt, und schon war er in Gefahr, abermals sich sein eigentliches Leben verzaubern zu lassen, aber er zwang sich zur Entscheidung und lenkte zurück, indem er erzählte, daß er, wenn auch mit großem Widerwillen, eine Zeitlang mit der Geldprägung sich beschäftigt habe. Die Gräfin wollte wieder nur ein Sinnbildliches darin finden,

behauptete aber auch zugleich, daß sie an die Goldmacherkunst glaube, und warnte den Freund nur vor gefährlichen Experimenten.

Ephraim sah sich in immer neuen Masken gefangen und mit der äußersten Anstrengung betheuerte er nun, wie er entschlossen sei, sich und die Geliebte aus dem Lügenleben zu retten, und daß er sich zwingen wolle, eine andere Religion zu bekennen. Er faßte die zarten Hände, bedeckte sich damit die Augen und sprach in dumpfem Tone vor sich hin: „denn ich bin ein Jude, ich war es, wenn Sie gebieten."

„Das ist ein unwürdiger Scherz," erwiderte die Gräfin, ihm die Hände entziehend.

„Es ist kein Scherz."

„Und wie nennen Sie sich denn auf ebräisch?" fragte die Gräfin lachend.

„Ephraim Moses Kuh."

„Sie sollten sich einen wohlklingenderen Namen andichten."

„Ich dichte mir ihn nicht an."

Ephraim mochte betheuern und beschwören so viel er konnte, die Gräfin blieb dabei, sie glaube ihm nicht; sie scherzte unaufhörlich, aber in ihren Blicken lag eine unheimliche Flamme und ihre Lippen bebten. Plötzlich klingelte sie nach dem Arzte und bat den Marchese sich zu entfernen, aber kaum war dieser weggegangen, als sie nach dem Chevalier schickte.

Ephraim saß in seinem Zimmer, von Mißmuth und Reue gequält. Wie einst in seiner Liebe zu Recha die Poesie, so hatte er jetzt auch sein innerstes Heiligthum,

den Glauben in die Schanze schlagen wollen, ohne eines gewisseren Erfolges sicher zu sein; wie konnte er fortan Ruhe und Erhebung an den Altären suchen, die er im Gedanken schon so feig verlassen hatte? Der Bediente der Gräfin Aurora trat ein und übergab einen Brief von dem Chevalier, Ephraim erbrach ihn und las:

„Mein Herr Marquis! Sie haben mir Ihren Stand verhehlt, wie ich so eben von der Gräfin Aurora erfahre, meine Klinge würde sich weigern, Ihnen im Ehrenkampfe zu begegnen; Sie verstehen die Kaufmannssprache, ziehen Sie also nach Sicht von hier ab. Wenn Sie heute Abend noch hier sind, können Sie mit Ihrem falschen Passe den Weg nach dem Gefängnisse finden, die Sache wird ruchbar. Nehmen Sie Ihre Bücher mit, und vergessen Sie den Don Quixote nicht. Grüßen Sie Ihren Vetter Ahasver, wenn Sie ihm auf seinen Wanderungen begegnen.

Casanova de Seingalt."

Fast eben so plötzlich als er in dies Leben hereingeschleudert worden, wurde Ephraim demselben wieder entrissen.

22. Empfindsame Reisen und der Prophet.

Den Rest des Winters verbrachte Ephraim in stiller Zurückgezogenheit in einer norddeutschen Universitätsstadt; die wissenschaftliche Atmosphäre, in der man sich hier bewegte, war erfrischend. Ephraim holte ein Stück

verlorener Jugend nach, indem er sich dem sorglosen Studententreiben anschloß, aber doch fühlte er oft, daß er innerlich zu alt war, schon zu Vieles erlebt hatte, um noch ganz die tolle Jugendlust zu erwecken. Er übersetzte hier einen großen Theil der Epigramme Martials, aber kaum sendete der Frühling seine ersten Boten, als die Reiselust neu erwachte. Im klaren Musenquell der klassischen Dichter hatte er sich die Augen rein gewaschen, und nun konnte er die Welt wieder frei und frisch betrachten; bald aber gerieth er abermals in jene empfindsamen Nebel, die damals über ganz Deutschland hingen. Man stand am Vorabende einer weltgeschichtlichen Krisis, das Blut stockte schwer und voll, der Geist der Menschen irrte fieberisch bald in der abenteuerlichsten Sucht nach Geheimnissen, bald in keckster Entblößung des bisher heilig Verhüllten, umher, und durch Alles hindurch zog sich eine Schwermuth, eine Bangigkeit der Gemüther, eine selbstquälerische Grübelei, es war wie der stille Schauer vor einem hereinbrechenden Gewitter.

„Du hast den Fehler so vieler Juden begangen, die sich unmittelbar von der Judengasse in die Paläste der sogenannten höheren Stände drängen," sagte Ephraim zu sich, „da droben kann es nur Hofjuden geben, denen man in gnädigem Spaße die Brosamen der Duldung zuwirft; wie sollen wir hier eine Gleichheit hoffen, die den niederen Ständen der eigenen Nation nicht zuerkannt wird? An das Volk, das kernig und mit gesundem Sinne, wohl verblendet, aber nicht geblendet ist, da müssen wir uns fest anschließen, die Thränen-

taufe über den gleichen Druck der Gewalthaber und des verjährten Vorurtheils einigt uns, und dort allein ist noch ungebrochene und unverdorbene Naturkraft."

Ephraim war bis zum Süden des deutschen Vaterlandes vorgedrungen, er gewöhnte sich wieder daran, all sein Denken und Empfinden in die Dichtung einzulenken; er lebte jenes erhöhte Doppelleben, das mit dem eigenen Dasein ein anderes still verborgenes in sich nährt. Er hatte den Plan, nach dem Muster Tasso's ein großes Heldengedicht: „die Zerstörung Jerusalems" zu dichten. Gestalten, groß und kräftig, stiegen vor seiner Seele auf, der Todeskampf einer Heldennation stürmte gewaltig vor seinem Auge. Wie kleinlich und nichtig waren ihm jetzt all die Sorgen und Kümmernisse seines Lebens, die von den Blicken eines Mädchens und dem Lächeln ihrer rothen Lippen ausgegangen waren; fernhin nach dem Osten zu den Trümmern Salems wollte er wallfahrten, dort am Sarge einer großen Nation, der noch über der Erde steht, von Niemand zur Ruhe gesenkt, dort wollte er ein Grablied singen, daß die Engel im Himmel mit ihm weinten, und die Menschen sich verstehen und lieben lernten; auf den umgestürzten Säulen Zions wollte er den tiefsten Schmerz aus seiner Seele hauchen und sterben oder zu erneutem Leben sich erheben.

Gelang es ihm, Schmerz und Klage um Zertrümmerung seines Volkes, um seine endlosen Qualen in melodische Worte zu fassen, so sollte dieser Jammer und mit ihm sein eigenes banges Herz erlöst sein; aber diese Vorkost eines sich zum Höchsten hinan-

schwingenden Lebens und Dichtens war auch Alles, was er eroberte, er konnte nicht mehr seine ganze Geisteskraft zu einer einzigen That in sich sammeln, er hatte sich zu sehr daran gewöhnt, den kleinen Begegnissen des Lebens etwas abzutrotzen; sein Schmerz war nicht ein einheitlich gewaltiger, blutig klaffender, er blutete aus den tausend Nadelstichen eines kleinlichen Schicksals. Wie oft überredet man sich bei mangelnder Kraft einem großen Vorsatze nachzukommen, diesen selbst nur als eine Vorstufe zu anderen Ausführungen zu betrachten, und wo die That zurückbleibt, sich an einer gewonnenen Erkenntniß zu erfreuen.

Ephraim wollte im Ausdenken des Planes die Befreiung von dem Schmerze, als Jude geboren zu sein und zu leben, gewonnen haben, und es erschien ihm als genehmer, daß er sich wieder dem unmittelbaren Leben zuwenden wollte.

Nach dem Vorgange Montesquieu's mit seinen persischen, Voltaire's mit seinen englischen, und d'Argens mit seinen jüdischen Briefen, wollte er ebenfalls jüdische Briefe schreiben, er wollte sich einen ganz freien poetischen Standpunkt dafür schaffen: ein Jude aus der Zeit Christi oder gar aus der Zeit Davids bereist die christlichen deutschen Länder, und berichtet über deren Sitten und Einrichtungen. Das war eine glückliche Anlage zur vielseitigsten Ironie.

Das doppelt gewahrte Versteck, aus dem sich nun Ephraim das Weltleben betrachten konnte, gab ihm ein Vollgefühl der Freiheit, und er hoffte mit allen Begegnissen frei spielen zu können; sie beherrschten

ihn nicht, sie mußten ihm dienen, alle Verwirrung und alle Sinnesbeschränktheit berührte ihm nicht; er wollte wie ein Zauberer mit all den bunten Lebenserscheinungen walten.

Das Reisen im Wagen war mißlich: stundenlang einen Gedanken festhalten, ohne ihn durch Aufzeichnung abgelöst zu haben, machte Schwindel. Ephraim ließ seine Bücher in einer kleinen Residenz, und durchschwärmte zu Fuße Berge und Thäler.

Eine Bettlerin ging barfuß in die Stadt, sie trug die Schuhe in der Hand, um das Leder zu schonen, sie bat um eine „christliche Gabe," Ephraim griff in die Tasche und gab ihr ungezählt eine Hand voll Geld mit den Worten: „das ist eine jüdische Gabe, denn ich bin ein Jude." Wie freute er sich, ein armes Weib von dem Vorurtheil eines an sich unschuldigen Ausdruckes erlöst zu haben.

In der Regel war es eine Eigenthümlichkeit Ephraims, daß er gern einen Lasttragenden oder Nothleidenden, der stille vor sich hin ging, mit einer Gabe überraschte. Er that das lieber und reichlicher, als wenn er um Beistand angesprochen wurde.

Ein Trödeljude kam die Straße entlang, den Quersack auf dem Rücken, bunte Tücher hingen am Arme, ein runder gelber Fleck war auf die linke Seite seines Rockes genäht, und er schien im Gehen ein Gebet zu verrichten. Das Herz Ephraims pochte laut, als er ihn demüthig grüßen sah, er gesellte sich zu ihm und es that ihm wohl, wenn auch durch eine Täuschung, dem abgehärmten Manne das Wohlwollen eines

vornehmen Mannes zu zeigen; er fragte daher den Trödler freundlich nach Handel und Wandel. „Die Aufklärung sollte untergehen," sagte der Trödler, „der Bauer wird zu gescheit und durchtrieben, es ist nichts mehr mit ihm zu handeln." Ephraim suchte zu beweisen, daß die Aufklärung der Messias der Juden sei, dann kämen auch bessere Zeiten, wo man keinen gelben Lappen mehr auf dem Herzen zu tragen brauche. „Das ist mein Ordensband," sagte der Trödler, „mir ist es lieber als ein Generalsorden vom Kaiser, drüben in der andern Welt gilt dieser Orden mehr, vielleicht haben ihn andere Leute auch einmal getragen und haben ihn mit Scheidewasser wegputzen lassen." Der Trödler sah Ephraim scharf an, denn er hielt ihn für einen getauften Juden, er fragte ihn indeß doch, ob er nichts zu handeln hätte, und trennte sich, als dieses verneint wurde, bald von ihm.

In das Leben jedes Baumes, der am Wege stand, versenkte sich Ephraim; er sah ihn keimen, wachsen und sterben, in jede Hütte, vor der er vorüberkam, drängte sich sein Geist, und schloß sich an das Leben derer an, die darin wohnten; aber in seinen unabläßigen Todesgedanken begrüßte er all das Schöne, all die Berge und Thäler, wie zum Ersten- auch zugleich zum Letztenmal, er nahm mit der ersten Wahrnehmung als ein Sterbender auch zugleich Abschied von allem diesem.

„Lachend oder weinend trabe
Ich doch ohne Rast zum Grabe"

schrieb er einst nach einer entzückenden Ausschau von einem Berg in sein Taschenbuch.

Dieser eigenthümliche Lebensüberdruß ließ ihn darum die Genüsse dieser Reise nicht in ihrer freien Frische kosten. Da stand er im Nußbaumschatten an den Ufern des grünen Rheines, sah die Burgen auf den Rebenbergen, sah die Städte und Dörfer, die sich so lichtglänzend im Spiegel des Stromes beschauen, und von all den Wundermären, die aus der Vergangenheit herüberklingen, von all der Weinesluft, die durch das frische Leben zieht, wollte nichts die Müdigkeit seines Seins beleben.

Wie ein Kranker, den man von seinem Lager in die volkreichen Straßen hinaustrüge, staunend und verwirrt in das Treiben und den Lärm des Lebens hineinstarrte, so fühlte Ephraim sein Sinnen schwer bedrückt und er vermochte nicht die Last abzuwälzen. Da stand er hoch oben im frischen Lebensathem der Berge, und er schaute trüb hinab, denn er gedachte des Elends, das in den Bergesfalten versteckt liegt, und mitten in dieser Welt voll Majestät und Freiheit erblickte sein inneres Auge nichts als einen keuchenden und mißhandelten Juden. —

Weg mit diesen Jammerbildern! sagte er hundertmal zu sich, aber sein Herz kehrte immer wieder dahin, und er grüßte freundlich, wenn er durch eine Stadt oder ein Dorf fuhr, wo die Juden festlich geschmückt am Wege standen, ihren Sabbath feiernd; er freute sich, daß ihnen doch noch Sonnenschein und Luft gegönnt war und daß sie sich festlich schmücken mochten in einem Leben voll Gram und Verfolgung. Bei den Wirthen erkundigte er sich stets auf vielen Umwegen,

ob auch Juden hier in der Stadt wohnten; wurde er von Jemand scharf beobachtet, so glaubte er sich entdeckt, besonders fürchtete er dieß, wenn ihn ein Jude ins Auge faßte, denn es ist ein eigenthümlicher Zug, daß sich zwei Juden alsbald erkennen, oft nur durch die Art des gegenseitigen Anschauens. — In jener wühlenden Neugier und Zudringlichkeit vieler Juden, die dich bald nach der ersten Begrüßung nach Haus und Hof und Allem, was um und an dir ist, fragen, in allem diesem sah Ephraim, so oft es ihm begegnete, nur einen gemüthlichen Familienzug, der die Leidenden sich erkennen und einander anschließen läßt und ihnen ein Recht gibt, den familiären Anschluß von jedem Zugehörigen zu fordern. Er fühlte sich geneigt, ihm nachzugeben, als zwei Begegnisse ihn wieder auf den allgemeineren Standpunkt führten.

Durch die Judengasse einer volkreichen Stadt Mitteldeutschlands wanderte Ephraim; da war nichts als dumpfer modriger Brodem, ein lärmendes Rennen und Jagen, Handeln und Streiten in dem engen Raum, den die beiden Häuserreihen mit den hohen Giebeln einschlossen, kein Sonnenstrahl leuchtete frei herein; er schaute hinauf nach den zahllosen Fenstern, hinter denen Hunderte ihr Kummerleben fristeten, er schaute um sich her: in den Erdgeschossen, die sich in dunkle Höhlen verloren, war der bunteste Trödelkram durch einander gewürfelt. Da sah er einen stattlichen Greis, schneeweiße Locken bekränzten seinen Scheitel, unter den aufgesträubten Brauen blickte ein schwarzes Auge hell hervor. „In dem Glanze dieses Auges liegt ein Strahl

aus dem ewig schaffenden Geiste Gottes," sagte Ephraim zu sich, „aus anderm Stande hervorgegangen, wärst du vielleicht als Dichter, als General oder Staatsmann hochgeehrt." Er schuf ihm plötzlich seinen ganzen Lebensweg um, der Alte bemerkte schnell, daß er ein Gegenstand der Forschung geworden war, und freundlich Ephraim zunickend, rief er: „Nichts zu handeln, Herr Graf?" — „Nein," antwortete dieser, und verließ schnell die Judengasse.

In einem kleinen Städtchen sah er ein Getümmel vor dem Zollhause, als er näher kam, hörte er, daß seit Kurzem ein Glaubensgenosse den Judenzoll gepachtet habe, und nun mit unerhörter Tyrannei verfahre, um guten Profit herauszubringen; während er so mit den andern redete, trat der Zolleinnehmer an den Wagen und rief: „Du mußt mir auch bezahlen!" Ephraim fuhr rasch davon.

Dieses Wuchern mit der eigenen Schande empörte ihn am meisten, er wollte sich ganz von diesem ekeln Treiben lossagen, und verfiel selbst in den Fehler, den er so oft getadelt hatte, einzelne Freche und Niedrige zum Urbilde zu machen und der tausend Edeln und Guten zu vergessen.

Auf einer Fußwanderung begegnete er einem jungen Bauern, der sich sitzlings auf dem Pferde hielt, das den Pflug heimwärts zog; hell und kräftig sang der Jüngling in den Abend hinein, und seine Jodler hallten von den Bergen wieder. Ephraim gesellte sich zu ihm, der Anblick dieses blühenden freien Jünglings ergötzte, wie wenn man frische Bergluft einathmet. Der

Bauer fragte unsern Wanderer, ob er der morgigen Kirchweih wegen hergekommen sei, und als dieses verneint wurde, bemerkte er stolz, daß oft viele hohe Herrschaften kämen und bei seinem Vetter, dem Adlerwirth, gut beherbergt wären. Ephraim versprach auch zu bleiben, und der Bauer riß sich im Vorbeireiten ein Blatt vom Baume, steckte es zwischen die Lippen und blies die lustigsten Ländler damit, um den Vorschmack von den morgigen Freuden zu kosten.

Hier nun endlich wollte Ephraim allen Staub aus den Büchern und von den Trümmern Jerusalems von sich abschütteln.

In einer bukolischen Erinnerung schrieb er das Gedicht:

Heil euch Erlen, Eschen, Linden!
Berg' und Thäler, seid gegrüßt!
Laß mich hier die Freuden finden,
Die ich in der Stadt vermißt.

Nehmt mich auf in eure Hütten,
Ihr beglückten Schäfer ihr!
Ihr von unverdorbnen Sitten,
Welch ein Leben führt man hier!

Brüder kränken keine Brüder,
Und des Stolzes ehrnes Joch
Drücket nicht den Kleinen nieder;
Goldnes Alter herrscht hier noch.

Prunkwerk und erzwungne Freuden
Kennen unsre Städte nur;
Aber hier auf euren Weiden
Lachen Freuden der Natur.

Nicht lange nachdem Ephraim in die Wirthsstube getreten war, hörte er, wie ein Bauer, der mit einem Andern würfelte, ausrief: „Sieben wie ein Jud! Wär' doch eher dem Teufel sein bestes Paar Hexen verreckt, als daß ich auch noch den Schoppen verlieren muß." —

„Du bist verloren wie des Juden Seel, Christoph," sagte ein hinzutretender Schmarotzer, welchem der Gewinnende sein volles Glas reichte. —

Ephraim wurde über und über roth, als er jene Redensarten hörte, ein neckischer Dämon schien ein grausames Spiel mit ihm zu treiben. Als nun der Verlierende aufstand, und sein ausgeleertes Glas auf den Tisch schlug, rief ihm der Dorfschütze zu: „Warum schon fort, Christoph? führst du Juden, dein Annamarei möcht' balgen (zanken), weil du ein Schöpple trunken hast? Ich glaub' du mußt wie des langen Jörgs Peter dein Weib auch anhauchen, wenn du heimkommst, damit sie riecht, was dir durch die Gurgel gelaufen ist." —

„Ich glaub', der Schulz hat dir das Krautmesser da umgehängt, damit du einem Ehr' und Seel' abschneiden kannst, sonst hast du doch nicht viel zu schneiden, du Hungerleider, du bist ja ein Kerl, wenn du einen Batzen im Sack hättest, kaufte ich dich nicht einmal für einen Groschen." — So erwiderte der Gereizte.

„Na, na, keine Händel," riefen die Anderen, „zeig' du jetzt den Meister, Christoph, und bleib' noch da."

„Nein, ich muß jetzt zum Schulmeister, er soll mir meinen Jud 'runter putzen, man kann sich in so einem Bart morgen bei der Kirchweih doch nicht sehen

lassen." Christoph ging, und die andern folgten ihm bald.

Ephraim saß noch lange, den Kopf in beide Hände gestützt, einsam und nachsinnend in der Wirthsstube. Nur ein kleines Mädchen war noch da, das sich an das andere Ende des Tisches stellte und den Fremden neugierig betrachtete. Ephraim rief das Kind zu sich, setzte es auf seinen Schooß und küßte es.

„Wie heißt du?" fragte er.

„Mathilde."

Er setzte das Kind wiederum leise nieder, er verhüllte sein Antlitz und es sprach in ihm: „Wozu noch ein Jude, ist es nicht jämmerlich genug, ein Mensch zu sein, ein Halbling, gebunden und gefangen mitten in dieser nichtsnutzigen Welt?" Er konnte von der Flasche, die vor ihm stand, keinen Tropfen genießen.

Glockengeläute weckte ihn am andern Morgen, er lächelte darüber, daß er sich durch bloße Redensarten hatte verstimmen lassen, die bald verschwinden können, denn im Leben der Menschheit wie im Leben der Menschen findet es sich, daß herrschende Begriffe als sprüchwörtliche Redensarten eine Zeit lang im Umlauf sind, sodann aber eingeschmolzen und mit den Herrscherbildern der Gegenwart neue geprägt werden, das Volk liebt die alte Münze sehr und gewöhnt sich nicht so leicht an neue.

Ephraim ging mit der frommen Menge zur Kirche, er wollte zu Gott beten in stiller Andacht; da stand im schwarzen Talare ein kleines Männchen auf der Kanzel, und predigte in näselndem Ton „von denen falschen

Pharisäern und denen verdammeten Juden, die den Heiland gekreuziget haben." Fast die ganze Rede war aus Bibelversen bunt zusammengestückelt. „An dieses Heraufbeschwören einer verjährten Sünde der Juden," sagte Ephraim zu sich, „heftet sich der Dämon des Hasses, an welchen sich die Unterdrückung und Verschlechterung und die daraus folgende Geringschätzung anschließt, wann wird das enden?" Er erinnerte sich jenes alten in der Kindheit vernommenen Volksgebrauches, daß man ein Richtschwert, mit dem hundert Köpfe abgeschlagen wurden, zur ewigen Ruhe stellen muß, und die Frage regte sich in ihm: wann wird dieses Richtschwert des Glaubens und der gegenseitigen Verdammung zur ewigen Ruhe gestellt? Hat es nicht schon Tausende und Tausende gemordet?

Nach der Predigt wurde das Aufgebot verlesen, daß alle männlichen Insassen vom sechzehnten bis zum sechzigsten Jahre, kommenden Dienstag, mit Hacke und Schaufel versehen, auf das Schloß des gnädigen Herrn zur Frohn kommen müssen.

„Wann wird das enden?" sagte Ephraim wieder zu sich. „Einst werden die verjährten Frohnen miteinander aufhören."

Nach der Mittagskirche war Scheibenschießen nach altem Brauche mit der Armbrust, ein Türke wurde als Zielscheibe aufgesteckt, man zielte nach der Agraffe an seinem Turban. Nach diesem wurde ein Jude aufgesteckt, ein wieherndes Gelächter begrüßte die abenteuerliche Fratze mit dem langen Barte, der bis auf die Mitte der Brust hinabreichte, wo ein schwarzer Fleck als Centrum

bezeichnet war; von allen Seiten hagelte es Spott und Witz. Ephraim entfernte sich still.

Der Reiche und der in Achtung Geborgene mag es lächelnd mitansehen, wenn man öffentlich über seine Armuth oder sein geringes Ansehen und in vertrauten Kreisen sogar über seine Person sich lustig macht, aber der, welcher nach Anerkennung ringt und an tausend Schranken anprallt, fühlt sich durch Spott im Innersten angegriffen und entmuthigt, daher die Empfindlichkeit so vieler Juden, die in öffentlichen und traulichen Beziehungen eine Rücksichtsnahme erheischt, wie sie von fröhlichen Menschen nur selten geboten werden mag.

Weit leichter war es Ephraim geworden, sich von den sogenannten höheren Ständen zu trennen, in seinem Unmuthe sah er dort nur Menschen, die von der Modescheere verschnitzelt und verpfuscht waren; hier sah er das Volk in Laufbändern sich mit der klimpernden Kinderrassel vergnügen. Er gedachte des Mannes mit der großen Seele und der gewaltigen Hand, der die Laufbänder in der Erziehung des Kindes und des Volkes entzwei schnitt, und laut forderte, daß man sie frei sich bewegen lasse; wohl schrien die Großmütter und trippelnden Tanten Zeter und Wehe über diese Neuerung, und betheuerten, das Kind würde sich den Kopf zerschmettern, wenn man es ohne gepolsterten Fallhut und ohne patriarchalische Bonne allein laufen ließe, aber es half nichts.

Ephraim überwand seine grämliche Verzweiflung immer mehr und mehr. Da theilte er die europäische

Menschheit nicht mehr in Juden und Christen, sondern in Herren und Knechte ein, da schien das Volk kein Kind mehr, es war ein Unterdrückter, — der sich eine Minute frei zu sein dünkt, weil es noch einen Niedreren giebt, den er unterdrückt und verhöhnt; die leibeigenen Bauern drückten die Kammerknechte des Kaisers, die Juden.

Auf den Alpen dort war Sinai und Golgatha, dort wandelte der Prophet, in einer Wallfahrt zu ihm gewann das Leben und die Reise Ephraims wiederum Ziel und Zweck, nun flatterte er nicht mehr wie ein verscheuchter Vogel in der Irre umher.

Mit freudegeschwelltem Herzen saß Ephraim in einem Nachen, um nach der Petersinsel, dem Asyle Jean Jacques, überzufahren. Es war ein frischer Herbstmorgen, die Nebel verzogen sich nach und nach, und wie aus einer Wolke stieg die liebliche Insel mit dem röthlichen und gelblichen Kranze ihrer Baumgruppen vor dem Blicke auf. Ephraim traf Rousseau botanisirend, dieser sah scheu auf, als er den Fremden bemerkte.

„Sind Sie der Mann, einem Juden vorurtheilsfreies Gehör zu geben?“ fragte Ephraim, ihm keck in den Weg tretend.

„Ich freue mich der besonderen Bildung jeder Blume,“ antwortete Rousseau lächelnd; er betrachtete eine Blume, die er in der Hand hielt, blickte hin und wieder auf und beobachtete den Ankömmling scharf. „Salem aleikom,“ schloß er dann.

Ephraim lächelte über diese Schlußbegrüßung, bei welcher ihm Rousseau die Hand reichte, denn er hatte

nicht erwartet, wie der Erzvater Abraham empfangen zu werden.

„Ich komme nicht aus den patriarchalischen Hütten," begann er wieder, „mich treibt mein Stiefvaterland hieher, das mich ausgestoßen und mich verkümmern läßt; überall, so weit ein Kirchenglockenton vernehmbar ist, höre ich Verachtung, Haß und Verfolgung mit ehernen Zungen mich, den Juden, schmähen. Sie müssen es sich gefallen lassen, daß Alle, die bedrückter Seele sind, im Tempel Ihres Herzens die Weiheopfer und Abbilder ihrer Leiden niederlegen. Zu Ihnen bin ich gewallfahrtet, ich umfasse Ihre Kniee und danke Gott, daß er mich einen Menschen finden ließ."

„Ich bin es wieder, seit man mich genöthigt, aus dem Gifthauch der Städte zu fliehen," entgegnete Rousseau. „Je geselliger ein Mensch wird, um so schlechter wird er. Die Intoleranz, der Fluch der Menschheit, lastet aber nicht allein auf den Juden, auch ich bin verbannt von der Tyrannei der Menschengesellschaft, weil auch ich mich weigere zu denken und zu fühlen, wie Priester und Könige es vorschreiben; aber ich halte dennoch fest an dem leitenden Gedanken meines Lebens: es ist mitten in der Verkehrtheit und Verderbtheit der Welt möglich, es muß möglich sein, nach eigenem festen Grundgedanken, nach den Gesetzen der Vernunft sein Dasein zu gestalten."

„Und ein Jude?" fragte Ephraim.

„Ein Jude?" fuhr Rousseau nachdenklich fragend fort. „Vor alten Zeiten habt ihr Juden euren Jehova neben Chamos gestellt; lehren die Rabbinen von

Amsterdam noch, daß auch außer eurer Kirche Heil zu finden sei?"

„Die Gerechten aller Nationen haben Theil an der ewigen Seligkeit, lehren unsere Kirchenväter," erwiderte Ephraim.

„Duldsamkeit allen denen, welche Duldsamkeit üben, denn eine ausschließliche Nationalreligion kann im reinen Gesellschaftsvertrage nicht bestehen."

Ephraim faßte die Hand Jean Jacques und küßte sie inbrünstig; dieser sah ihn verwundert an und zog seine Hand schnell zurück, indem er sprach:

„Daß doch die Erbärmlichkeit der Menschen die herabdrückt, welche berufen sind, frei und stolz das Haupt zu tragen und Niemand sklavische Verehrung zu bezeigen." Und verschwunden war er in den Gebüschen.

Ephraim stand selbst wie verloren da, und er empfand nur die Einsamkeit seines Herzens; aber aus der Tiefe erhob sich der Gedanke, daß es vergebens ist, in der Außenwelt, in einem Andern, ein Heilthum zu suchen, nur wer einen Tempel in sich hat, wird solchen in der Welt finden, nur wer den Frieden mitbringt, dem kommt er entgegen.

Ephraim wollte fortan nur die Frucht seiner eigenen inneren Thaten.

Eine alte Erinnerung tauchte wieder in ihm auf, er war aus dem Geleise des gewöhnlichen Lebens herausgetreten und konnte nicht mehr einlenken; nach Otaheiti, in's Eldorado der Einfalt, dorthin, wo die unverdorbene reine Menschennatur sich entfaltet, zog es ihn mit magischen Banden.

Mit neuer Seelenerhebung las er aber- und abermals die lockenden Schilderungen von jenem gelobten Lande, die damals die ganze Jugend entzündeten, und sie mit Rousseau das Ideal des Menschen in dem Wilden, dem sogenannten Naturmenschen jenseits der Bildung, erkennen ließen; der Vorsatz befestigte sich immer mehr in ihm. Der Winter nahte, er beschloß, ihn im Kreise seiner Angehörigen zuzubringen, und dann auf ewig von ihnen Abschied zu nehmen; mit dem Frühling wollte er einem neuen Frühling seines Lebens entgegensteuern.

23. Der Landstreicher.

Die Riegel rasseln, die eiserne Thüre dreht sich ächzend in ihren Angeln, wir treten zu Ephraim in den Kerker. Da sitzt er in sich versunken, und wälzt wie Sisyphus in sich die schwere Bürde seines Geschickes hinauf bis zur Sonnenhöhe der Ruhe und Erkenntniß, aber noch vor dem Ziele rollt die tückische Last immer wieder in den dunkeln Abgrund.

Die Ereignisse des letzten Tages schwirrten noch ruhelos in seinem Kopfe, er konnte seine Tollkühnheit nicht begreifen, daß er es wagte, auf seiner Reise nach der Heimath nochmals in jener Residenz zu übernachten, wo er sich in das üppige Hofleben gedrängt hatte. Er sah hier in dem Gasthofe Trevirano am Tische sitzen und Bank halten, ein großer Haufe Goldes lag vor ihm; Ephraim trat hinzu und heftete den Blick auf

Treviranv, dieser fragte ihn fremd und barsch, was er wolle, und Ephraim erwiderte, er werde es ihm am andern Morgen sagen. Am andern Morgen wurde er aus dem Bett geholt und in den Kerker geführt, wie man ihm ankündigte, wegen Defraudation des Judenzolls. Fast willenlos folgte er, denn er sah es als gerechte Strafe des Himmels an, daß er gerade hier, am Orte seiner Sünde, verhaftet werden mußte.

In dem halbrunden Gemache, wo das Tageslicht durch ein zwiefaches eisernes Gitter verkreuzt war, hier saß er nun schon seit drei Tagen und fühlte all die Schauer eines lebendig Begrabenen.

Wir wissen es selten, wie die Menschen, Blumen und Vögel um uns her gleichsam Hände, Kelche und Flügel ausgestreckt halten, und uns in Wonne und Schmerz tragen. Aber plötzlich, abgeschnitten von all dem, das du nicht kanntest, da es dein war, und nun mit dir und deinem Bewußtsein allein, versteint in der Einsamkeit, während Schall und Licht dir das Leben draußen verkünden: da fühlst du, daß du mitten aus dem Lebensstrome herausgerissen, noch triefest von seinen Wellen, und bald nach dem ersten Frösteln und Schaudern wirst du es versuchen, in dein Innerstes und in das der Welt vorzudringen.

Ephraim lag auf der Pritsche, er betrachtete seine Hand, ihre Poren und vielverzweigten Einschnitte, und dachte daran, wie er diese Hand so lange erhalten müsse, bis sie den Würmern zum Fraß diene, wie sonderbar es sei, daß diese Summe von Erlebnissen, Gefühlen und Bestrebungen nur da ist, wo diese Hand

und dieser Körper hingeschleppt werden; er versenkte sich nun in die bewegende Kraft alles dieses, die Seele. Bis zur Verwirrung wirbelten die Gedanken wieder in ihm zusammen, er half sich dadurch, daß er zu singen begann, er überschrie das Getöse in sich. Plötzlich horchte er auf: aus dem untern Kerker drang eine Stimme. Er legte sich auf den Boden, er vernahm eine jüdische Kirchenmelodie, sogleich stimmte er ein, der Untere legte der Melodie die Frage unter, wer denn über ihm wäre. Ephraim schrack zusammen, es war ihm wie damals, als er auf dem Maskenball zum Erstenmal von unsichtbarem Munde angesprochen wurde, und doch, wie verschieden war die Lage von sonst und jetzt; er antwortete indeß schnell in derselben Melodie, was ihm räthlich schien, denn er zweifelte noch, ob er vor dem Richter sein Judenthum eingestehen solle, und fürchtete daher von einem Spion ausgeforscht zu werden. Jüdische Melodien absingend unterhielten sich nun die beiden Gefangenen, der Wächter konnte kein Arges hieran nehmen, die Gefangenen durften ja nach Lust und Laune singen. Der Mitgefangene Ephraims war aus gleichem Grunde wie er verhaftet worden. Noch hatten sich die beiden Eingekerkerten in ihrem Recitativ keine volle Stunde unterhalten, als sie sich nichts mehr zu sagen hatten. Wir wissen es in der Freiheit nicht, welch einen mächtigen Einfluß es auf die Unterhaltung übt, daß die Unterredenden sich in's Antlitz schauen können, ein Blick, ein Mienenspiel, die ganze äußere Erscheinung mit ihren unmittelbaren Eindrücken belebt das Gespräch immer wieder von neuem; die beiden Gefangenen, die

sich nicht sehen konnten noch je gesehen hatten, mußten daher bald verstummen. Jeden Morgen fragten sie sich gegenseitig, wie man geschlafen, ob noch kein Urtheil gefällt wäre, und dann überließ sich jeder seinen eigenen Gedanken. Ephraim vermißte vielleicht die Menschen weniger als seine Bücher; so im Halbdunkel dasitzen, sich nicht in Leben und Denken eines Andern versetzen und sich seiner eigenen Gedanken weder durch Gespräch noch durch Aufzeichnung entledigen zu können, das ist eine Qual, die sich in die Gehirnfasern eingrabt. Eine Nachricht seines Mitgefangenen machte Ephraim stutzig: er erfuhr, daß der Aufseher des Gefängnisses ein getaufter Jude wäre; dieser Gefangene unter ihm konnte der Kerkermeister selber sein, er gab ihm keine Antwort mehr. Der Kerkermeister war ihm zuwider durch sein schmunzelndes Freundlichthun und durch die jüdischen Redensarten, mit welchen er ihn begrüßte; diese Christen mit dem jüdelnden Jargon waren Ephraim in der Seele zuwider, denn in dieser scheinbaren Anbequemung liegt meist nur Spott und Neckerei versteckt; zudem war Ephraim beleidigt, daß man ihm wie einem Schacherjuden begegnete, er war stolz und wortkarg.

Von nun an begann er indeß freundlicher gegen den Kerkermeister zu werden; diesem Schelmengesicht mit den wollichten grauen Haaren und den silbernen Ohrringen glaubte Ephraim schon einmal begegnet zu sein.

„Hab' ich Euch nicht schon einmal gesehen?" fragte Ephraim einst.

„Einmal? zehnmal," erwiderte der Kerkermeister, „ich habe die Kuh gekannt, wie sie noch ein kleines,

unschuldiges Kalb gewesen ist, nehmt mir's nicht übel, ich mein' nur so."

Ephraim wendete sich zornig ab, denn nichts ist widriger, als eine Witzelei über den Familiennamen, den der Träger sein ganzes Leben nicht ablegen kann; der Kerkermeister fuhr indessen fort:

„In Breslau, in Berlin und hier haben wir uns schon gesehen, aber ich will euch meine Geschichte von Aleph an erzählen. Mein Vater, wo er jetzt wohnt, weiß ich nicht, aber früher hat er in Wieliczka in Polen gewohnt; er hat große Geschäfte gehabt, viel zu thun, daß er sich fortbringt, von Morgens bis Abends; Morgens ist er auf den Markt gegangen und hat den Höckerweibern in's Gesicht gegähnt, daß sie ihm alle haben nachgähnen müssen; Abends, sobald es Nacht geworden, ist er in der ganzen Judengasse herumgelaufen und hat gleicher Erd' allen Leuten die Läden zugemacht, wenn er dann heimgekommen ist, hat er sich noch durchschlagen müssen mit meiner Mutter; sie und wir Kinder haben das Brod verdienen müssen. Als Kind von acht Jahren war ich Schulklopfer, Ihr wißt's ja, da muß man täglich dreimal an alle Judenhäuser mit dem Klöppel schlagen, damit man in die Synagoge geht; in den kalten Wintertagen ist mir der Hammer fast an die Hand gefroren, ich hab' oft gar nicht mehr gewußt, daß ich Hände habe, so abgestorben waren sie, und dann noch mit leerem Magen so lang in der Synagoge stehen, ich habe mich über den Gott geärgert, daß ich ihm Reveille schlagen muß für seine Soldaten; einmal, als gar Niemand mehr in der Synagoge war,

habe ich alle Pulte über einander geworfen, um den Herrgott zu erzürnen, und bin schnell davon gesprungen. Als mein Vater gestorben ist, hat meine Mutter aufgepackt und ist mit uns nach Deutschland gegangen; unterwegs ist sie gestorben, denn sie hat sich geärgert, meinem Vater allein Ruhe zu lassen, wo er ist. Ich war der älteste und hab' mich als Knecht verdungen bei der Roßlieferung im ersten schlesischen Krieg; weil ich einen Schnurrwichs getragen habe, hat mir ein Schwab aus Augsburg den Namen Schnauzerle angehängt. Später bin ich mit Frau und Kindern oft nach Breslau gekommen, ich bin in Breslau so bekannt wie in meiner Hosentasche."

„Wo ist denn jetzt Ihre Familie?" fragte Ephraim.

„Beim Großvater."

„Beim Großvater?"

„Nun ja, droben oder drunten, es thut ihnen kein Finger mehr weh. Mein Mathele allein kann ich noch nicht vergessen, es war ein so liebes, herziges Kind, man hat mir gesagt, daß sich das dumme Ding das Leben genommen, weil sie ein Leben zu viel in sich gehabt, aber ich glaub's nicht, ich glaub's nicht." Schnauzerle wurde plötzlich nachdenklich und kaute an seinem Rockärmel, Ephraim freute sich, noch ein Band zu finden, das den alten Gesellen in ein zartes Leben hinüberzog. Hätte er gewußt, wie nahe ihn selber die Trauer dieses Mannes um sein todtes Kind anging — da Mathilde die Tochter Schnauzerle's war — er hätte den Trauernden nicht, um ihn zu trösten, auf andere Gegenstände gelenkt; nun aber fragte er ihn weiter

nach seinen Lebensschicksalen, und wo er ihm zuerst begegnet.

Schnauzerle fuhr fort: „Wißt ihr noch, wie man am Osterabend Euern Vater in ein frei Logis geholt hat? Damals bin ich mit am Tisch gesessen. — Ich habe schon als Kind einen Schnurrantengeist in mir gehabt, ich bin immer nur mit reicher Leute Kindern umgegangen, denn, hab' ich bei mir calculirt, wenn du einmal als Bettler zu ihnen kommst, kannst du sagen: denkst du daran wie wir da und da mit einander gespielt und der Gudula die Zwiebel vom Dach gestohlen haben? Und dann müssen sie mir doch mehr geben als einem Andern. Wem einmal im Betteln der Stock in der Hand warm geworden ist, oder wer einmal ein paar Stiefel auf dem Schnurrantenweg zerrissen hat, dem brennt der Stock in der Hand und die Sohle an den Füßen, bis er wieder mit ihnen denselben Weg macht. Ich hab' alles Mögliche versucht, meine Frau und Kinder sind mir einmal abhanden gekommen, ich weiß nicht wie; weil ich auf dem Gaul sitz' wie eine Katze, war ich auch bei englischen Reitern, aber dabei bleibt Einem nichts übrig als ein alter Zaum und scheckige Kleider; wie mir's am allerschlechtesten ging, hab' ich die Baßgeig' gespielt, des Tages für vier gute Groschen."

„Die Geige? sind Sie denn auch musikalisch?"

„Ja, die Geig', die Säge ist der Fidelbogen, das Holz die Saiten und der Bock der Geigenkasten, das war das allermiserabelste, für vier gute Groschen Verdienst und für zehn gute Groschen Durst; ich war

immer Liebhaber von einem guten Trunk, das hält Leib und Seele zusammen; dann war ich eine Zeit lang Pfarrer."

„Ach, Sie halten mich zum Narren."

„So wahr ich Victor Nepomuk Baptist Schnauzerle heiß', ich war Pfarrer; was ist denn ein Pfarrer anders als ein doppelter Bauchredner? Er macht die Stimme von einem Andern nach, damit er was in seinen Bauch kriegt."

„Wer ist denn unter mir eingesperrt?" fragte Ephraim, denn er glaubte jetzt Sicherheit zu haben, daß er durch die Bauchrednerei Schnauzerle's getäuscht worden war.

„Das ist ein Ger,[1] Chulicki heißt er, er muß morgen den Karren ziehen, weil er die Straf' nicht bezahlen kann, der ist so stettig und hartmäulig wie ein närrischer Gaul. Ei, Ihr müßt ja von ihm wissen?"

„Ich erinnere mich nicht."

„Nun, so will ich Euch auf die Spur helfen. Der Rabbi Chananel war ja lange bei Euch im Haus, gerade an dem Chulicki hat er ein Wunderwerk gethan, er hat ihn in Einem Tag um ein paar tausend Jahre älter gemacht."

„Ich verstehe Sie nicht."

„Ich verstehe ihn auch nicht," lachte Schnauzerle, „den Chulicki hat der Rabbi Chananel vom Christen zum Juden gemacht. Auch ein schönes Geschäft. Der Chulicki kennt alle unsere Religionsgebräuche, aber eins

[1] Jude gewordener Christ.

geht ihm nicht in seinen Dickkopf, er kann sich nicht ducken, und das ist doch das Erste."

Ephraim war tief ergriffen, hier den Proselyten seines Lehrers zu finden, und wollte, daß Schnauzerle ihm dies alsbald ankündige, aber Schnauzerle war einmal im Erzählen und fuhr fort: „Ich war auch die ersten zwei Jahre vom siebenjährigen Kriege bei der Kavallerie, aber ich habe mich bald davon gemacht, denn ich hab' gesehen, daß man es den invaliden Soldaten macht, wie dem Metzgerhund, der für die großen Herren das Kalb in die Metzge bringt, sich abjagt, daß ihm die Zung' heraushängt, und am Ende kriegt er nicht einmal einen abgenagten Knochen."

„Hatten Sie denn schon die Religion gewechselt?"

„Siebenmal für einmal, das war eine Zeit lang ein gutes Geschäft, die Preußen, die lecken alle Finger nach einer Judenseel', aber sie bezahlen schlecht, zehn Thaler und höchstens noch ein paar Thaler, die in den Opferstock fallen; am besten hat mein letzter bezahlt, das war mein Jesuit, durch den ich auch mein jetziges Dienstchen hab'."

„Macht Ihr Euch denn gar kein Gewissen daraus, so mit der Religion zu spielen?" fragte Ephraim.

„Wenn unser Herrgott mich da oder dort in den Diensten hätt' haben wollen, so hätt' er auch daran denken sollen: um's Geld kauft man die Butter; der andere Gott hat mir doch wenigstens etwas Handgeld gegeben. Ich hab' meinen Judenzoll auf Einmal bezahlt, bin Christ geworden, und hab' noch Geld herausgekriegt. Man muß das Brett bohren, wo es am

dünnsten ist. Wenn mit dem Sultan ein gescheites Wort zu reden wär', ich thät meinetwegen Türk oder Heiduk werden."

„Ihr habt Euch also nie Vorwürfe darüber gemacht, das Judenthum zu verlassen?"

„Sich um die jüdische Religion annehmen," erwiderte Schnauzerle lachend, „heißt den Gaul beim Schwanz aufzäumen; die jüdische Religion ist ein ausgedientes Campagnepferd, es ist marode, man soll's in Ehren halten, aber brauchen kann man's nicht mehr."

„Und an ein künftiges Leben denkt ihr nie?"

„Das jetzige Leben ist baar Geld, das andere, na, das ist eine Schuld auf bloßes mündliches Versprechen oder eine Handschrift ohne Hypotheke, kann sein, es wird bezahlt, kann sein, auch nicht. Ich bin doch jetzt in der dritten Meßwoche — wenn man in den Sechzigern ist, ist doch die Zahlwoche — mein bester Handel ist fertig, ich habe keinen Schluß mehr auf dem Gaul, meine Kniee sind nicht mehr fest, ich könnte mich doch jetzt an die Religion halten, aber die Religion ist nichts als ein Kappzaum für das gemeine Volk, die hartmäulige Schindmähre ließe sonst keinen Reiter mehr aufsitzen, wenn man sie nicht gewaltig in der Trense hielte, die Pfaffen, das sind die besten Sattelknechte."

„Sie sagten ja, wir hätten uns auch schon hier gesehen?"

„Ja wohl, aber ich war maskirt. Erinnert Ihr Euch des Mohren Mulei bei dem Chevalier? Das war ich. Erinnert Ihr Euch der Maske Eures Vaters auf dem Carneval? Das war ich; ich habe Euch genug

gewarnt, aber es giebt Leute, die, wenn man ihnen hundertmal sagt: hier liegt ein Stein, es nicht glauben, bis sie selber darüber gestolpert sind. Bei der Lotterie ohne Treffer, bei dem Pistolenduell, war ich auch dabei, und hab' als Mohr das Waisenkind gespielt; war ich nicht ein schöner Mohr? Ich habe meine Kleider noch alle, soll ich sie holen?"

Ephraim nickte bejahend, sein Kopf wirbelte ihm von dem vielen Gerede Schnauzerle's, er war seit mehreren Tagen nicht gewohnt, sich mit einem Menschen zu unterreden, und nun sah er plötzlich ein scheckiges Vagabundenleben irrlichterirend vor sich hertreiben und so vielfach seinen Lebensweg durchkreuzen. Ephraim, dem allzeit ein Mißverhältniß zwischen seinem Wesen und seiner Stellung vorschwebte, pflegte auch in Andern solches zu suchen, und rückte Jeden willkürlich aus der gegebenen in die ihm passend scheinende Lage; so versetzte er auch Schnauzerle wieder in eine andere Abkunft und sah ihn mit literarischem Ruhm als eine Art Rabelais oder Voltaire in den Salons glänzen. — Als Schnauzerle in seiner Mohrentracht wiederkam, traf er seinen Gefangenen weit nachdenklicher als zuvor, denn das ist das Eigenthümliche in der Unterhaltung eines Spaßvogels, daß sie abständig wird, sobald sie durch eine Pause ruht und nicht unausgesetzt immer neue Kunststücke aufgetrieben werden.

In wenigen Stunden hatte Schnauzerle sein Wesen und seine Schicksale dargelegt, alles Weitere konnte nur Wiederholung oder Variation sein. Als die Dämmerung eintrat, entfernte sich Schnauzerle.

Ephraim durchmaß in kleinen Schritten den engen Raum seines Kerkers, plötzlich hielt er inne und zählte die Glockenschläge von der nahen Thurmuhr, es schlug acht, von einem andern Thurme schlug es abermals, Ephraim zählte wieder, so auch von einem dritten; das war eine Plage, deren er sich nicht erwehren konnte, seitdem er hier gefangen saß, hier, wo es ihm gleichgiltig sein konnte, um welche Stunde es war, hier zählte er unwillkürlich jeden Hammerschlag, durch keine Ueberlegung, und nur wenn er mit Tisch und Stuhl polterte oder laut aufschrie und sang, konnte er sich aus diesem Zählen herausbringen. Vielleicht konnte er sich dieses Eindrucks nicht erwehren, weil es in der lautlosen Stille der einzige Ton war, der zu ihm drang.

Die burlesken Sprünge Schnauzerle's stimmten Ephraim eigenthümlicherweise nur zur Wehmuth. Er stellte den Stuhl auf den Tisch, stieg hinauf und lugte hinaus in die sternenhelle Nacht. Gerade über ihm glänzte der Jupiter mit seiner bläulichen Flamme. — „O diese Sterne, sprach er fast laut, sie sind Welten, bewohnt wie unsre Erde, und noch viel größer als sie; siehe, dort schweben Millionen Welten, und unsere Erde ist nichts als ein Tropfen im Meere, in dem sich ein Häuflein Würmer tummelt, das man die Menschheit nennt; ich steige von Stern zu Stern, von Welt zu Welt. Halte fest mein Geist und zittre nicht vor der Unendlichkeit, siehe, hier stehst du und blickest hinab auf den Erdhaufen, wo sie sich in Nationen und Religionen streiten, bis der Tod sie abschüttelt wie die Blätter von einem Baume; sieh, da und dort haben

sie ihre Hütten zusammengestellt, wie sie rennen und jagen, sich erlustigen, hassen und lieben, hungern und prassen, dort, am zahllosen Sande des Meeres, dort unter einem winzigen Kiesel liegt eine Fliege gefangen, wie sie wimmert und sich grämt! der Kiesel, das ist dein Kerker und die Fliege bist du; jauchze, meine Seele, hoch über den Welten, du bist frei — o Ewigkeit! unendliche, würden dich die Menschen erkennen, sie würden sich liebend in die Erde theilen, da will aber jeder allen Raum für sich; wann wird das Leben beginnen und Friede und Freiheit? Tod, du bist der einzige Heiland!"

Lange saß Ephraim hier und grub sich hinein in den Mittelpunkt des Weltdaseins, er hielt die Hand auf die Stirne, seine Besinnung schien zu wanken, seufzend schloß er das Fenster und legte sich auf die Pritsche.

Des andern Tages kam Schnauzerle und holte ihn zum Verhör ab. Schon seit den zehn Tagen seiner Gefangenschaft hatte sich Ephraim darauf vorbereitet, er wollte dem Richter mit Trotz und Schärfe darthun, wie nicht er allein, sondern die meisten Christen falsche Pässe hätten, da ihre Taufscheine auf den Namen Christi ausgestellt wären u. s. w., als er aber jetzt vor den Richter kam, da fühlte er plötzlich ein unbezwingbares Zittern und Beben. In Gedanken hatte er schon hundertfach die vernünftige Gültigkeit der Staatsgewalten, ja die ganze Weltordnung in Frage gestellt; der sich den Staatsgewalten trotzig entgegenstemmte, stand hier niedergeschlagen und demüthig, denn er stand hier

zum Erstenmal in seinem Leben vor einem Richter, in offenbarem Widerstreit mit der Staatsgewalt, der Fälschung angeklagt; zudem war Ephraim von Jugend auf gewöhnt, jeglichen Beamten mit Demuth und Ehrfurcht zu betrachten, und selbst in diesem vorgerückten Alter hatte er den Muth nicht, keck aufzutreten.

Der Richter hatte einen Rattenkönig von Verbrechen ausgeheckt, und ängstigte Ephraim damit; da waren Eingriffe in die Adelsrechte, Fälschung, Defraudation u. s. w. und ein inquisitorisches Nachforschen nach Zweck und Veranlassung der Aufzeichnungen in seinem Taschenbuche. Es war beim Vorhalten seiner Bemerkungen, als ob eine eindringende Kriegerhorde schlummernde Kinder aus dem Bette riß. Ephraim sah voll tiefen Mitleids mit sich selbst sein eigenstes tief verborgenstes Leben zur Verantwortlichkeit an's Licht gezerrt: was er in stillen Weihestunden empfunden und was er im kecken Uebermuth und Kampf gegen die Welt zum Pfeile geschliffen, das Alles sollte er rechtfertigen und ausdeuten. Er sah sich bei lebendigem Leibe unter dem Secirmesser des Anatomen. Er benahm sich mit einer völligen Muthlosigkeit, er gestand Alles, denn er wünschte seine Haft bald zu enden und seine Strafe anzutreten; auch überredete er sich im Innern, daß er lächelnd auf das kleine Getriebe da unten herabschauen könne. Der Richter schien befremdet über diese freiwilligen Zugeständnisse.

Nur darin blieb Ephraim standhaft: er verschwieg den Namen dessen, der ihm den falschen Paß ausgestellt, und verlangte mit Entschiedenheit, daß ihm

Trevirano, sein Verräther, gegenüber gestellt würde. Der Richter behauptete, von keinem Menschen dieses Namens etwas zu wissen, auch seine Bücher, um welche Ephraim flehentlich bat, wurden ihm nicht gegeben.

Hundertfach schwül und dunstig schien Ephraim die dumpfe Einsamkeit, als er nach dem Verhöre wieder in seinen Kerker zurück gebracht wurde; er rannte wie rasend darin umher, aber am Ende mußte er sich doch wieder beruhigen, er konnte keinen eignen freien Gedanken mehr finden, es war ihm, als ob sein ganzes Seelenleben an einer Kette gefesselt läge, deren letzte Enden draußen in den Gerichtsacten eingenietet waren.

Schnauzerle kam nun öfters, Ephraim wollte ihn nicht verstehen, da er mehrfach bemerkte, alle Menschen wären blind und stumm, wenn man ihnen Gold auf Auge und auf Zunge lege.

Eines Morgens wurde Ephraim wieder in das Verhörzimmer gebracht, Fußschellen lagen auf dem Gerichtstische, der Richter trat ein und verkündete dem Inquisiten, daß er mehrere hundert Thaler Strafe nebst den Untersuchungs- und Gefängnißkosten bezahlen, und ein Jahr lang die Karre ziehen müsse; hierauf übergab der Richter Schnauzerle die Fußschellen, um sie Ephraim anschmieden zu lassen. Ephraim stand da, die Augen weit aufgerissen, sich mit der Hand nach der Stirn fahrend, dort war es als ob eine Natter plötzlich ihre giftigen Zähne in das Gehirn einhackte, aber wie mit Blitzesschnelle fing er wieder plötzlich an laut zu lachen, er hatte sich mit seinem Bewußtsein hoch über sich gestellt, und schaute nun verklärt herab auf die seltsame

Verschlingung eines Lebensfadens, der ihm fremd gegenüberlag: da stand ein Mensch, der irr und wirr sich in der Welt umherschleppte, der in mancher Nacht mit Dämonen gerungen und obgesiegt hatte, da stand er nun und sollte in Fußeisen eingeschmiedet werden! War das nicht eine seltsame Erfindung des dichterischen Geistes? Er dachte sich in noch seltsamere Verwicklungen hinein, er wußte nicht mehr, ob er Arzt oder Kranker, Dichter oder Gedicht, er wußte nicht mehr, wer er war.

Der Richter nahm dieses seltsame Starren und dieses irre Gelächter Ephraims für einen Anfall des Wahnsinns, von welchem ihm Schnauzerle schon Kunde gegeben hatte. Ephraim wurde wieder in sein Gefängniß zurückgebracht. Auf sein Verlangen erhielt er hier die Erlaubniß, seine Angehörigen brieflich von seinem Schicksale zu benachrichtigen, Schnauzerle aber machte ihn abermals darauf aufmerksam, „daß die Leute nur so lang eine Faust machen, bis man ihnen Geld in die Hand geben will, dann machen sie sich schön auf;" endlich ging er mit der Sprache frei heraus, und Ephraim gab ihm Vollmacht, alle seine Habe für Bestechung u. s. w. anzuwenden, er verlangte nichts als seine Bücher und den Ueberrest des Geldes, um mit der Post nach Breslau zurückzukehren.

Gegen Abend kam Schnauzerle triumphirend mit einem Laufpasse nach Breslau zu Ephraim in das Gefängniß, er verrechnete alles Geld und betheuerte, keinen Heller für sich behalten zu haben. „Der Criminalrath war criminalisch zäh," sagte Schnauzerle, „wenn

aber ein Regent bestechliche Beamte haben will, soll er nur tyrannische Gesetze geben, da giebt Einem das Gewissen Absolution, wenn man durch die Finger guckt." Ephraim antwortete keine Sylbe, die Gefängnißthüre war offen, er beharrte darauf, noch diese Nacht hier zu bleiben. Nur mit Wehmuth schied er am andern Morgen von diesem Orte, zweimal kehrte er, als er schon auf der Treppe war, wieder zurück, und betrachtete die Mauern und die Möbel, auf denen sein Blick so lange geruht hatte, er gedachte der unzähligen Nachfolger, die gleich ihm hier wimmern würden, und jetzt erst zerdrückte er eine Thräne in seinen Wimpern.

Die erste That Ephraims, nachdem er befreit war, bestand darin, daß er auch seinen Mitgefangenen Chulicki auslöste. Es war ein wunderliches Verhältniß, als er nun dem Manne, mit dem er sich ungesehen und singend unterhalten hatte, Aug in Auge gegenüberstand. Chulicki war eine verwilderte Natur, und als er mit einem Gemisch von Stolz und Unterwürfigkeit für seine Auslösung dankte, entgegnete Ephraim:

„Es ist besser, gar nichts haben als nur einen elenden Rest." —

In der That hatte Ephraim jene Lust der Verschleuderung, die sich dessen bemächtigt, der sich verloren sieht und nun im Unmuthe jede verbliebene Stütze von sich wirft, um ganz entblöst dazustehen. Chulicki wollte sich ihm anschließen, aber Ephraim wies ihn lachend ab.

In Begleitung seiner Bücher saß Ephraim in dem Wagen auf dem Wege nach Breslau; an einer Quelle, die am Wege floß, stieg er aus und starrte lange in

den hellen Spiegel, er hatte seit langer Zeit seine Gesichtszüge nicht mehr gesehen; er wendete sich mehrmals ab und schaute wieder in den Wasserspiegel, es war ihm als ob er einen alten Mann mit fremdem Antlitz darin sähe.

24. Heimkehr.

Nach einem Zeitraum von mehr als zehn Jahren stieg Ephraim abermals in dem uns bekannten Wirthshause zu Deutsch-Lissa ab. Gleich beim Aussteigen bat er den Gastwirth, dem Postillon einstweilen das nöthige Post- und Trinkgeld zu übergeben. Der Wirth maß den Ankömmling von oben bis unten mit verwundertem Blicke und setzte schnell die Mütze, die er bisher in der Hand gehalten, trotzig wieder auf; schnell eilte er hinzu, um die großen Koffer in das Haus bringen zu helfen, er legte selbst Hand an, und freundlich schmunzelnd wog er die Schwere derselben. In der Wirthsstube verlangte der Fremde schleunigst Schreibmaterialien und einen Boten, der nach Breslau ginge.

„Gut Wetter zum Reisen," sagte der eintretende Wirth zu seinem Gaste, „jetzt ist jeder schöne Tag geschenkt, das Sprüchwort sagt: nach Michaeli ist unser Herrgott dem Deutschen keinen schönen Tag mehr schuldig."

„Das ist er eigentlich das ganze Jahr nicht," antwortete Ephraim.

„Ist der Herr schon einmal in der Gegend gewesen?" fragte der Wirth wieder.

„Ja, vor vielen Jahren.“

„Nicht wahr, man kennt das Schlesien kaum mehr? Die Straßen, so sauber und gut zum Fahren wie der Tisch, denn bei den Beamten, Herr, da heißt's aufgepaßt! Das geht nicht mehr wie in den österreichischen Zeiten, da hat's Himmel und Geld gekostet, und ist gar nichts geschehen. Gottlob, daß wir preußisch sind. Von Anfang haben wir unserm alten Fritzen nicht recht trauen wollen, weil wir geglaubt haben, er wird uns Katholische wie Stiefkinder behandeln, aber: denkt was ihr wollt und zahlt was ihr sollt, ist sein Sprüchwort; dem ist Alles gleich.“

„Ja, im Steuernbezahlen,“ entgegnete Ephraim, „und da fügt es sich gerade, daß diejenigen am wenigsten Rechte haben, die am meisten bezahlen müssen.“

„Unter uns gesagt,“ fuhr der Wirth fort, ohne auf diese Entgegnung einzugehen, „er hat eigentlich gar keine Religion, er ist seit seines Vaters Tod nicht zu Gottes Tisch gegangen; aber was geht das uns an? Es muß jeder seine Haut selber zu Markt tragen. Das bleibt ausgemacht, das Land hat ihm viel zu verdanken. Der Kartoffelsalat, den Sie da essen, nicht wahr, es sind gute Kartoffeln? ganz wie Mehl; vor sechs Jahren hat man noch nichts davon gewußt, da haben Sie gleich ein Exempel, was wir ihm zu verdanken haben. Die dummen Bauern haben Mordjo geschrien, wie man vor sechs Jahren auf des Königs Befehl die Kartoffeln hat pflanzen müssen: da sei lauter Gift in den Klumpen: und man wolle sie arm machen. — So ist das Volk, man muß ihm trotz allem Schreien den

Vortheil in's Maul schmieren wie einem Kind den Brei. In dem vergangenen gräßlichen Hungerjahr haben sie tausendmal Gott gedankt, daß man Kartoffeln hat, wie viele Tausende hätten sonst verhungern müssen. Wer mir was gegen meinen König sagt, hat's mit mir zu thun," schloß der Wirth, schenkte sich ein Glas Kartoffelschnaps ein, und trank es auf einen Zug aus.

Ephraim übergab dem harrenden Boten den Brief, der Wirth eilte dem Boten nach, traf ihn auf der Hausflur und las die Adresse: „An Gebrüder Kuh in Breslau." „Holla, da kann man schon borgen," schmunzelte er vor sich hin, ging wieder zu seinem Gaste, setzte sich mit stolzer Herablassung zu ihm und erklärte: wie er durchaus nicht nach dem Scheine urtheile, überhaupt nicht vorurtheilsvoll sei, das habe auch dem großen Fritz, der auf seinen Revuereisen zweimal bei ihm abstieg, so sehr an ihm gefallen; ihm sei Christ und Jud, Türk und Heid gleich, es seien ja alle Menschen. Die Juden seien auch mitunter brav, und Menschen wie Andere.

Ephraim verlangte nach seinem Zimmer.

„Wissen Sie auch schon," sagte der Wirth, indem er seinem Gaste die Treppe vorauf ging, „daß man sich in's Ohr sagt: weil so große Hungersnoth war, haben die Potentaten auch einen langen Magen, drum haben sie sich einen polnischen Salat angemacht, der eine hat Essig, der andere Oel zugeschüttet, der dritte Pfeffer daran gethan, jetzt wird's noch untereinander gemacht, dann portionenweise gegessen; Spaß apart, das unruhige Polen soll zerrissen werden, der Russ'

und der Oestreicher nimmt Jeder ein Stück davon, und wir, wir gehen auch nicht leer aus, das Sachsen essen wir dann noch wie eine Buttersemmel, und wenn erst der König von Preußen Kaiser ist — — Befehlen Sie noch was?"

„Nein," antwortete Ephraim und verschloß sich in sein Zimmer. — Die heiße Stirn an die Fensterscheiben gedrückt, starrte er hinaus auf die Straße, er dachte an die traurige Art seiner Rückkehr. Schnell schweifte sein Geist durch all die Häuserreihen und schaute hinaus zu den Fenstern; er sah sich selber niedergeschlagenen Blickes einherwandeln, er wußte Alles, was sie hier an den Fenstern zischelten und klug redeten — den Kopf zurückwerfend wandte er sich schnell um, und wandelte das Zimmer auf und ab; vor seinen Koffern stand er still, betrachtete dieselben einige Sekunden, schloß auf, nahm ein Buch und warf sich auf das Bett. Lange und emsig las er in den abgegriffenen Blättern, bis das Buch seiner Hand entfiel und er einschlief. —

Er wußte nicht, wie lange er geschlafen, als er plötzlich an die Thüre klopfen und seinen Namen rufen hörte; er sprang auf, öffnete, und lag seinem Bruder Nathan in den Armen; aber schnell, als ob ein verscheuchender Gedanke ihn aufschreckte, riß er sich los, setzte sich still auf das Bett und starrte gläsernen Blickes seinen Bruder an.

„Wie heißt du jetzt?" fragte Ephraim.

„Ich bin dein Bruder, was kümmert's dich, welchen Namen ich im Kirchenregister führe?"

„Du bist nun auch bei der Gesellschaft, die den Judenzoll einkassirt, stehst du dich gut dabei?“ — —

Nur leise und mit den behutsamsten Worten vermochte es Nathan, den Bruder zur traulichen Darlegung seiner inneren und äußeren Lebensschicksale zu bringen. Täuschungen, Kränkungen und Mißhandlungen aller Art erzählte Ephraim mit einer kalten Gleichgiltigkeit, mit einer innern Folgerichtigkeit, daß man sah, er wollte dafür gelten, daß er die begeisterten Gefühle für Freundschaft und Liebe, Menschenbeglückung und Menschenvertrauen schon längst zu Grabe bestattet habe, und wandle nun kalt und rührungslos an ihren eingesunkenen Leichensteinen vorüber.

„Ich erhebe als Bettler die Bruderhand zu dir,“ schloß er, „gieb mir ein Kleid und Geld, das so lange hält, bis ich zu den sogenannten Wilden gelangt bin, dort brauch' ich euer gemünztes Geld und euern gemünzten Glauben nicht mehr; oder bist du auch schon so weit in euerm Christenthume, daß du fühllos bist für mein unnennbares Leid? Hast du auch Schadenfreude und Bosheit im Herzen gegen den Juden, der dein leiblicher Bruder?“

„Du willst immer, Andere sollen vergessen, daß du ein Jude bist, und du vergissest es selber nie,“ entgegnete Nathan barsch, und fuhr dann traulicher fort: „Sieh' doch in den Spiegel, du bist krank, komm mit nach Breslau, da wirst du gesund werden.“

Fast willenlos ließ sich Ephraim bewegen, in seine Vaterstadt zurückzukehren.

„Wie wär's," sagte er zu Nathan, als er mit ihm im Wagen saß, „wie wär's, wenn wir den Pferden die Zügel in die Hand gäben und uns selber vor den Wagen spannten?"

„Da müßten wir ein anderes Riemenwerk haben," versetzte Nathan lächelnd und seinen Bruder scharf in's Auge fassend.

„Ja, eine andere Religion," erwiderte dieser; er wollte eine Prise nehmen, machte aber die Dose verkehrt auf und verschüttete den Tabak; er fing an laut zu lachen, Nathan heftete abermals einen scharfen Blick auf seinen Bruder und schüttelte den Kopf.

Kaum waren sie eine Strecke gefahren, als Ephraim plötzlich aus dem Wagen sprang und den Weg zurück rannte; Nathan rief, aber Ephraim hörte nicht darauf, bis er plötzlich über einen Steinhaufen fiel, Nathan eilte zu ihm, hob ihn auf, das Blut rann Ephraim von der Stirne, die scharfen Steine hatten ihm das Gesicht zerschunden. Nach einer Weile sprang Ephraim abermals aus dem Wagen, Nathan kehrte sich nicht daran, knallte mit der Peitsche und fuhr davon; Ephraim setzte sich in den Graben am Wege und sah seinem Bruder mit Thränen in den Augen nach; als er die Staubwolke nicht mehr sah, rannte er ihm nach, weinend und schreiend, aber Nathan hörte nicht. Jetzt ging es bergauf, Ephraim strengte seine letzte Kraft an, schrie und rannte; keuchend kam er bei Nathan an, der ihm, ohne ein Wort zu reden, die Hand reichte und ihn in den Wagen hob.

„Meine Frau freut sich sehr auf deine Ankunft,"

sagte Nathan endlich, „sie kennt dich von alten Zeiten her, wie sie sagt, erinnerst du dich der Rosa Petzholdt, der Tochter unseres Schreiblehrers? Das ist meine Frau."

Ephraim preßte die Lippen übereinander. „Ich will bei unserm Bruder Maier absteigen," sagte er, und mit ganz heller Besinnung fragte er nach einer Pause:

„Fühlst du dich nun ganz al pari mit einem Christen?"

„Vollkommen," erwiderte Nathan Friedrich.

„Ich konnte mich nie dazu bringen," fuhr Ephraim fort, „noch in der besten Vertraulichkeit fühle ich mich wie begnadigt, durch Rücksicht und Dank gebunden. Ich möchte mich einmal mit einem Christen balgen. Thu du's mit mir, du bist ja ein Christ."

Wieder sah Nathan traurig auf seinen Bruder bei diesen seltsamen Absprüngen und suchte ihn auf alle Weise zu beruhigen.

Vor dem Thore stand eine weibliche Gestalt in Trauer gekleidet, sie trug einen auf dem Kopfe befestigten Flor, und über die Stirne, fast bis in die Mitte der Augbrauen legte sich eine herzförmig zugespitzte Schneppe von schwarzem Krepp; sie streckte beide Hände nach den Ankommenden aus. Nathan hielt still, Veilchen stieg ein, ein Schmerzensschrei und sie lag ihrem Bruder Ephraim weinend an dem Hals, dann streichelte sie ihm Stirne und Kinn und blickte ihm treuherzig in das unstete Auge.

„Woher ich so zerschunden bin, fragst du?" begann Ephraim, „ich bin auf meinem Wege über Steinhaufen gefallen, warum trägst du aber Trauer?"

Veilchen erzählte nun, daß sie seit einem halben Jahre als Wittwe in ihre Heimath zurückgekehrt sei; sie bat mit den innigsten Worten ihren Bruder, bei ihr zu wohnen; sie wollten sich ein friedliches Leben auferbauen, heimisch und still mit einander ihre Tage verbringen; sie beschrieb ihm, wie sie sein Zimmer eingerichtet habe, sie malte in den lockendsten Farben, wie sie für ihn sorgen, ihn pflegen wolle, Alles wollte sie für ihn thun. Ephraim aber antwortete kalt:

„Es ist am gescheitesten, du heiratheſt wieder, Veilchen; ich will nicht, daß die Leute auf unsere Wohnung deuten und sagen: dort wohnen zwei bankerutte Wittwen; nein, nein, auch bleibe ich nicht hier."

Als sie zum Thore hineinfuhren, nahm Ephraim die Hand seiner Schwester und sagte:

„Erinnerst du dich noch der Geschichte der Ruth aus der Bibel? Als die edle Mutter verarmt von der Auswanderung nach Bethlehem heimkehrte, staunte die ganze Stadt und sagte: ist das Amorosa? sie aber sprach: nennt mich nicht mehr Amorosa, nennt mich Dolorosa, denn der Herr machte mir bitter und wehe. Wenn ich nur auch Aehren lesen dürfte, wie Ruth, barfuß in den Stoppeln. Ich stehe hier als Bettler, laßt mich nicht verhungern, Hiob ist mein Name."

Alles schwieg.

Die erste Nachricht, die Ephraim auf der Schwelle seiner Vaterstadt erhielt, war die Kunde von dem Tode seines ältesten Bruders Maier, der schon vor drei Jahren gestorben war.

25. Werthers Leiden.

Mehrere Tage lag Ephraim zu Bett und nahm keinen Besuch an; in der Breslauer Judengemeinde wechselten die fabelhaftesten Gerüchte über Schicksal und Aussehen Ephraims. Am Ausgange der Brodyer Synagoge sprach man besonders lebhaft darüber, und Heymann Lisse machte Alles lachen, indem er bemerkte, es gäbe Kühe, die man nicht melken könne, weil sie sich selber die Milch aussaugen, wenn man sie nicht kurz an die Krippe anbinde.

Solches Gespötte ahnte Ephraim, darum wollte er Niemand sehen, nur als Philippine sich anmelden ließ, lächelte er wieder und bat, daß man sie eintreten lasse.

„Wie gefällt dir mein Gesicht?" fragte Ephraim, „nicht wahr, das sind modische Schönpflästerchen."

„Du wolltest ja zu den Wilden, und hast dich vorher comme il faut tätowirt," erwiderte Philippine.

Mit dieser einzigen Antwort war Ephraim plötzlich wieder in das ganze alte Verhältniß zu seiner muntern Cousine versetzt; die vielen Jahre, seitdem er sie nicht gesehen, hatten wohl ihre äußere Erscheinung ganz und gar, aber ihr eigenthümliches Wesen auch nicht im Geringsten verändert, sie war von behäbigem Aussehen, hatte aber noch immer dieselbe graziöse Unruhe, dieselbe kecke Laune.

„Was siehst du mich so an?" fragte sie, „willst du mich ganz genau mustern? Siehst du, so bin ich." Sie drehte sich auf dem linken Fuße im Kreise herum, und machte einen Knix.

„Du siehst recht respektvoll aus," bemerkte Ephraim.

„Ach Gott, schweige mir davon," erwiderte Philippine, „es hat mich genug geärgert, daß ich nicht mehr Würde, mehr aplomb, wie Täubchen sagen würde, habe; da behandeln mich die Leute noch immer, wie wenn ich sechzehn Jahre alt wäre, und wenn ich etwas Ernsthaftes sage, oder bedeutungsvoll auftreten will, lachen sie. Ich habe mir eine Zeit lang viele Mühe gegeben, majestätisch und ruhig einherzutrampeln, siehst du so, und mit der Hand nur so leise eine Bewegung zu machen, oder huldvoll zu lächeln, aber da ist's mir bald zu eng geworden, ich hab' all die Bänder heruntergerissen und jetzt ist mir's wieder wohl; es giebt nichts Langweiligeres, als die sogenannte Würde, ich kann mir sie nicht aneignen und jetzt will ich sie nicht mehr. — Ich will dich auch um etwas bitten, lieber Vetter."

„Nun?"

„Wenn du verstimmt bist, thu' der Welt den Gefallen nicht, daß sie dich trösten darf. Da kommt ein Jeder und will seine Portion Schmerzgesicht; schick' ihn mit Lachen fort. Wenn du was hast, bring's mir, ich bin ein guter Schrank."

Ephraim glaubte, daß seine Cousine ihre natürliche Laune gern noch steigerte, um ihn aufzuheitern. Die Stadtgeschichte, das heißt die Geschichte der Judengemeinde aus den letzten zehn Jahren, bot reichen Stoff; in die Erzählung Philippinens mischte sich trotz aller Gutmüthigkeit doch eine gewisse Spottsucht; aus dem Kreise der Stadtgeschichten gelangte man bald wieder in den Mittelpunkt der Familiengeschichten.

„Was sagtest du dazu," fragte Philippine, „daß deine Schwägerin Täubchen mit einem Todtenkopfe[1] davon geflogen ist? Es war ein schöner Offizier, ein Mensch „wie ein Andonis." Solche Art „Morgen- und Abenteuer" gehören auch in das Nécessaire einer Dame der haute volée. Täubchen hatte auch reiten gelernt, und ihren Stallmeister einmal gefragt, ob das Pferd auch religiös wäre — sie meinte nämlich: fromm. — Sie gab auch große Gesellschaften, und die „Herren Christen" spotteten über sie, wenn sie sich bei ihr vollgegessen hatten; nie lud sie einen Juden ein, denn: ich bin responsable für ihre Verstöße gegen den bon ton, pflegte sie oft zu sagen, und die „Herren Christen" sollten auch in ihrer Umgebung nie merken, daß sie eine Jüdin war. Deine Schwägerin Rosa, die ist so lieb, zum Küssen, so gut und herzig; ich beneide Rosa oft, sie ist so still und glücklich und macht Jeden glücklich, mit einem Blick, mit einem Lächeln, mit nichts. Rosa ist die beste Blumenzüchterin, jedes Pflänzchen gedeiht ihr, und ich, ich liebe Blumen doch auch, aber ich vergesse sie immer zu pflegen, und sie verkommen mir; Rosa hat eine wahrhafte Blumenhand. Da mach' einmal ein Gedicht drauf."

Ephraim schwieg, und Philippine fuhr nach einer Weile fort:

„Da ist dagegen bei deiner Schwägerin Täubchen nichts als Hochmuth und Schminke. Es ist schade, daß Täubchen nicht mehr hier ist, denn sie hat mir viel Spaß gemacht, und ich war ganz allein „en faveur"

[1] Ziethen'scher Husar.

bei ihr. Ich kann ihre Bildung mit nichts Anderem vergleichen, als, sie ist so, wie wenn eine Schauspielerin auf einem Backen geschminkt auf die Bühne käme. Sie hat halbe Tage mitten auf dem Sopha ganz allein gesessen, dekoltirt und den Schooßhund auf dem Arm, und hat sich eingeübt, wie man eine recht vornehme Attitüde einnimmt. Aber Eines ist, um das ich Rosa am meisten beneide."

„Und das ist?"

„Denke dir, sie hat nie Langeweile und ist doch so gescheit. Sie ist zufrieden wie ein Baum im Garten, sie kann wochenlang still glücklich sein, wenn gar nichts geschieht, wenn sie nicht vom Fleck kommt; und ich, ich vergehe vor Unruhe, wenn ich einen Tag nichts erlebe und nichts zu erwarten habe. Am meisten Mitleid hatte ich mit deinem Bruder; dem guten Chajem Achilles war es wind und wehe in den vornehmen Gesellschaften, wo er selber den Vornehmen spielen mußte; wenn er zu mir kam, athmete er wieder frei auf; jetzt ist er mit Täubchen nach Paris gereist."

Als Philippine endlich wegging, schaute ihr Ephraim mit schwerem Blicke nach.

Den ersten Ausgang machte Ephraim zu seinem Bruder Nathan, der vor dem Oberthore in einem Garten wohnte; er traf seinen Bruder allein, die Schwägerin war ausgegangen.

Nathan zeigte nun Ephraim mit dem Behagen des ruhigen Besitzes sein Haus, die bequeme Einrichtung, die Gartenanlagen u. s. w.

„Komm her, Ludwig," rief Nathan einem schönen Knaben von ungefähr sechs Jahren zu, der auf der

Hausflur sein Steckenpferd ritt, „gieb dem Herrn eine Hand, das ist der Onkel Ephraim.“

„Hast du mir auch was mitgebracht, und darf ich mit dir in deinem Wagen fahren?“ fragte der Knabe.

Das Angesicht Ephraims verfinsterte sich, das Bewußtsein seiner Armuth fiel ihm schwer auf's Herz, er konnte nicht einmal diesen Knaben beschenken, er küßte ihn auf Stirn und Mund, es war die Stirn und der Mund seiner Mutter, der Knabe ritt davon. Nathan führte seinen Bruder im Garten umher, plötzlich blieb Ephraim stehen, fuhr sich mit der Hand über die Augen und stampfte auf den Boden.

„Sieh', Bruder,“ sagte er, „du stehst hier auf eigenem Grund und Boden, ein Stück von der großen Erde ist dein, bis hinab in die tiefste Tiefe, bis hinauf zur Himmelshöhe ist es dein, du hast festen Fuß auf der Erde, und ich? Ich kann mit Christus sagen: ich habe nicht, wo ich mein Haupt niederlege. Das Blatt, das ich vom Baume, die Blume, die ich von der Wiese pflücke, sind sie mein? Nur eine Hand breit Erde möcht' ich zu eigen haben, draußen, wo Frühling und Winter, Sonne und Sturm auch über meiner Erde aufgehen; ich bitte dich, Nathan oder Friedrich, wie du jetzt heißest, verzeih', ich kann mich noch nicht daran gewöhnen, ich bitt' dich, gieb mir ein kleines Gartenstückchen, ich will dir einen Zahn aus meinem Munde dafür geben, welchen du willst, der ist noch mein eigen; lache nicht; ich bin kein Kind, und doch, zeigt sich nicht schon darin, daß die Kinder gern umzäunte Gärtchen für sich haben, eine tiefe Bedeutung? Sieh', Bruder,

der Grundgedanke ist der Gedanke auf Grund und Boden, auf Besitz, nicht wahr?"

„Du kommst zum Einkauf, wenn der Markt sich schon verlaufen hat," erwiderte Nathan Friedrich, „du gelangst etwas zu spät zur Einsicht von der Nothwendigkeit und Annehmlichkeit des Besitzes; zum Grundbesitz hättest du, wie du ja wohl weißt, in deiner jetzigen Verfassung nicht gelangen können, betrachte das Meinige als dein Eigen. Soll ich dein Lehnsherr sein?" —

„Aha! ich verstehe," unterbrach ihn Ephraim, „ich kann als Jude keinen Grundbesitz haben, verzeihe, ich hatte vergessen, daß das eine christliche Sonne ist, die über uns scheint, da sind ja christliche Vögel, die da fliegen, lauter christliches Gras und Blumen." —

Man hörte die Gartenthüre gehen. „Meine Frau," sagte Nathan; Ephraim schrack zusammen, zu keiner unpassenderen Zeit hätte er Rosa wiedersehen können, als eben jetzt, da der schrillende Mißklang der Glaubensunterschiede noch in seinen Ohren gellte.

Rosa reichte ihrem Schwager die Hand und hieß ihn herzlich willkommen; Ephraim wagte kaum die Augen zu erheben und die reizend-majestätische Gestalt Rosa's zu betrachten. Nach und nach verlor er indeß immer mehr seine Schüchternheit, er forschte in ihren Zügen, es waren noch dieselben, die sich einst in seinen Jugendtraum eingeprägt hatten; und doch waren sie wieder ganz anders; die heitere Freundlichkeit Rosa's überließ ihn nicht lange seinen Grübeleien. Es lag so viel besonnene Ruhe und Klarheit, so viel Weisheit in ihrem ganzen Wesen, daß man sich unmittelbar

angezogen und in eine klare Atmosphäre versetzt fühlen mußte; auch dem zarten Scherze huldigte Rosa gern, doch mit einem gewissen ruhigen Lächeln, wobei man nicht aus würdevoller Haltung kam, ihre Rede ermangelte des Witzes und war doch des Scherzes voll.

„Ich habe auch noch eine Reliquie von Ihnen," sagte sie unter Anderem zu Ephraim, das „A B C, das Sie mir in der Schreibstunde bei meinem seligen Vater vorzeichneten, habe ich lange Zeit in meinem Gesangbuch liegen gehabt, bis ich's einmal auf dem Kirchgange verlor; als ich es wieder fand, habe ich's besser aufbewahrt, ich will es Ihnen einmal zeigen. Es waren doch schöne Zeiten, da wir noch so jung waren."

„Wenn nur der Vater nicht so stark auf die Finger gesehen und geklopft hätte," bemerkte Nathan Friedrich lächelnd.

„Es ist doch sonderbar," sagte Ephraim zu Rosa, als er mit ihr allein war, „das Schicksal hat uns so seltsam auseinander gerissen und Sie mir jetzt wieder als Schwester zugeführt."

„Ich begrüße Sie mit Freuden als Bruder," erwiderte Rosa ihm nochmals die Hand reichend.

Ephraim sah still vor sich nieder.

„Sie machen, wie ich höre, so schöne Gedichte," begann Rosa leichthin, „darf ich mir etwas ausbitten?"

„Alle, alle, wenn Sie wollen."

„Nein, nicht das, ich bin nicht so unbescheiden, daß ich das verlange, nur um dieses bitte ich Sie: versprechen Sie mir auf Ihr Manneswort, daß Sie nie ein Gedicht auf mich machen, weder zum Lob, noch

zum Tadel. Wenn Sie mir das nicht versprechen, so könnte ich kein Wort frei reden und mich nicht unbefangen gehen lassen, wie es sich unter Verwandten gehört, immer müßte ich denken: jetzt hat er dich wieder weggefangen. Also Sie versprechen mir's?"

„Da Sie es wollen, so verspreche ich's gern."

Rosa erging sich noch mit ihm in theilnahmvollem Gespräche, sie war so heiter und frei wie Philippine, nur ruhiger, man möchte sagen logischer.

Einsam und gedankenvoll lebte Ephraim für sich hin, er mußte mehr als je und mitten unter den Seinigen ein in sich verschlossenes Dasein führen.

Ein Schmerzensschrei rang sich plötzlich von den Lippen vieler deutschen Jünglinge und Jungfrauen los, der Pistolenschuß des jungen Jerusalem weckte hundertfache Echo's, da und dort knallte eine Pistole im verborgenen Gebüsch, da und dort grub sich ein Dolch in ein armes oder verarmtes Herz, und eine schmerzvolle Seele verröchelte.

Mit feuchtem Blick und zitternden Pulsen las, verschlang Ephraim die „Leiden des jungen Werther," er war schon so alt, weit über die Jünglingsjahre hinaus, und doch war ihm jedes Wort, jeder Hauch aus der Seele gestohlen, das war eine Macht der Leidenschaft, in der das Herz erbebte, das war ein ungeahnter Zauber der Sprache, der die gewohnten Worte vernehmen ließ, als ertönten sie plötzlich melodisch von einem geliebten verehrten Geiste. Ephraim fühlte sich beklommen, als würden ihm seine ureigensten Lebensgedanken und Schicksale entwendet, und größer, tiefer vor die Augen

der Welt, und dann wieder verzerrt in fremde Beziehungen gesetzt; er zürnte dem Dichter, der ihm dies Alles geraubt, er, nur er selber durfte und mußte vor der Welt den Verband von seinen Wunden reißen und verbluten, oder frisch auferstehen, erlöst, mit dem Lorbeer gekrönt. Bald aber stieg er hinauf zu dem Reinmenschlichen, da verdoppelten sich die Schläge seines Herzens, er dankte dem Dichtergeiste, der in weiter Ferne ihm die leisesten Zuckungen seines Gemüths nachempfunden, vorempfunden hatte; als ob ihm nach und nach die Kehle zugeschnürt würde, so las er immer weiter bis zum Schlusse, und mit einem tiefen Seufzer schlug er das Buch zu — er hatte seinen Doppelgänger gesehen, er mußte sterben. — —

Fast die ganze Familie war in dem Garten Nathan Friedrichs versammelt; man sprach von einem jungen Offizier, der sich vergangene Nacht eine Kugel mitten durch die Stirn geschossen, die Leiden des jungen Werthers hatten aufgeschlagen auf seinem Tische gelegen.

„Der Mensch hatte schon ein verbranntes Gehirn und hat es nun noch einmal verbrannt," bemerkte Nathan Friedrich.

„Das Buch ist tief ergreifend," seufzte Veilchen, „aber die Männer halten für Stärke, was eigentlich nichts als Schwäche ist; es ist weit stärker, ein Leben zu ertragen, als es von sich zu werfen."

„Ich habe nur mit der Lotte Mitleiden," warf Philippine dazwischen, „Lieber Gott! was wäre das gräßlich, wenn man für alle die Leute verantwortlich wäre, die sich in Einen verlieben wollen und verliebt

haben; man könnte sich ja nicht mehr drehen und wenden, ohne zu fürchten, daß man einem Liebhaber auf den Fuß tritt. Jetzt wird es Mode werden, daß man sich à la Werther kleidet: blauer Frack, gelbe Weste, weiße Pantalons, die Farben tönen nur nicht recht in einander, zu gelb und weiß gehört nothwendig ein lichtbrauner Frack, und kein blauer."

„Nichts ist abgeschmackter als die Nachäfferei," bemerkte Nathan abermals, „wenn Einer den salto mortale machen will, soll er ihn wenigstens originell machen, und auch seinen Erfindungsgeist zeigen. Warum kneifst du die Lippen übereinander und schüttelst den Kopf, Ephraim? Was meinst du zu der Spekulation, wenn man jetzt blauen Merino à la Werther fertigen ließe? Ich glaub', er ginge reißend ab."

Ephraim antwortete noch immer nicht. Rosa trat indeß zu ihm und fragte in traulichem Tone:

„Warum so verstimmt?"

„Und verstummt?" ergänzte Philippine.

„Halten Sie uns für unwürdig, Ihre Ansicht zu hören?" fuhr Rosa fort.

„O nein!" antwortete Ephraim lächelnd; er hatte nun gehört, wie man eine solche „Nachäfferei" beurtheile, er schämte sich selber dessen, und wollte nun jeden Verdacht der Nachahmung in der Meinung seiner Angehörigen zerstören, darum sagte er jetzt:

„Ich sehe in dem ganzen Buche nichts als den letzten Nachzügler des überschraubten Minnethums: ein thatenloser und eingeengter Mensch sucht all sein Glück und seinen Lebenszweck in der Liebe, und weil

die Liebe allein nicht befriedigen kann, ist er unglücklich, hat immer einen Fuß in der Luft und weiß nicht, wo er ihn hinsetzen soll. Dieser Werther ist eine ohnmächtige Natur von einer übermächtigen Leidenschaft besessen; wir sehen alle Stimmungen in ihm blosgelegt; wir verfolgen ihre Strömungen, wie man nach einer Sage an einer deutschen Kaiserbraut den rothen Wein, den sie trank, durch ihren Hals rinnen sah. — Hätte nun aber Werther die Lotte geheirathet, er wäre noch viel unglücklicher gewesen, denn dann hätte er erst recht gesehen, wie noch gar viel Leeres in seinem Leben ist und „wie viel Kräfte in ihm ruhen, die alle ungenützt vermodern." Weil wir uns nirgends hin frei entfalten können, uns nirgends in der Vollkraft unseres Wesens, sei es vom Weltganzen oder vom Staatsleben, frei getragen fühlen, suchen wir all das Heil unsers Daseins in einer Turteltauben-Idylle, und werden schmählich betrogen, müssen schmählich betrogen werden. Im griechischen Alterthume fehlte die Liebe auch nicht, aber sie saugte nicht alle Lebenssäfte des Jünglings auf; Vaterland, Freiheit, Ruhm, die öffentlichen Unterredungen der Weisen und die öffentliche Verhandlung der Staatsangelegenheiten, dieses Alles beschäftigte Herz und Kopf des Jünglings wie des Mannes, da konnte man nicht zu jener Raserei gelangen, zweier braunen oder blauen Augen wegen die Welt auf den Kopf stellen zu wollen, und Alles zu durchwühlen und zu verzerren. Diese Liebesepidemie, an der die meisten tiefer fühlenden Zeitgenossen siechen, ist nichts als eine Folge der engherzigen Beschränktheit und Verrenktheit unserer Lebens- und

Staatsverhältnisse; weil wir nirgends hin unsere Hände frei ausstrecken können, klammern wir uns mit ihnen um den Hals eines Mädchens und wollen in feigem Egoismus dort Alles finden, was nur ein allseitig erfülltes Leben bieten kann. Es ist eine gewaltige Gährung überall, es ist mir immer, als ob die ganze Welt aus der Haut fahren möchte, so unbehaglich ist es Allen; mit Liebesgirren wird nichts gethan, die Trauringe an den Händen der Männer und Frauen sind nichts als Ringe einer großen Kette, an der die ganze Menschheit gefangen liegt." —

„So sagen die Leute alle, die mit leeren Fingern in der Luft herumgabeln," bemerkte Philippine.

„Ich wollte weiter nichts damit sagen," fuhr Ephraim fort, „als daß dieses kleinherzige Drängen und Treiben um eine einzelne Person oder um einen engen Kreis daran Schuld ist, daß die Welt von Pfaffen und Soldatenkönigen niedergehalten ist, in ihrem Käfig sind sie dann froh, wenn ihnen die hohen Herrschaften ein Stückchen Zucker in den Draht stecken. Es muß wieder eine Zeit kommen, wo frei und ungezwungen, in ebenmäßiger Entfaltung aller seiner Lebenskräfte ein Jeder sich getragen fühlt in der Harmonie eines großen Ganzen. Liebe und Familienleben ist Wurzel und Gipfel aller Daseinsfreude, in der Freiheit wird es weit weniger unglücklich Liebende geben, denn die Liebe wird nicht mehr das Va banque des Lebens sein, und ist's verloren, so sind noch Bahnen des Handelns und Genießens genug eröffnet. Auch Verzweifelnde mag es noch geben, aber wie himmelweit ist der Selbstmord

eines Cato von dem Werthers verschieden! Ach! wer doch schön sterben könnte!“ Ephraim wischte sich den Schweiß von der Stirn.

„Nur um Gotteswillen nichts vom Selbstmord,“ sagte Veilchen, mit beiden Händen in die Luft schlagend, als wollte sie das Uebel abwehren, „ich kann mir nichts Gräßlicheres für die Ueberlebenden denken, als wenn einer der Angehörigen selbst Hand an sich gelegt hat; stirbt Einer in Krankheit, so ist das schon traurig genug, und doch will's gar nicht in den Sinn, daß er nun nicht mehr da ist; er hat ja erst vor einer Stunde noch gesprochen, Medizin genommen und nun todt. Man ist sich selbst feind, daß man noch lebt, man ist allem Leben feind. Wie ergreifend ruft Lear bei der Leiche Cordelia's: ein Hund, ein Pferd, eine Maus soll Leben haben und Du nicht einen Hauch? — Ist der Tod schon so schrecklich, nun gar der Selbstmord, nun gar plötzlich mit dem vollen Leben todt — es ist mir immer, wenn ich so etwas denke, als ob man mir mit einem brennenden Eisen im Hirn herumwühlte.“

„Sie haben sich sehr erhitzt,“ sagte Rosa, mit einem Glas Zuckerwasser zu Ephraim tretend, „trinken Sie; ich danke Ihnen herzlich, daß Sie so gütig waren, uns Ihre Ansicht mitzutheilen; ich kann mir's denken, daß man solches nicht immer und nicht zu Jedermann äußern kann. Sie sind so gut, daß sie gewiß noch recht glücklich werden.“

Ephraim nahm lächelnd das Glas Zuckerwasser: Nathan ging im Garten auf und ab, Philippine, der

das Gespräch zu ernst war, lenkte es bald auf andere Gegenstände. — —

„O Wankelmuth, Wankelmuth," sagte Ephraim zu sich, als er wieder allein war, „unter der Maske, mit der ich Andere täuschen wollte, schaute ich tiefer in mich und fand die Wahrheit, denn es ist Wahrheit, daß die Liebe vergänglich und die Freiheit ewig ist. — Haben aber die Philister Recht, wenn sie behaupten: nur die, welche am Leben auf irgend eine Weise bankerott geworden, seien die Freiheitsschreier? Nein, wohl ist die Selbstsucht ein niedriger Hebel, aber er kann uns auch zur Wahrheit emportragen, und wen das Leben emporgeschnellt, daß er los und ledig außer und über demselben stand, der mag es freier und ungetrübter betrachten und in das Räderwerk einzugreifen versuchen. Ich bin alt und will nichts mehr für mich."

Mit einer sonderbaren Mischung von Gefühlen reihte Ephraim die Leiden des jungen Werthers unter seine Bücher.

26. Der alte Junggeselle.

Ein ruhiges und ausgetobtes Leben hat der Annehmlichkeiten und Aufmerksamkeiten noch gar manche: man weiß den Thermometerstand des Tages genau, man kennt die Anzeichen der Wetterveränderung, man harrt der neuen Aera der Gemüse, die der nächste Monat bringt, man muß nachsehen, welch eine neue Uebung die Rekruten heute beginnen, man weiß, wie

viel heute und gestern an dem neuen Hause auf der Riemerzeile gebaut wurde, wie die öffentlichen Spazirgänge gereinigt werden, und wer gestern bei dem Commandanten gespeist hat — das sind lauter gute zeitvertreibende Dinge, und dann noch die Familienneuigkeiten, und wenn man einem Neffen seine Schulaufgabe corrigirt, oder ihm seine Gellert'sche Fabel abhört — es ist schade, daß der Tag nur vierundzwanzig Stunden hat.

So lebte auch Ephraim Jahre lang im stillen Einerlei eines Junggesellen; mit größerer Beruhigung als je arbeitete er jetzt einige Stunden des Tages auf dem Comptoir seiner Brüder, denn er erwarb sich dadurch seinen Unterhalt, und seine Geschwister boten Alles auf, ihm ein sorgloses und heiteres Leben zu bereiten. Es war ein wehmüthiges Bekenntniß, das er einst seinem Bruder Nathan Friedrich ablegte: „Ich sehe jetzt erst, daß ich eigentlich dazu geschaffen war, mir mein Leben von Anderen bestimmen zu lassen; auf einer vorgezeichneten Bahn fortgehen, das ist für mich. Ach, und ein Jude muß mit sich die Welt neu beginnen. Ich erwache am Abend, ich habe die beste Lebenszeit verträumt, vergrämt, ich will guten Morgen sagen und es wird Nacht."

Jetzt in der Ruhe wurde Ephraim sich vieler Uebel und des Schwindens seiner Kräfte bewußt, und jetzt, da ihm das Leben nichts mehr bot, mußte er die höchste Sorge zu dessen Erhaltung aufwenden; er machte aber daraus seine eigene Philosophie und erklärte sie gegen Philippine mit den Worten:

Ich fange wieder an, das Leben zu buchstabiren,

ich zerlege mir die Worte des Daseins in Silben und Buchstaben, ich will nichts mehr von Tagen, Jahren und großen Zeitperioden, ich halte mich an die Minutenblüthe, die allein ist unser. — Dieser Gedanke ist die Eisentinktur, die ich meinem Geiste gebe, und das thut noch besser als diese hier aus der Apotheke."

Die Eisentinktur, die ihm sein Arzt verordnet hatte, trug er stets bei sich, um sie zur festgesetzten Stunde nehmen zu können, und als er einst zu Philippine kam, nahm sie schnell den Schlüsselbund von ihrer Schürze, „denn," sagte sie, „ich muß fürchten, daß der Vetter Eisenfresser mir noch einmal alle meine Schlüssel verschluckt."

„Ich fürchte nichts so sehr, als den Wahnsinn," sagte Ephraim einmal zu ihr, und setzte sich auf den Boden, „mit geknickten Gelenken als ekler breiiger Wust im Leben herumgeschleppt zu werden, pfui! das muß gräßlich sein. Warum schießt man nur tolle Hunde und nicht auch tolle Menschen todt? Jedes Dorf und jede Stadt sollte ein Invalidenhaus haben, wo alle alten Menschen, Männer und Frauen, ohne Unterschied, reich und arm, hinkommen, da kann dann Jeder nach Bequemlichkeit und Vermögen leben und sterben, und die Jungen genießen frei und froh des Lebens, kein dürrer Knorren steht inmitten der grünenden und blühenden Welt, der Jugend gehört das Leben und die Welt, warum stirbt man nicht wie die Blume, wenn man geblüht hat? — Oft, wenn ich allein bin, irren und schwirren Millionen dämonischer Gedanken um mich her, und krampfen sich in mein Gehirn ein, mir schwindelt, ich taumle, ich muß schreien — vor

meiner Stimme fürchten sie sich dann wie die Mäuse und schlupfen in ihre Löcher. O, wie ist die Nacht so lang und bang; wenn sich Leib und Seele vergebens nach dem Schlafe sehnen, da steigen auf die Gespenster vergangener Tage, verfehlter Plane aus der Vergangenheit, und Alles ist so todt, so lebendig. Ich schreite hinweg über alles Abgeschiedene, ich will Zukunft; Vorsätze, Hoffnungen, Wünsche, kommen und grüßen, und Alles, Alles ist verloren. Wenn ich Nachts im Bette liege, ganz ruhig, ohne mich irgend zu bewegen, die Augen geschlossen, ich sehe gar nichts, da schweift denn die Phantasie ruhelos, ziellos umher, oft fühle ich mich weit, weit getragen, ich denke über Religion, Gott, Tod; da ist es mir denn, als ob ich plötzlich an eine eiserne Decke anprallte oder in's bodenlose Nichts versänke, ich muß fliegen, zerschmettern, wie eine hohle Eierschale, ich weiß mir dann gar nicht mehr zu helfen, ich sterbe fast vor Angst und Unruhe. Kennst du das auch, wenn eine kläffende Meute von bösen Geistern plötzlich auf die Seele losgelassen wird? Ueberall hacken sie sich ein und zerren sie blutig; wenn ich einen Gedanken ruhig verfolgen will, kommen die Hunde plötzlich und zerren und würgen, ich muß dann die Augen aufreißen, um doch wieder Etwas zu sehen, das mich anderswohin hetzt und erlöst; ich sehe das fahle Licht durch mein Fenster scheinen, das thut mir wohl, ich zähle die Scheiben, ich werde wieder ruhiger, ich werfe einen Stuhl um und stelle ihn wieder auf, das bringt mich immer auf andere Dinge, ich stehe dann oft auf und sehe zum Fenster hinaus; ich sage

dann zu mir: siehe, dort wohnt der Lippmann Maier, dort wohnt der Färber, und daß ich dies noch weiß, ist mir Bürgschaft, daß ich noch im Geleise der gewohnten Vernunft bin; — aber Liebe, ich bitte dich, wirf mich nur gleich die Treppe hinab, wenn ich einmal wahnsinnig zu dir herauf komme; fasse meine Stirn an, wie sie brennt, in dem beinernen Topf kocht und brodelt mein Gehirn, ich fürchte, ich fürchte, es läuft noch über."

„Nichts ist widerwärtiger, als wenn Jemand mit einer geladenen Pistole spielt, ich bitte dich, steh' auf," erwiderte Philippine, ohne ihre Fassung zu verlieren, „es ist nicht artig von dir, mich so zu ängstigen, du quälst dich und mich." Sie legte ihre Hand auf die Stirne ihres Vetters, der durch diese Berührung plötzlich umgewandelt schien. „Ich glaubte, du wärest ganz glücklich und heiter," fuhr Philippine fort.

„Ich habe ja Alles verloren."

„Das thut nichts," lächelte Philippine, „wenn man mir heute einen Arm abnimmt, freue ich mich morgen mit dem noch übrigen, ich hätte mir's ja auch müssen gefallen lassen, wenn mich Gott nur mit Einem Arm in die Welt geschickt hätte. Wenn ich nur alle Menschen auch so vergnügt und zufrieden machen könnte. Hör' einmal zu, du glaubst gar nicht wie gescheit ich geworden bin: weißt du, warum sich die Kinder beim Fallen nicht beschädigen? Man sagt, weil sie ein Genius beschützt. Der Grund ist aber einfach der: Kinder verlassen sich nicht auf ihr Stehen und wehren sich also nicht dagegen, wenn sie fallen; sie plumpsen hin und stehen wieder heil auf. Und so müssen wir's auch machen,

und wir können, wenn wir wollen. Eine kleine Beule schadet nichts."

Ohne einen Uebergang zu machen nahm Philippine ihre Laute und sang das damals vielbeliebte: „Ausgelitten hast du, ausgerungen" aus dem vielgelesenen „Sigwart, eine Klostergeschichte," aber kaum hatte sie eine Strophe davon beendet und dabei ein ernstes Gesicht gemacht, als sie laut auflachte und rief: „Das ist eine dumme Welt, wo man immer im Mondschein auf dem Kirchhof spazirt und sanfte Thränen vergießt über den Tod, der gekommen ist und noch kommen wird. Du steckst auch da drin, wenn du's gleich nicht haben willst. Hilf mir doch den Vers anders machen: hinausgeritten, hinausgesprungen . . . in's frische Leben . . . Hilf mir. Ich sage dir, ein tombackner Spaß ist mehr werth als alle in Reime gefaßten Thränenbrillanten." Und schnell sang sie mit heiterer Laune ein altes Lied von der Zufriedenheit. Diese Töne, diese Worte träuften Himmelsthau auf die verschmachtenden Lebensgeister Ephraims; mit verklärtem Antlitz saß er da und erzählte, wie er äußerlich das gewöhnliche Leben eines alten Junggesellen zu führen scheine, daß aber sein Innerstes stets erregt und jugendfrisch sei, er zehre von seiner Vergangenheit. Das sei es, was ihn oft an den schwindligen Rand des Wahnsinns führe, manchmal aber pflücke er hier auch eine kleine Blume, ein kleines Epigramm.

„Du weißt doch," setzte Ephraim hinzu, „daß „Epigramm" ein griechisches Wort ist, ursprünglich Aufschrift heißt, und von Denkmalsinschriften gebraucht

wurde. Gerade darin, die Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand zu reizen und durch überraschende Wendung die Neugierde zu befriedigen, liegt der Hauptreiz. Verstehst du das?"

„Kommst du mir wieder mit deinem Kathederton, dann lauf' ich dir gleich davon," erwiderte Philippine, „zum Beweise aber, daß ich dich verstehe, erlaube ich dir, so viel Epigramme, als du nur willst, auf mich zu machen, im Gegentheil, ich bin dir recht dankbar dafür, denn ich sähe mich gern auch einmal in diesem Spiegel. Aber ich kann mir doch nicht recht denken, wie man so ein Gedicht macht," schloß sie schalkhaft.

„Da kann ich dir vom letzten Sonntag das beste Beispiel bringen," entgegnete Ephraim. „Ich sehe Morgens zum Fenster hinaus, es regnet furchtbar, man läutet eben zur Kirche, da bemerkte ich, wie das Nachbarstöchterchen am Fenster drüben zum Himmel hinauf sieht, und dann wieder an ihrem feinen schönen Sommerkleid zupft; ich dachte an ein Gespräch mit meiner Schwester Veilchen, die vor vielen Jahren die Wonnen einer christlichen Kirchgängerin so überschwenglich geschildert hatte, aber schnell juckte mich der Spott, und indem ich mich in die Sinnesweise meines Nachbarstöchterchens versetzte, dichtete ich:

„Das fromme Mädchen.

Wenn Gott doch gutes Wetter gönnte,
Daß man zur Kirche gehen könnte!
Man lebet ärger als ein Heide. —
Wer sieht mich hier zu Hauf' in meinem neuen Kleide?"

Philippine schien nicht sehr erheitert durch dieses Gedicht, denn sie bemerkte:

„Es geht mir auch oft so, ich versetze mich gern in das Denken und Treiben der Menschen. Wenn ich über die Straße gehe, möcht' ich immer wissen, was all die Leute denken, die da Holz spalten, Waare führen, spaziren fahren; vielleicht geht da Einer zur Brautwerbung und neben ihm Einer zur Ehescheidung, da Einer zu Wohlthätigkeit und dort ein Anderer mit Mordgedanken; meistens, besonders aber Sonntags, kommt mir's vor, als ob die ganze Welt nießen möcht' und nicht kann, weißt du, da prickelt's und kitzelt's so im ganzen Gesicht, und ist einem doch nicht recht wohl. Aber was geht mich die Welt an?" fuhr Philippine sich im Kreise drehend fort, als wendete sie auch damit ihre Gedanken um. „Der leidende Werther kriegt mich nicht. Meine Minna von Barnhelm sagt das gescheideste Wort: was kann der Schöpfer lieber sehen, als ein fröhliches Geschöpf! — Das ist mir lieber als alle Gebetbücher mit Silberspangen. Ich habe deiner Schwägerin Rosa vorgeschlagen, diese Worte mit goldenen Buchstaben in ihren neuen Tanzsaal schreiben zu lassen." — —

Der Umgang mit Philippinen war für Ephraim stets erheiternd, auf den Ernst wie auf das Tollste und Abenteuerlichste, was er vorbringen mochte, ging sie immer gutwillig ein, ließ aber Beides auch bald wieder fallen, ihre muntere Lebensanschauung, so wie die mannigfachen Artigkeiten, die er ihr sagte, gaben ihm Anlaß zu vielen kleinen Gedichten, und er war glücklich, als

er ihren Namen Philippine in den classischen Phyllis umgewandelt hatte, der sich seiner Versart besser fügte. —

„Ach ich habe gar nichts Poetisches in meiner Umgebung," sagte einst Philippine, „nichts als meine Katze. Die Menschen und die Poeten besonders thun an diesen Geschöpfen katzenschreiendes Unrecht, man nennt sie falsch und räuberisch, das ist ihre Natur, eine Katze bleibt ewig wild und wird nie zahm."

Ephraim ging lächelnd weg und des andern Tages brachte er Philippinen folgendes Gedicht:

An Phyllis von ihrem Kätzchen.

Dein Kätzchen, Phyllis, soll ich singen?
Thalia, laß mein Lied gelingen!
Klug ist dies Kätzchen, schön gebaut,
So weiß von Fell, wie Phyllis Haut;
Es spielt, liebkoset, küsset, streichelt,
Auch weiß man, daß es öfters heuchelt.
O zürne nicht! ist dies nicht auch
Bei schönen Mädchen im Gebrauch?

Bei Veilchen, seiner Schwägerin Rosa und Philippinen verbrachte er wechselsweise seine meiste freie Zeit, er vermied gern den Umgang mit Männern und behagte sich fast nur hier bei den Frauen, wo man seine Reizbarkeit gelten ließ; die Kronrechte der Genialität, die er in früherer Jugend schon einmal genossen, suchte er sich wieder anzueignen, er wußte nicht, daß man ihm Vieles gewährte, nicht weil man es seiner Uebermacht, sondern weil man es seiner Schwäche hingehen

ließ. Außer den Frauen ging er am liebsten mit Fremden um; in solcher flüchtigen, blos gefälligen Berührung hatte Niemand das Recht noch die Gelegenheit, in sein inneres Versteck vorzudringen, und ihm dort seine liebgewordenen Eigenheiten anzutasten. Dazu kam, daß er gegen seine Angehörigen leicht voll Mißtrauen und Furcht war, er suchte geflissentlich nach erfahrenen Verletzungen und war dem Arzte gram, der ihn davon heilen wollte. Dieser erschrack als ihm Ephraim einst einen Ausspruch des Thalmuds erwähnte: „Wenn wir wüßten, welche Dämone beständig um uns her in der Luft spuken, wir könnten nie frei athmen und kämen von Sinnen."

Nathan erblaßte, als ihm der Arzt eine Befürchtung über Ephraim mittheilte. Dieser schien indeß munterer als je; denn gleich einem Vogelsteller war es seine besondere Freude, Witzspiele oder andere geflügelte Gedanken einzufangen. Mit Trauer bemerkte er aber das Schwinden seines Gedächtnisses, im Nu war ihm das, was er festhalten wollte, davon geflogen und er konnte es nicht mehr erreichen; dieses Bestreben, jede fremde und eigene hervorstechende Bezeichnung festzuhalten, mordete selbst seinen Schlaf. Wenn er im Bette lag, und wie das Auge sich geschlossen, sich nach und nach auch eine magische Decke über das Auge seines Bewußtseins auszubreiten begann, stieg plötzlich ein überraschender Gedanke in ihm auf, er wollte ihn festhalten und doch seine Ruhe nicht stören; fest drückte er ihn in seine Seele ein, um ihn nie zu vergessen, aber in das süße Vergessen des Schlafes war dieser Gedanke

wie ein ruhescheuchendes Gespenst eingebannt, ermattet wachte er auf, er suchte den Gedanken, und fand nichts als einen Gemeinplatz, einen dürren Strauch, untauglich eine Blüthe zu treiben.

Eines Morgens erwachte er, es war ihm, als ob ein goldener Lichtgedanke sich durch sein Traumleben hindurchgezogen hätte, er riß alle die in süßen Schlaf eingewiegten Erinnerungen von ihren Schlummerpfühlen, verstört blinzten sie ihn an, er aber stieß sie von sich, er suchte jenen Lichtgedanken, der aber war verschwunden — mit Fieber und Schwindel stand er auf und war den ganzen Tag verstört und gereizt. Wie die Lottospielerin sich Morgens in ihrem magern Bette aufrichtet, sich die Augen reibt, sich hin und her besinnt und quält und fast rasend wird, sie erinnert sich genau, daß sie ihre Glücksnummern geträumt, aber die Ziffern! die Ziffern! wer findet sie? endlich findet sie diese und jene, aber sie glaubt nicht recht, daß dieß die geträumten sind, nein gewiß nicht, und doch, doch; sie setzt sie — so begnügte sich auch Ephraim mit irgend einem Gedanken, der ihm durch die fieberhafte Anstrengung seines Gedächtnisses aufschoß.

Stundenlang stand oft Ephraim vor dem Spiegel und starrte sein Abbild an. Als ihn einst Philippine darüber zur Rede stellte, sagte er: „Nur so, wenn ich durchaus keinen fremden Gegenstand, und nur mein eignes Abbild betrachte, das mit meinem Schauen zusammenfällt, nur so kann ich mich am leichtesten von allen Gegenständen der Welt abziehen, und mich in das allgemeinste und reinste Dasein versenken, du kannst

dir kaum denken, welch ein Hochgenuß das ist, nicht mehr diese Person, der Ephraim, sondern blos überhaupt zu sein."

„Du hast Recht, ich kann mir's nicht denken und will auch nicht, ich bin zufrieden in meiner Haut und warte ruhig bis ich einmal als Geist in der Welt herumfahre; aber ich bin auch eine Spiegelfreundin, ich glaub', es wäre mir unmöglich, einen ganzen langen Tag in einem Zimmer zu sein, in welchem kein Spiegel ist; nicht aus Eitelkeit, aber es fehlt mir Etwas; ein Zimmer ohne Spiegel ist blind. Das Erste, womit man ein Zimmer möblirt, ist, daß man einen Spiegel hineinhängt, dadurch wird es sogleich wohnlich, man denkt: da waren oder sind Menschengesichter, die sich darin beguckt haben. Der jüdische Trauergebrauch hat mich immer am meisten gerührt, daß man im Trauerhause die Spiegel auf's Gesicht hängt; weißt du, warum in den Kirchen und Synagogen keine Spiegel hängen?"

Ephraim folgte nun endlich mit freundlicher Hingebung den unsteten Geistessprüngen Philippinens; sie erzählte ihm, daß sie jedesmal, wenn sie aus einer Gesellschaft nach Hause komme, fast unwillkürlich eine Zeit lang in den Spiegel sehe, ohne ihren Anzug zu verändern, „denn," sagte sie, „man muß doch auch nochmals wissen, wie man von den Leuten angesehen worden ist; früher, in meinen schlanken Tagen durfte ich mir immer sagen: du warst doch recht nett, aber jetzt bin ich schon in die Zeit der Spiegelfechterei vorgerückt, ich meine immer, das Glas müßte Fäden haben, weil sich kleine Einschnitte im Gesichte zeigen, es will mir

gar nicht in den Kopf hinein, daß man auch alt werden muß. Wenn's vom Sommer in den Herbst und in den Winter übergeht, will man's gar nicht glauben, es soll nicht sein, daß die grünen hellen Tage vorbei sind, bis man einmal Morgens aufsteht und der Herbstreif ist da und die Blätter sind gelb, und da sagt man: ach, so ein frischer Herbst ist auch schön; und wenn's schneit, heißt es: ich hab' den Winter sehr gern, und es ist auch wahr. Man muß sich nur nicht wehren gegen das, was einmal nicht zu ändern ist, dann ist Alles recht und gut."

Ephraim erkannte, wie ungerecht es wäre, diese harmlose Seele in den Wirrwarr innerlicher Grübeleien hineinzuzerren, er verhehlte daher seine zweite Absicht bei jener Versenkung in das allgemeine Sein, denn es schwindelte ihm selber davor, daß er diese Absicht erreiche. Durch das Anschauen seiner äußeren Erscheinung wollte er einen Standpunkt außer und über sich erobern, dann erst glaubte er frei zu sein und sich über sein zeitliches Ungemach erheben zu können, wenn er sein zweites Ich wirklich und wahrhaft, auch als äußern Gegensatz errungen, daß er sich selber wie einen Fremden erschauen konnte; darum betrachtete er stundenlang alle diese Züge, diese Augen, diese Stirne, und stellte sie gegenüber dem andern Ich, welches dieses Alles betrachtete. Einmal gelangte er so weit, daß er diese ganze Erscheinung verlachte und gegen sie die Zähne knirschte; plötzlich fühlte er sich mit dämonischer Gewalt wie von hinten gepackt, er fiel ohnmächtig zu Boden.

Nie konnte Ephraim mehr ohne Schauder in den Spiegel sehen.

In diesem Leben voll fieberhafter Zuckungen und gewaltsamer innerer Zerfaserung fehlte es indeß auch nicht an lichten Momenten, in denen Ephraim sich des harmonischen Zusammenklangs aller seiner Lebenskräfte, der geistigen wie der körperlichen, bewußt war; das war dann die reine und unmittelbare Freude des Seins, wenn er, die Arme auf der Brust übereinandergeschlagen, nichts hielt als sich selber, an keine fremde Brust, an kein Ereigniß, an keine Idee und keinen Wunsch sich lehnte. Ephraim freute sich über seine Freude, und ermunterte sich dann im Innern das Leben noch zu genießen; diese Freude über das Bewußtsein jugendlicher Empfindung war dann auch der eigentliche Genuß und die Erhebung, denn selten gelang ihm in der Wirklichkeit, was er im Geiste erkannte und wünschte.

„Es ist mein Glück und mein Unglück," sagte er einst zu Philippine, „daß ich nicht alt werde. Sonst hat das Alter sein Eindämmern, wie das Kindesleben sein Aufdämmern, bei mir ist das nicht; ich bin zu meinem Unheil noch immer jugendlich erregt. O wie süß ist die Abenddämmerung des Lebens, die uns die Dinge nicht mehr in bestimmten Umrissen fassen läßt. So wieder einschlafen, gleichgiltig leben wie das Kind ... Aber ich will jung sterben."

In einer solchen Stimmung schrieb er einst das Gedicht:

Der Geburtstag.

Meinen fünfzigsten Geburtstag
Bringen mir die Horen heut,

Und wer weiß, ob mich die Parze
Einen mehr erblicken läßt.
Drum so laß mich eilig leben,
Eh' mir dieses Licht verlischt;
Eh' das Alter meine Stirne
Tiefer pflügt, und Lilien
Ueber meinen Scheitel streuet.
Eilig laß mich jeden Gram,
Der am Leben nagt, verscheuchen:
Sorgen für die Folgezeit
Schnellen Winden übergeben
Und mich ganz der Freude weih'n.
Knabe gieb mir frische Rosen! u. s. w.

Dieses horazische Bacchanalienwesen mit seinen überkommenen Formen konnte nie die wahre erlösende Macht der Dichtung auf den Dichter ausüben; nie hatte sich Ephraim sein Haupt, das ein schön geflochtener Zopf schmückte, mit Rosen bekränzt, und wenn er einen Becher Weins trank, taumelten seine Sinne; das war aber die Zeit, in welcher der weinselige Gleim „nüchtern die Trunkenheit sang." In den Grundzügen mögen jene Aussprüche und Zurufe Ephraims wahr sein, weil er sie aber nur mit dem olympischen Zubehör in die Dichtung versetzen konnte, so blieb diese ewig von seinem Leben getrennt, er konnte nicht das Unmittelbare und Ureigne seines Lebens darstellen und in der Dichtung verklären; diese ganze klassizirende Kunstpoesie wurde vom Leben tagtäglich Lügen gestraft.

Oft sang daher auch Ephraim seinen „Abschied von den Musen oder Schwanengesang":

Meine Haare
Grauen schon,
Fünfzig Jahre
Sind entfloh'n.

Meinen Busen,
Welch' ein Schmerz!
Fliehen Musen,
Witz und Scherz.

Musen! Leiden
Bracht ihr mir,
Seht wir scheiden
Für und für.

Es ist aber längst bekannt, wie diese Scheidebriefe der Dichter an die Musen gemeint sind. Die Untreue gegen solchen ausgesprochenen Vorsatz ist so süß und reizend und kann sich eben so gut als Treue geltend machen, daß man mit reuigem Lächeln gern und oft wiederkehrt.

27. Herüber und hinüber.

Die Zuvorkommenheit und Anschmiegsamkeit Ephraims gegen Fremde und Empfohlene war in der Gemeinde zu Breslau fast sprüchwörtlich geworden; in das Einerlei seines Alltagslebens kam durch Ankunft eines Fremden plötzlich ein frischer Windhauch, in der Anschauungsweise eines Fremden gewann das Gewöhnte eine neue und frische Färbung; seine Freude bestand meist nur

noch darin, daß er Andere erfreut sah. In dem genau umschriebenen Kreise des Familienlebens hatte seine Liebe nicht Befriedigung gefunden, er dehnte nun die Grenzen aus, so weit er konnte.

Er hatte bei dieser Fremdenliebe noch ein besonderes Interesse: nicht daß er seine Kenntniß vieler Städte und Länder zur Schau stellen wollte, sondern er horchte überall leise hin, um die Stimme der Zeit in ihrem unmittelbarsten Ausdruck zu vernehmen; nichts war ihm zu gering, das er nicht der Aufmerksamkeit für würdig hielt, und die Leute liebten seinen Umgang und priesen seinen tiefen Geist, denn nie sind die Menschen dankbarer, als wenn man ihnen Gelegenheit gibt, ihre Erfahrungen und Anschauungen an den Mann zu bringen, und sie dabei das Vergnügen und den Triumph des Belehrens genießen zu können.

So verworren und dumpf das Leben Ephraims war, wenn er sich in seinen Grübeleien und Selbstquälereien verfing, eben so geläutert und licht wurde es, wenn er aus sich heraus trat, sich den Menschen um ihn her und der Allgemeinheit anschloß, und doch fühlte er wieder die Schwäche, die darin lag.

„Weißt du, wer der ärmste Mensch ist?“ sagte er einst zu Philippinen, „Wer nicht allein sein, Andere nicht entbehren kann, wer ein trauriges Denken in der Einsamkeit nicht zu überwinden vermag und Zerstreuung suchen muß.“

„Nein, du bist zu gut, du brauchst Anschluß, du gehst viel sicherer und gerader, wenn du mit Jemand Arm in Arm gehst.“

„Nenne es nicht Güte, es ist Schwäche und Unglück," wehrte Ephraim, „von der Außenwelt Etwas erwarten und bedürfen, das dem eigensten Sehnen und Verlangen entsprechen soll, das ist das größte Unglück und Schwäche zugleich. Ich bin vom Barometer im Gesicht eines jeden Menschen abhängig. Ich weiß, woher das kommt."

Ein neuer Ankömmling beschäftigte die ganze Aufmerksamkeit Ephraims. Lustig und guter Dinge trat eines Abends Maimon zu ihm ein, legte seinen Knotenstock auf den Tisch und erklärte, daß er nun in Breslau bleiben wolle, da es ihm in Berlin nicht nach Wunsch ergangen war; Ephraim mußte ihm einstweilen einige Groschen geben, damit er mit etwas Branntwein und Schwarzbrod „sein Uhrwerk," wie er seinen Körper nannte, wieder aufziehen könne.

„Wie steht's jetzt mit Ihrer Philosophie?" fragte Ephraim, und Maimon erwiderte:

„Bei meiner ersten Ohrfeige."

„Ich verstehe Sie nicht."

„Ich auch nicht, aber wie gesagt, es bleibt bei der ersten Ohrfeige. Wie ich als kleiner Junge zuerst das Chumesch (Bibel) bei meinem Vater gelesen habe, da les' ich: im Anfang schuf Gott Himmel und Erde — ich frag': wer hat Gott erschaffen? Da giebt mir mein Vater eine tüchtige Ohrfeige, und das ist bis jetzt die einzige Antwort, die ich auf meine Frage bekommen habe, es hat mir keine Philosophie eine andere gegeben."

Maimon war eine der eigenthümlichsten Erscheinungen, die sich in der ersten Entpuppung des Judenthums

zeigten. Aus den dumpfesten Klausen der polnischen Orthodoxie entsprungen, trieb er sich unstet in den Wissenschaften wie in den Städten umher, sein gewandter Geist fand sich von allen Wissenschaften angezogen und nirgends festgehalten; gleich einem bezähmten Wilden machte er plötzlich alle Pädagogik zu Schanden, und setzte mit thalmudischer Dialektik über alle Schranken der Ordnung im Leben und in der Wissenschaft hinweg. Mit hingebender Emsigkeit sorgte Ephraim für ihn und verschaffte ihm durch seine Bekannten bald die Mittel zu seinem Unterhalt und zur Fortsetzung seiner Studien. Ephraim war nun selber auf jener Stufe angelangt, die er ehedem so sehr verschmäht und bemitleidet hatte: er betrachtete sein eignes Leben als verfehlt, und fand nur noch Beruhigung darin, für Andere, seien es Einzelne oder Genossenschaften, zu sorgen.

Durch Maimon ward Ephraim auch in das Wirthshausleben gezogen, das ihm bisher fast ganz fremd geblieben. Die deutschen Juden unterscheiden sich von den polnischen sehr durch ihre Nüchternheit, Maimon folgte seinem Nationalhang in genialer Ungebundenheit. Hier sprach er auch am liebsten von seinem höchsten Interesse, der Aufklärung seiner Glaubensgenossen.

„Die Mathematik allein kann zuerst diese krummen Köpfe hobeln," behauptete Maimon, „darum bearbeitete ich die Wolfische lateinische Mathematik in rabbinischer Sprache; aber die Herausgabe kostet zu viel Geld, und die wenigen Freunde der Aufklärung sind schon genug in Anspruch genommen."

Ephraim bedurfte stets nur eines frischen Hauches,

daß die Gluth in ihm zur Flamme aufloderte; von nun an war sein Dichten und Trachten dem großen Werk der Aufklärung gewidmet. Er sprach einst mit Maimon davon, daß die frommgläubigen Beschränkungen die höchste Sünde gegen Gott und die Menschheit wären, denn „jegliche Entziehung einer Lebensfreude und eines Genusses ist die höchste Sünde gegen den Zweck der Schöpfung und des Daseins."

„Ein polnischer Edelmann kommt einst nach Warschau," erzählte Maimon in seiner seltsam abspringenden parabolischen Weise, „da der Edelmann nichts besseres zu thun hat, geht er die Straßen auf und ab spaziren. Er sieht allerhand Lebensmittel zum Verkauf ausgestellt, ihn hungert, er greift in die Tasche, aber da ist es wüst und leer. Nun fängt er an, auf die Residenzstadt los zu schimpfen: co to so mjasto niemam saco pirogi Kupicz! (Was zum Henker ist das für eine Stadt, wo man nicht einmal hat, wofür man Semmel kaufen kann!) Gerade so machen's auch die frommen Rabbinen."

„Ich verstehe nicht, wie Sie das hier anwenden."

„Die Anwendung liegt ja auf der Hand," entgegnete Maimon, „wenn die Leute keine eigene Vernunftmünze im Kopfe haben, schimpfen sie auf Jerusalem und Babylon. — Aber ich sage Ihnen, die ganze Geschichte des Judenthums und alles dessen was daraus hervorgegangen, liegt in einer einzigen Legende aus dem Thalmud. Es verstehen sie heutigen Tages nur zwei Menschen, und Einer davon bin ich."

„Und was erzählt die Legende?"

„Die Juden haben einmal nach der Rückkehr aus Babylon den Dämon Jezer-Hara (sinnlicher Trieb) gefangen und haben ihm ein Aug' ausgestochen, und ich sag, das bedeutet: seitdem haben sie keinen Sinn für Freudigkeit, für die Kunst überhaupt. Der Thalmud erzählt aber weiter: sie haben dem Dämon aber auch das zweite Auge ausstechen wollen, und da hat kein Huhn mehr ein Ei gelegt. Wollen Sie der dritte sein, der die Bedeutung dieser Legende begreift?"

Ephraim nickte bejahend und er erkannte mit vieler Beruhigung, wie das Ende seines Lebens doch wieder in seinen Ausgangspunkt umbiege. Aus der jüdischen Beschränkung hatte er sich emporgearbeitet, dann an ein individuelles, ja man kann sagen egoistisches Glück Alles gewagt; da dieses ihm versagt war, hatte er der allgemeinen Weltbewegung sich anzuschließen versucht. Alles war nur Traum. Er sah sich mitten in einem Kreise jugendlich strebender Geister, die sich beglückt fühlten von jedem neuen Wissen, das sie sich aneigneten, und erhoben durch jeden Vernunftgrundsatz, den sie unter den jüdischen Glaubensgenossen ausbreiteten. Die von Mendelssohn ausgehende Anregung hatte in den Provinzstädten einen Eifer für Aufklärung und Bildung erzeugt, der sich noch lange in lebendigem Trieb erhielt, als man in der Hauptstadt allmälig abzulassen begann. Die später erschienene hebräische Zeitschrift „der Sammler," hatte in Breslau die thätigsten Mitarbeiter, unter denen besonders Joel Löwe und Bense, der einen Commentar zu Rabbi Saadia Gaons „Glauben und Wissen" geschrieben, hervorragen. Ein Kreis

edelstrebender junger Männer hatte sich gebildet, die sich in ebräischen Gedichten und Abhandlungen versuchten, und eine neue Schrift Mendelssohns war wie eine neue Offenbarung, die man gemeinschaftlich las und ausdeutete.

Hatte Ephraim es ehedem vermieden und mit Strenge darauf gewacht, in Behaben und Ausdrucksweise Alles abzuthun, was an die abgeschiedene Sphäre jüdischen Lebens erinnerte, ja erweckte ihm sonst jeder Ausdruck der Art, den er von Andern vernahm, ein Gefühl des Mißbehagens, ein Versetzen in dumpfe Sphäre, so gebrauchte er jetzt gern Sprüche aus der Bibel und dem Thalmud und führte sie gesprächsweise in der Ursprache an. Ja schon ihr Ton that ihm wohl. Ein Athem aus der Jugendzeit muthete ihn daraus an und er war ersichtlich stolz darauf, daß er noch so vielerlei Derartiges im Gedächtniß bewahrt hatte. Er wollte nichts mehr von der weiten Welt, er stand wieder in seinem ursprünglichen abgeschlossenen Kreise. Er liebte die Juden und alles Jüdische mehr als je und manche Formen, die ihn ehedem abgestoßen hatten, fand er jetzt sinnreich und anheimelnd. Er fühlte sich wohl wie noch nie, denn in dieser Sphäre bedurfte es keiner weitläufigen Verständigung, man war von selbst daheim.

Nathan glaubte, daß ihn Ephraim damit necken wolle, wenn er sich jetzt so sehr als Jude benahm. Es schien ihm, sein Bruder wolle ihm Verlegenheiten bereiten, indem er in gewöhnliche Gespräche hebräische Redeweisen einstreute. Er wurde erst beruhigt, als Rosa, die auch hierin viel unabhängiger dachte, ihn

bedeutete, daß diese Art ja auch ihre Berechtigung habe, die sich nicht zu verhüllen brauche und daß es nur ein Vorurtheil sei, wenn man sie minder schön finde.

Immer mehr war Ephraim sein vergangenes Leben wie ein Traum. Wo war das beklemmende Abirren, wo waren alle die Schreckgebilde? Er war erwacht und wieder daheim.

Jenen reflectirenden Standpunkt, nach dem er so oft gestrebt, wo Schmerz und Freude unterschiedslos in einander fallen, er hatte ihn erreicht, er erkannte, daß die Zukunft alle Schuldbriefe der Vergangenheit einlöst, indem sie immer neue Ziele aufsteckt; was ihm auch begegnen mochte, er glaubte es zu beherrschen, denn er wußte heute, wie er über's Jahr das Heute beurtheilen und belächeln würde.

Maimon erzählte mit vieler Jovialität aus seinen Jugendjahren, wie er nach polnischer Sitte schon in seinem eilften Jahre verheirathet wurde, und von seiner Schwiegermutter oft Prügel erhielt; die köstlichsten Anekdoten liefen dabei unter, und des Lachens war kein Ende. Eines Tages wurde indeß Maimon durch die Ankunft seiner Gattin und seines Sohnes überrascht, sie war gekommen, um sich von ihrem entlaufenen Manne scheiden zu lassen. Das erinnerte Ephraim an seinen alten Lehrer Rabbi Chananel, und er hörte jetzt dessen vor kurzem erfolgten gräßlichen Tod. Maimon hatte den Rabbi genau gekannt, und berichtete nun von dessen Zerfall mit sich und der Welt: hin und her geschleudert zwischen aufgeklärter Ueberzeugung und heuchlerischer Werkheiligkeit, verfiel Rabbi Chananel bald

in das eine, bald in das andere Extrem. Er trug sich mit dem Gedanken, dem ersichtlichen Absterben und Verfaulen zu entfliehen, hinaus ins frische bewegte Leben, er wollte sich der herrschenden Kirche zuwenden, da es ja einerlei wäre, ob man hier oder dort ein jesuitisches Spiel mit Formen treibe, denen man weder Glaube noch Ueberzeugung widmen kann; seine Brust hob sich, aus seinen Augen strahlte ein verklärtes Feuer, sehnsuchtsvoll streckte er seine Arme aus nach den Millionen Menschen, denen er fortan die Macht und Kraft seines Geistes weihen wollte, er sah sich vom Strome der Welt getragen, lebend belebend, aber wieder sank er zurück in sein verdumpftes Dasein, er sah sich gefangen von denen, die ihn als Frommen verehrten, und er ward wieder ein bitterer Eiferer und Verfolger gegen Die, welche nur ein Haar breit vom Formglauben wichen; er fastete oft Wochen lang und klagte und betete um Vergebung seiner Sünden, und doch wurde seine Rechtgläubigkeit von Vielen in der Gemeinde bezweifelt, denn er stand während des Gebetes in der Synagoge fast immer mit geschlossenen Lippen träumerisch dareinschauend da oder drückte hastig die Augen zu und warf den Kopf hin und her, als ob er Fliegen verscheuchen wollte. Die Leute sagten, er sei von einem Dämon besessen, und in der That war er's. Der Gedanke, den er einst in Voltaire'schem Uebermuthe im Berliner Tabaksklubb dargelegt, ward lebendig und in ihm selbst. Er wußte nicht mehr, was Phantasie und was Wirklichkeit war. Anfangs mit seltsamem Lächeln, dann aber mit wilder Wuth verweigerte er jede Speise

und jeden Trank, die man ihm reichte, und als man sie ihm endlich aufnöthigte, war es zu spät. Sein letzter Schrei war die weinende Bitte: Laßt mich leben! Helft mir zum Leben!

Ephraim hörte den Bericht von dem Ende Rabbi Chananels mit tiefer Wehmuth und immer seltsamer ward es ihm, daß alles alte Leben nochmals erwacht und ausklingt.

Maimon gab dem Leben und dem Ende des Rabbi die Deutung einer jüdischen Sage, die da verbietet, Phantasiegebilde zu schaffen; denn in der Todesstunde kommen die Phantasiegebilde als Dämone, hängen sich an den Geist, der sich aufschwingen will, zerren an ihm und rufen: Du hast uns einen Leib gegeben, gieb uns auch eine lebendige Seele. — Wer uneinig mit sich lebt, Anderes ausdenkt als bethätigt, dem werden die Geschöpfe seiner Einbildung zu Dämonen, er fällt als ihr Opfer, sie rauben ihm sein lebendiges Dasein.

Ephraim sah schaudernd in einen ungeahnten Abgrund.

Maimon war nach dem jüdischen Eherechte als Vagabund zur Ehescheidung genöthigt worden; er beschloß, bald darauf Breslau zu verlassen; am Fasttage der Zerstörung Jerusalems feierte er mit Ephraim seinen Abschied in dem Wirthshause zum goldenen Rad, und nach seiner Gewohnheit las er aus seinem Lieblingsbuche, das er stets bei sich trug, aus dem satyrischen Gedichte Hudibras von Butler Kernstellen vor und gab allerlei erheiternde Erklärungen dabei zum Besten. Das machte in der ganzen Gemeinde großes Aufsehen, der

Rabbiner Isaak Joseph Fränkel jedoch, ein rechtschaffener und duldsamer Mann, wollte es nicht beachten. In der Gemeinde herrschte aber die häßliche dicke Ehehälfte des Vorstehers Hirsch Levi; Zelotismus und weibliche Herrschsucht stachelten sie zur höchsten Rührigkeit, sie brachte es durch allerlei Umtriebe dahin, daß Ephraim wegen Verletzung des Fasttages vor ein jüdisches Kirchengericht gefordert wurde.

Die Freunde Ephraims riethen ihm, solchem Aufgebot keine Folge zu leisten, denn schon war die Zeit vorüber, in der man die Bannstrahlen der Hierarchie zu fürchten hatte; Friedrich II., allem „Pfaffenregimente" feind, hatte auch die jüdischen Rabbinen eingeschüchtert. Ephraim aber freute sich dieser Gelegenheit, denn er wollte die verknöcherte Orthodoxie einmal fassen und mit der ganzen Wucht seines Geistes zerschmettern. Fast wäre es ihm aber hier wieder ergangen, wie vor dem Richter bei seiner Gefangennehmung, denn Ephraim hatte eine unüberwindliche Scheu, im Angesicht Vieler schroff und selbständig hinzutreten, und versuchte er es, so erreichte er selten seine Absicht; in seinem einsiedlerischen Denken und Grübeln hatte er schon so viele Stufen der Debatte unter sich, stand er schon auf einem solchen Standpunkte, daß er stets geneigt war, dieß auch bei Anderen vorauszusetzen, und selten das Geschick besaß, die unten Stehenden zu sich heraufzuleiten.

Starren Blickes stand er eine Weile vor den Richtern und hörte die Fragen, dann rief er zitternd vor Wuth: „Schließt die Thüren und die Fenster fest, daß kein Lüftchen aus der freien Natur hereinstreiche; spinnt

nur immer weiter und dreht und windet Geistesbande, mit denen ihr die freie Seele erdrosseln wollt, ein Blitz vom Himmel wird die Bande und euch auffressen. Geht nach Haus und betet, gebt eure Sklaven frei und seid selber frei." —

„Habt Ihr am Fasttage der Zerstörung Jerusalems Speise genossen?" lautete die Frage des Kirchengerichts.

Ephraim mußte lachen. „Was kümmert mich das todte Jerusalem?" erwiderte er, „tagtäglich zerstört ihr's, denn überall ist Jerusalem, wie geschrieben steht: an jedem Orte, da ich meinen Namen erwähnen lasse, will ich zu dir kommen und dich segnen." (2. Buch Moses, 20, 24.)

Ephraim mußte das Zimmer verlassen.

„Es fehlt ihm hier," sagte Einer der im Gerichte Sitzenden, mit dem Zeigefinger seine eigene kluge Stirn berührend, „wenn er nicht wahnsinnig wäre, wie könnte er sonst so reden?"

„Ja, er ist wahnsinnig," sagte der zweite Richter, „und ich habe mich vor ihm gefürchtet; wir brauchen ihn nicht mehr zu strafen, Gott hat ihn schon genug gestraft, daß er ihm seinen Verstand genommen hat." Der Rabbine benutzte diese glückliche Stimmung, Ephraim wurde für wahnsinnig erklärt und freigesprochen, sein ganzes bisheriges Leben wurde indeß einer strengen Rüge unterworfen, das ganze Geschick seines Lebens war wohl sorgsam belauert worden, aber verzerrt und entstellt wurde es ihm vor die Augen geführt.

Mit trauerndem Herzen saß Ephraim zu Hause und dachte darüber nach, wie der Fasttag der Zerstörung

Jerusalems nun bald achtzehn Jahrhunderte dauere, er suchte Trost und Aufklärung, und er, der den Minutengenuß allein das Leben genannt hatte, der sich die Worte des Daseins wieder im Buchstabiren zerlegen wollte, begnügte er sich am Ende mit einem Worte, indem er dem Rhythmus der Weltgeschichte Jahrtausende als Sylben zuerkannte.

Ephraim ging eines Tages über den Judenplatz, er sah, wie zwei Knaben in Händel geriethen und sich prügelten, er wehrte dem Ungerechten ab, da sprang der Vater dieses Knaben hinzu, schalt Ephraim und sagte zu ihm, er solle sich ruhig verhalten, er sei ja vom jüdischen Kirchengerichte für wahnsinnig erklärt worden und nur darum nicht in den Bann gekommen. — Ephraim ging lächelnd weiter, er dachte darüber nach, wie er das Ende seiner Tage fern von allem Judenwesen in Ruhe beschließen wolle. Er kam auf den Ring, mehrere christliche Knaben, die den Katechismus unter dem Arm trugen, kamen aus dem Katechumenen-Unterricht, sie warfen den Juden mit Schneeballen und lachten über seinen Zorn. Hatte er bei jenem ersten Begegniß unwillkürlich an Moses in Aegypten gedacht, so wäre er jetzt gern wie der Prophet in die Wüste geflohen, nur um kein Menschenantlitz mehr zu schauen, er flüchtete sich in die Wohnung seiner Schwester Veilchen.

Es war gen Ende Februar, man schrieb das Jahr 1781. Als Ephraim zu seiner Schwester eintrat, kam sie ihm bleichen Antlitzes entgegen und sagte:

„Ach Gott! Du kommst mit mir zu trauern. Ich danke dir.“

„Was ist denn geschehen?“

„Wehe! Wehe! nur ein bischen Papier und ein Tropfen Schwärze, das ist eine Todeskunde. Hast du es denn nicht in der Zeitung gelesen? Am zwölften ist er gestorben.“

„Wer ist es denn?“

„Komm' Bruder,“ antwortete Veilchen, und ihr Auge strahlte hell, Thränen hingen in ihren Wimpern, „komm Bruder, laß dich küssen, du hast ja seinen Namen. Denkst du noch daran, wie du ihn zum Erstenmal in unser Haus gebracht hast? Ich weiß es noch so gut, als ob es heute wäre, es war Frühling, am Montag-Nachmittag, so gegen drei Uhr, ich saß am Nähtischchen und arbeitete an einem Sommerkleide, — der Herr Sekretär —“

„Also Lessing ist todt?“ fragte Ephraim, Veilchen nickte.

„Ich habe es gewußt, daß er gestorben ist,“ sagte sie, „in derselben Nacht, als er starb, hab' ich ihn gesehen: ich ging in der Spandauerstraße, bald mit einem Manne, bald allein, immer weiter, plötzlich war ich auf einer öden Heide, überall Nacht, Irrlichter, da sah ich plötzlich seine Leiche, hu! er fährt mir mit der kalten Hand über's Gesicht“ — Veilchen sah ihren Bruder starr an.

„Wehe! du bist von Sinnen,“ rief dieser, „rühr' mich nicht an, du steckst mich an, fort, fort!“ er stieß seine Schwester von sich, rannte wie rasend von dannen, es war ihm immer, als ob der Geist des Irrsinns hinter ihm drein jage und ihn als Beute erhaschen wolle, erst bei Philippinen fand er wieder Ruhe.

Unterdeß lag Veilchen zu Hause schluchzend auf ihrem Sopha, sie zog ein Amulet aus dem Busen und küßte es, es war ein Brief Lessings, den sie sich zu verschaffen gewußt hatte; freilich war er an einen Fremden gerichtet, doch war er ja von seiner Hand, der Hand, die nun in der kalten Erde moderte.

Hier in weiter Ferne trauerte eine Seele um den großen Verstorbenen, die im Wechsel der dichterischen Gebilde, der Lebenserscheinungen und Kämpfe gewiß von ihm schon längst vergessen war; aber das ist die Macht des Geistes und sein Lohn, daß seine Wirksamkeit unermeßlich und unergründlich ist.

Veilchen fand auch bald wieder ihren Trost, Lessing war ihr nicht mehr gestorben als früher, da er noch lebte; des andern Tages sah sie sich wieder in dem Kreise der armen Kinder, die sie nähen und stricken lehrte, und deren Geist sie zu veredeln trachtete; ihr Leben floß wieder gleichmäßig dahin.

Ephraim wagte es indeß, eine Veränderung mit sich vorzunehmen, er verließ die Juden und zog zu seinem Bruder Nathan Friedrich.

Jetzt in späten Lebenstagen machte Ephraim eine Erfahrung, die er nie kennen gelernt, oder der er immer ausgewichen war: die Glückseligkeit, die auch in dem kaufmännischen Betriebe liegen kann.

„Seitdem ich erfahren, was ich kann, und es eben dadurch im Stande bin," erklärte oft Nathan Friedrich, „bin ich dir der glücklichste und zufriedenste Mensch von der Welt. Der kleine Handel unsers seligen Vaters war eben so ängstlich als mühevoll. Ich habe

noch lange davon gelitten, und allerlei Grübeleien haben mich geplagt. Ich war wie ein Vogel; der am Boden hüpft, und ich kann dir nicht sagen wie glücklich ich war, als ich einsah, daß ich fliegen kann, und das kann ich jetzt, und weit und hoch, und ich mach's im Leben wie im Geschäft: man muß von den Vorstellungen, die man sich von den Menschen macht, Rabatt geben, man muß jährlich auf einige Bankerotte rechnen, dann macht man sich keinen Kummer darüber. Ich weiß, du hältst den dichterischen Schwung für das höchste, aber ich sage dir, ein Geschäft, das im Schwung ist, macht auch glücklich, und es ist ganz gleich, und so sehen und spüren, wie man wächst — wenn du das je recht an dir wahrgenommen hättest, du hättest nie Dichter werden wollen."

Ephraim bezwang jede andere Empfindung und freute sich, seinen Bruder so erfüllt und erhoben zu sehen.

Wie drängten sich gegen das Lebensende die Gegensätze scharf heraus!

Es war Frühling, Ephraim wohnte mit seinem Bruder und mit seiner Schwägerin Rosa auf dem Landhause, er ging mit Rosa und Philippine durch einen breiten Laubgang, er sprach davon, wie nun das erste Gras auf dem Grabe Lessings wachse, „das große Herz wird nicht mehr gefunden," schloß er.

„Du hast ja auch ein großes Herz," sagte Philippine, nahm ihrem Vetter den Stock aus der Hand, sprang schnell auf dem breiten Sande umher, zeichnete die Umrisse eines Herzes auf den Boden und rief:

„siehst du? Das ist ein Miniaturbild von deinem Herzen, in zwanzigmal so viel Frauenzimmer als hier herein stehen können, warst du schon verliebt, o du großes Herz!“

Ephraim schwieg. So oft Rosa und Philippine zugleich gegenwärtig waren, war es ihm nicht möglich, das Gespräch in ebenmäßigen Gang zu bringen; er fand die Ursache in den ungleichen Charaktern der beiden Frauen, die sich doch so schwesterlich vertrugen; er wollte sich's nicht gestehen, daß seine Neigung und Aufmerksamkeit zwischen Beiden hin- und her schwankte.

Ein neues Ereigniß strömte wieder frische Kraft in das Leben Ephraims, noch in seinen alten Tagen erhielt er die poetische Firmelung vom heiligen Vater Ramler. Zwei große Quartbände voll Epigramme hatte er an den guten Professor geschickt, der sie mit sorglicher Emsigkeit las, eine Auswahl daraus schied, sie feilte und glättete, und sie im „deutschen Museum“ ausstellte.

Nicht nur Ephraim, sondern ein großer Theil der schaffenden Geister der Zeit fand erst Beruhigung und Selbstvertrauen in der Anerkennung des Berliner Horaz. Weil man in Gehalt und Gestalt sich nach einem poetischen Katechismus regelte, der von den freien Gebilden der griechischen und römischen Klassiker abgezogen war, darum fehlte die innere Anerkennung, das im Innern ruhende Bewußtsein, und darum bedurfte man des Zurufs von außen.

Dem innern Selbstvertrauen, das Ephraim nun gewonnen hatte, entsprach auch die äußere Schätzung

und Rücksichtsnahme, die man ihm in den weiteren Kreisen der Gesellschaft angedeihen ließ, man verzieh dem Dichter, was man dem Kaufmann verargt hatte, man ließ sein barockes Wesen gewähren, weil man die Grundlage desselben erkannte, und wer Ruhm gewinnt, ist plötzlich über viele Kleinlichkeiten des Alltagslebens hinweggehoben. Garve und viele andere Gelehrte und Beamte, die in dem Hause Nathans aus- und eingingen, näherten sich Ephraim mit freundlicher Zuvorkommenheit. Dieser war jetzt freundlicher gegen Jedermann, denn er war stolzer in sich. Diese Menschen, die ihm begegneten zu Leid und zu Lust, auf deren Mienen und Worte er ängstlich gelauscht, indem er sich über jede kleine Anerkennung gefreut hatte, das war nun seine Welt nicht mehr. Was sind diese paar Menschen? Sein Name und sein Denken zog jetzt durch die weite Welt zu Tausenden und aber Tausenden. Er drückte einst seine ganze Stimmung und die eigenthümliche Umbiegung seines Denkens aus, indem er zu Fülleborn und Garve sagte:

„Nun ist doch etwas von mir da, worauf ich — bescheiden sein kann."

Nathan war besonders erfreut, daß Ephraim nun aus seiner innern Vergrämung herauszukommen schien, und tief bewegte er einst das Herz des Bruders da er sagte:

„Das Judenthum ist darum eine so schwere Last, weil es gar nicht aus dem Widerspruch mit der Welt herauskommen läßt. Du willst immer deinen besonderen Charakter behalten. Das geht aber nicht. Wenn ein

Fürst vorüberfährt und dreihundert Menschen ziehen den Hut ab, werde ich nicht der Narr sein und allein nicht abziehen. Ich leb' mit der Welt wie sie ist, und nicht mit der, wie sie vielleicht sein könnt'. Mit der Welt bös sein und ihr grollen, wem thut man was damit? Sich selber, sich ganz allein, die Anderen spüren nichts davon, wie man Tagelang im Unmuth herumgeht. Schon aus Egoismus bin ich mit Jedem freundlich und friedlich, und da muß er's auch mit mir sein, und ich hab' Vergnügen statt Kummer."

Ephraim seufzte schwer und nickte einverständlich. Nathan fuhr triumphirend fort:

„Da hat am letzten Sonntag unser Pfarrer bei Elisabeth ein Langes und Breites gepredigt über den Text: „Aergert dich dein Auge, so reiß es aus." Ich sag' dir, sie verstehen das Neue Testament nicht recht, ein Jud ist da viel schneller daheim. Was will der Spruch anders sagen als einfach: kommt dir in der Welt was vor, was dich verdrießt, siehst du etwas was dich ärgert, frag' dich zuerst, ob die Schuld nicht an dir ist, hab' die Courage und geh zuerst gegen dich, reiß deinen ärgerlichen Blick aus; kannst du das nicht, nun gut, so gieb dich zufrieden mit der Welt. — Ist das nicht das Aleph Beth des gesunden Verstandes?"

Vieldeutig lächelnd faßte Ephraim die Hand seines Bruders.

Er bewegte sich nun frei und ungezwungen in der „christlichen Gesellschaft," aber weder im Wort noch im Begriff konnte er diese letzte Bezeichnung vergessen; er hatte zu lange außerhalb dieser Kreise gelebt, die Wurzeln

seines Denkens zogen sich in eine andere Region, sie waren zu fest und knorrig, als daß sie in neues Erdreich versetzt worden konnten, er vergaß es nie, daß er ein Jude war. Oft schalt er sich über seine Beschränktheit, daß er sich hier nicht heimisch fühle, aber er konnte das Bewußtsein nicht überwinden, daß er hier nur das gesellschaftliche Gnadenbrod genieße, daß er sich nichts herausnehmen dürfe, sondern stets warten müsse, bis man ihm etwas biete.

Wer nicht in die Gesellschaft eingewohnt ist, dem ist manches Herkommen seltsam und auffällig, das den Anderen als naturgemäß und fraglos erscheint. Ephraim starrte einst auf einen jungen stattlichen Offizier, als Philippine zu ihm trat und ihn fragte: „Was sinnst du?“ Er nahm sie bei Seite und sagte ihr mit gepreßter Stimme:

„Sieh' den jungen Offizier dort, wie er so freundlich lächelt, vielleicht eben eine Artigkeit spricht und sich dabei mit dem ganzen Körper auf seinen Säbel stützt. Wie ist es möglich, daß man die Mordwaffe mit in die heitere Gesellschaft bringt? Ist es denn ein Schmuck des Menschen, daß er bereit ist und ein Werkzeug hat, seinen Mitmenschen zu tödten? Sollte er das nicht vergessen machen? Hier mindestens? Ist Menschen erwürgen der Weg zur Ehre? hat Mendelssohn einmal gesagt. Ach, wenn diese Offiziere wüßten, was sich in meinem Hirne regt, sie würden den Säbel ziehen und mir die Hirnschale spalten. Sprich ja kein Wort davon.“

Philippine suchte ihn zu beruhigen, aber nie konnte Ephraim an einem Offizier vorübergehen, ohne in sich

zusammenzuschrecken, und sprach er mit einem Bewaffneten, so war sein Blick unstet und immer wieder auf die Waffe geheftet.

„Ich verstehe jetzt die Gemüthsart Rousseau's," sagte er zu Philippine, „weil ich selbst ein Stück davon in mir habe. Rousseau glaubte alle Welt in Feindschaft ihm gegenüber, weil er sich bewußt war, daß er der ganzen gegebenen Welt, ihren Einrichtungen und Meinungen feindlich, zerstörend und auflösend entgegenstand. Du hast einen zerstörenden Gedanken in dir und du kannst es nicht fassen, daß nicht Jeder es dir anfühle, wie du im Geiste den Bestand Aller auflöfest. Jeder muß deine innere Feindlichkeit wittern. — Aber Rousseau hatte es gut, er hatte die Kraft einer Einsiedlersnatur — und ich, liegt es vielleicht im Juden, daß er nicht Einsiedler sein kann?"

Nicht nur als Jude, noch weit mehr als Mensch fühlte Ephraim sich fremd in der Gesellschaft. Bald sollte er erfahren, daß auch die Gesellschaft nicht vergessen hatte, daß er ein Jude sei. Man hatte sich einst zu einem größeren Abendessen zu Tische gesetzt, Ephraim fand ein Papier unter seiner Serviette, darauf Verse geschrieben waren:

Liebster, bester Kuh!
Warum bleibest du
Nur allein beim Vater stehn,
Willst nicht zu dem Sohne gehn?

Ephraim las die Verse laut vor, eine peinliche Stille entstand, die Augen Ephraims rollten voll Wuth, er

suchte den Verseschmied, schnell aber lächelte er wieder und antwortete: „daß ein guter Sohn die Diener seines Vaters nicht geringschätzen dürfe," er verschluckte hierauf das Papier, auf dem die Verse geschrieben waren, dankte für die gute Abendmahlzeit und ging.

Lange mied er nun alle fremde Gesellschaft, so oft ein Fremder in den Kreis seiner Angehörigen trat, huschte er plötzlich fort, und ließ sich nicht mehr sehen, still und einsam wollte er seine Tage vergrollen, und die Menschen verachten lernen. Zu diesem letzteren hatte er aber weder Kraft noch Selbstgefälligkeit genug, er willfahrte daher gerne den dringenden Bitten seiner Schwägerin und gab sich nach und nach wieder den Freuden der Geselligkeit hin.

Mit stiller Freude betrachtete er oft das Behaben Rosa's. In ihrem Wesen wie in ihrer ganzen Umgebung mußte Alles stets aufgeräumt, ja symmetrisch sein; sie war im Stande bei Tische, während sie eifrig zuhörte oder selbst theilnahmvoll sprach, Gläser und Flaschen immer auf's Neue in Symmetrie zu stellen. Anfangs wollte Ephraim darin eine Pedanterie, eine geistige Theilnahmlosigkeit und wirthschaftliche Kleinlichkeit sehen; bald aber erkannte er darin die wohlthuende Erscheinung einer innern Symmetrie, deren äußerliche Feststellung sowohl auf den etwas fahrigen Nathan als auch auf ihn selbst von dem wohlthuendsten Einflusse war.

Im Hause Nathans war eines Abends große Gesellschaft, man spielte, sang und tanzte; Ephraim stand an einen Schrank gelehnt, die Arme auf der Brust übereinander geschlagen, er hielt bald die Augen lange

zugedrückt, und stierte dann wieder in das bunte Gewühl hinein.

„Woran denken Sie jetzt wieder?“ fragte Rosa zu ihm tretend, indem sie gegen ihre Gewohnheit vertraulich seine Hand faßte.

„Wenn ich das Treiben der Menschen mitansehe,“ sagte Ephraim, „wie sie sich anlächeln, liebäugeln, und doch nichts als Falschheit, Bosheit und Fanatismus dahinter steckt, so möchte ich in die Einsamkeit entfliehen, damit ich nicht einen Mord begehe. Da schloß ich meine Augen und dachte mir plötzlich: alle die Menschen um mich her wären todt, die sprühenden rollenden Augen sind gebrochen, diese Lippen zusammengepreßt, diese gluthrothen Wangen fahl und kalt, diese behenden Glieder von innerem Moder geknickt, und über eine Weile nichts als kahle Schädel mit leeren Augenhöhlen, fleischlose Gerippe zwischen vier Brettern eingesargt, statt der Musik nichts als das knappernde Nagen des Todtenwurmes, hu! das ist gräßlich! Ich öffne meine Augen und sehe all' das frische hüpfende Leben, und jeden Menschen möchte ich an's Herz drücken, weil er lebt; ich liebe ihn, weil er lebt, ach es ist so schön zu leben, ach! es könnte so schön sein!“

„Sie quälen sich zu gräßlich mit Todesgedanken,“ antwortete Rosa mit zitternder Stimme, aber Ephraim fuhr fort:

„Ich habe noch eine Bitte an Sie, liebe Schwägerin, versprechen Sie mir unbedingt, sie zu erfüllen?“

„Wenn es nicht gegen mein Gewissen und außer meiner Macht ist.“

„Keines von Beiden. Versprechen Sie mir, wenn ich wahnsinnig werden sollte und nicht mehr die Kraft und die Willensregierung hätte, mich selber umzubringen, daß Sie mir dann Gift geben wollen? Nun, Ihre Hand?"

„Ach! Sie sind ein Quälgeist und sollten auch schon lange wissen, daß ich für derlei Späße keinen Sinn habe," so sagte Rosa und entschwand in der Gesellschaft.

Wieder war Ephraim in einer größeren Gesellschaft. Der Hauptstoff des Gespräches war noch immer der Tod Friedrichs des Großen, obgleich sein Nachfolger Friedrich Wilhelm II. schon seit vier Wochen die Regierung angetreten hatte.

„Dieses Jahr 1786 hat noch ein anderes großes Opfer genommen, ich meine Moses Mendelssohn," sagte Ephraim, und er führte dabei das auf Maimonides gesetzte und auf Mendelssohn übertragene Gedenkwort an: von Moses in Aegypten bis zu diesem Moses, ist keiner erstanden wie Moses. Alles war still und sah sich staunend um; Ephraim mochte wohl fühlen, wie ungeschickt diese Bemerkung in einem Kreise war, den ganz andere Sympathien beherrschten, neben einen welthistorischen Helden hatte er einen andern, zwar bedeutenden, aber unendlich untergeordneten Mann gestellt. Nach einer Pause setzte er daher hinzu: „Ein Stammhalter der Zeit nach dem andern sinkt in's Grab, die alte Zeit stirbt und eine neue kommt; was wird sie bringen?"

Niemand antwortete, ein Offizier zog ein fliegendes

Blatt aus der Seitentasche, Alles rückte zusammen, der Offizier las Schubarts Hymne: „Friedrichs Tod," die vielleicht das größte Meisterwerk deutscher Hymnendichtung genannt werden kann.

Andächtige Stille herrschte in dem Kreise, als das Gedicht zu Ende gelesen war; nach und nach strömte von allen Lippen das überschwänglichste Lob des eingekerkerten Dichters und des einzigen Friedrich. Ephraim stand lächelnd mitten in dieser Begeisterung, und gab seine abweichende Ansicht bisweilen durch Kopfschütteln kund.

„Ich glaube, Sie sind anderer Meinung," sagte der Offizier mit einem Kameraden nahe auf Ephraim zutretend.

„Allerdings."

Schnell hatte sich die Gesellschaft um sie versammelt. „Lassen Sie hören," drängte man von allen Seiten.

„Meine Ansicht ist, daß dieser einzige alte Fritz an dem Unglück einer ganzen großen Zeit schuld ist. Er war ein guter König? Meinetwegen, da werden sie aber gerade deswegen auf Menschenalter hinaus glauben, sie könnten von Königen glücklich gemacht werden, die poetischen Adlerpapagei's und philosophischen Windhunde werden die Sterne apportiren und systematisch wedeln: „Maul halten," „dummes Zeug," „nicht räsonniren." Ist die österreichische Uniform nicht schöner als die preußische? Warum laßt ihr euch darum todt schlagen? Ich wollt', ich wollt' — ich hätte ein Paar lederne Hosen. Schenk' mir deine Mütze Kuckuck,

steck' deine Waden in die Westentasche, die Katz beißt, miau, kikriki!"

„Ich hätte gute Lust und würfe den Kerl zum Fenster hinaus," sagte der Offizier zu seinem Kameraden.

„Merkst du denn nichts, er ist ja wahnsinnig," sagte dieser.

„Er ist wahnsinnig," zischelte es von Mund zu Munde in der ganzen Versammlung, Ephraim schien es zu hören, gläsernen Blickes starrte er darein, Alles wich vor ihm zurück, er stand vor einem großen Spiegel, seine ganze Gestalt blickte ihn daraus an.

„Da bist du ja, Zweiter!" rief er schäumend, indem er die Hände ballte, „Kerl! du bist wahnsinnig, stirb, du toller Hund, so, so!" er schlug mit Händen und Füßen nach dem Spiegel, daß die Scheiben klirrend niederfielen, Alles war entsetzt, dann sprang er rasend umher, warf Alles übereinander, schrie und wüthete gegen den tollen Ephraim.

Mit schwerer Mühe wurde er gebunden und nach Hause gebracht.

28. Er ist wahnsinnig.

Der die Schwächen und Albernheiten der Menschen so scharf geißelte, Swift, wurde am Ende seiner Tage kindisch, und von seinem Bedienten für Geld gezeigt; der die zahllosen Pflanzen auf der Erde bei ihren Namen rief und ordnete, Linné, hatte am Ende seiner

Tage seinen eignen Namen vergessen; der die Vernunft mit mächtigem Willen meisterte und zügelte, ihre Grenzen und Gesetze enthüllte und umschrieb, Kant, wurde am Ende seiner Tage blöde und stumpf — wir stehen hier vor jenen Untiefen des menschlichen Geistes, deren Grund noch kein Senkblei irgend eines Forschers erreicht. —

In einem dunkeln abgelegenen Zimmer des Nathan'schen Hauses saß Ephraim mit der Zwangsjacke angethan, er tobte und raste gegen seine Mörder, daß ihm der Schaum vor dem Munde stand, immer raffte er sich wieder von Neuem auf und schlug um sich, schrie und heulte, endlich sank er ermattet zurück mit den Worten: „Gute Nacht, der Ephraim ist todt, kikriki!"

Auf eigenthümliche Weise zeigten sich die drei Frauen jetzt in ihrem Verhältnisse zu Ephraim. Veilchen war die erste, die ihn besuchte, und doch fürchtete sie sich am meisten vor ihm, „aber," sagte sie zu sich, „man darf vor keiner Krankheit Furcht oder Ekel haben. Wer soll ihn pflegen, wenn du dich ihm entziehst?" Mit zitterndem Herzen, aber mit festem Tritt ging sie zu ihrem Bruder in die dunkle Klause, sie setzte sich neben dem Wärter still nieder; Ephraim lag auf dem Bett, er spielte mit seinem Finger und murmelte vor sich hin: „Da, da, Mausfalle, da hast du den Ephraim, du kriegst ihn doch nicht; siehst du, Ephraim, gescheiter Junge, in jedem Dorf ist eine Mausfalle, mit einem himmelhohen Thurme, und einer schwarzen Katze drin, Schwalbe auf dem Fensterſims, guck ein, 'runter du

Rabbiner-Bocksbart, friß dein dürres Heu, au, au, laßt den Ephraim gehen, ihr reißt ihm das Herz aus. Ketzer, Ketzer, Ketzer, crepir!"

Mit angehaltenem Athem nahte sich Veilchen ihrem Bruder, dieser schrie laut auf, schlug nach ihr und verfluchte sie, dann fragte er sie wieder: „War die Schur gut und ist die Wolle schon sortirt? Der Ephraim möchte gern mit Wolle handeln, das ist ja lauter Sterblingswolle, komm Schnauzerle, du schwarzer Mohr, hast dich weiß waschen lassen von einem Jesuiten, gieb dem Ephraim seine goldene Dose wieder, nur eine Prise, nur eine — das ist ja lauter Mäusedreck, pfui, pfui. Der Ephraim hat Jerusalem gefressen, wenn er's nur wieder aus dem Leibe herausbringen könnte." — Er sank zurück, es war, als ob sein gläserner Blick um Mitleid flehte, Veilchen wagte es mit ihrer durchsichtig zarten Hand ihm die Haare von der Stirne zu streichen, und Ephraim sagte leise: „Blas', blas', ach! das thut gut, aber brenn' dich nicht, du gutes Kind."

Jetzt erst konnte Veilchen weinen, da sie ihren Bruder so sanft sprechen hörte, sie hielt ihre Hand auf seiner brennend heißen Stirne. „Kennst du mich denn nicht, lieber Ephraim?" fragte sie mit zitternder Stimme, Ephraim antwortete nichts, er kaute bewegungslos an seinem Rockärmel; dann aber fuhr er wieder plötzlich auf und tobte gegen die zwei Offiziere, die ihn meuchlings ermorden wollten, er schlug mit aller Macht nach Veilchen und fletschte die Zähne nach ihr. Der Wärter, ein rüstiger Wollverpacker, entfernte Veilchen, sie blieb

noch vor der Thüre stehen und horchte, sie weinte abermals, denn sie glaubte zu hören, wie ihr Bruder von dem rohen Burschen mißhandelt wurde, sie ging zu Nathan und drang auf schonendere Behandlung, Nathan ging zu Ephraim.

„St! Still," rief ihm dieser entgegen, „hörst du, wie sie arbeiten? sie graben den Boden auf, sie wollen den Ephraim morden."

„Das Geräusch kömmt von den Färbern, die uns gegenüber wohnen."

„Färber? hu, hu, die brauchen des Ephraims Blut, um Altarblätter damit zu färben; knebelt den Ephraim los! Wenn der Vater kommt, giebt er euch Schläge.

War einst ein gottesfürchtig Mann,
Der plapperte von „Auch gut."

Der Ephraim hat sich verfroren. Wenn der Vater kommt — bringt er ein Nichtschen in einem Büchschen, weil du nicht brav bist. Wer beißt den Ephraim auf die Zunge? Da habt ihr Färberblut." — Er spukte Blut aus, Nathan ließ ihn in ein anderes Zimmer bringen.

Rosa übertrat schon nach einigen Tagen das strenge Verbot ihres Gatten, sie schlich dem Arzte nach, leise in das Zimmer Ephraims, und schwebte fast unhörbar zu dem Kranken heran. Als Ephraim der schlanken Gestalt in dem weißen Gewand ansichtig wurde, richtete er sich, so viel er vermochte, auf, seine Züge hoben sich plötzlich mit frischer Spannung, sein Athem zitterte,

er legte leise die Hände auf der Brust übereinander, seine Lippen bewegten sich wie zum Gebete.

„Wie geht es Ihnen, lieber Ephraim?“ fragte Rosa. Ephraim faßte ihre Hand, in sein wirres Auge trat eine Thräne, schluchzend lispelte er: „Süße Mathilde, bist du da? Ach! sie haben den armen Ephraim gebunden; nicht wahr, du nimmst ihn mit? hu! du bist ja naß.“ — Thränen rannen über seine Wangen, dann schloß er die Augen und schlummerte ein, Rosa entzog ihm bald ihre Hand.

„Sie sind sein Schutzengel,“ sagte der Arzt zu Rosa, als er sich mit ihr entfernte, „diese Thränen, die er vergoß, zeugen von einer großen Gemüthsbewegung, die in ihm vorging, sie können die glückliche Krisis sein, ich hoffe wenigstens von nun an auf lichte Zwischenräume. Sie dürfen ihn nur selten besuchen und nur wenig sprechen, Sie müssen sich auch stets weiß kleiden, wenn Sie ihn besuchen.“

„Es ist sonderbar,“ sagte Rosa, „daß er mich jetzt bei meinem zweiten Taufnamen Mathilde nennt.“

„Bei derartigen Krankheiten ist Nichts oder Alles sonderbar,“ erwiderte der Arzt. Rosa grübelte doch über die „sonderbare Benennung.“

Die lichten Zwischenräume wurden in der That in dem Geistesleben Ephraims immer bedeutender, und jetzt endlich wagte es Philippine, ihren Vetter Eisenfresser zu besuchen. Ungewohnte Angst und Mißbehagen peinigten Philippinen von der Stunde an, als sie den Irrsinn ihres Vetters erfahren hatte, sie wollte ihn durchaus nicht besuchen und sagte einmal: „Ich sehe

nicht gern Gespenster, und ein Wahnsinniger ist das Gespenst seiner selbst.“ Ihren Gedanken konnte sie indeß nicht wehren, daß in ihnen das Gespenst Ephraims erschien und sich nicht bannen ließ. Plötzlich stand sie oft mitten in ihrem Zimmer still und knotelte an ihrem Schürzenbande, indem sie nachdenklich drein schaute; sie hatte diese gräßliche Verwirrung Ephraims kommen sehen, sie fragte sich hundertmal, ob sie ihr nicht hätte entgegenwirken können, ein gräßliches Meteor war vor ihren Füßen niedergefallen, sie konnte nicht mehr lustig darüber hinweghüpfen; stundenlang lag sie auf ihrem Sopha, verbarg ihr Gesicht in den Kissen und sah dann wieder mit unstetem wirrem Blicke in den gewohnten Umgebungen umher. Sie wollte endlich die quälerischen Vorstellungen los werden. Die Wirklichkeit ist gewiß auch hier minder gräßlich als das Phantasiegebilde, tröstete sie sich und nahm sich fest zusammen. Ohne auch nur einen Laut davon kund zu geben, hatte sie Alles in sich durchgekämpft, und blickte nun wieder mit der alten Heiterkeit dem neuen Verhältnisse in das Angesicht, die Welt durfte nichts von der gräßlichen Gährung in ihr erfahren, und sie selber hatte sie bald vergessen.

„Man muß jeden Menschen nehmen, wie er einmal ist,“ sagte sie zu sich, „der einzige Unterschied ist, daß bei anderen die lichten Zwischenräume länger dauern.“ Sie ließ ihre Laute in das Zimmer Ephraims bringen und folgte bald nach. Ephraim lag auf dem Ruhebette, er hatte die Augen geschlossen, spielte mit der Decke und murmelte abgestoßene Sätze vor sich hin:

„Bon giurno Signor Trevirano — va banque! — Rabbi Chananel, morgen ist Kirchweih — komm schöne Gräfin, wollen noch eins tanzen — ha, ha, ha; — du hast eine Fledermaus auf dem Kopf, pfui, pfui!“ er drehte sich herum und grüßte Philippinen, sie konnte sich vor Angst und Ueberraschung nicht von ihrem Platze erheben, sie griff mit zitternder Hand über ihre Laute, der Kranke nickte zufrieden mit dem Kopfe, und Philippine sang ihm eines seiner Lieblingslieder vor, er summte leise mit: Philippine rückte näher zu ihm heran.

„Stehen die zwei Leutenants noch unten vor der Thüre, die den Ephraim umbringen wollen?“ fragte er geheimnißvoll. „Sie wissen was ich denke, sie wollen mir das Hirn spalten.“

„Noch vor einer Stunde standen sie da, aber der Commandant hat sie, wie ich höre, auf die Wache setzen lassen,“ erwiderte Philippine keck: sie gab auf alle Fragen die erwünschte Antwort, ohne zu widersprechen.

Der Zustand Ephraims besserte sich nur sehr langsam, denn jäh und plötzlich reißt ein Damm entzwei, und nur nach und nach und mit harter Mühe wird er wieder aufgebaut und der überfluthende Strom in seinen gewohnten Lauf zurückgelenkt. Die Angehörigen Ephraims gewöhnten sich indeß bald an diesen Zustand, denn keine Lage der Dinge ist so traurig und drückend, daß man nicht bei längerer Dauer deren bisweilen vergäße. Man ging seinen gewohnten Beschäftigungen, ja sogar seinen gewohnten Vergnügungen nach, man lachte sogar halb schmerzlich über die kunterbunten Redens-

arten des Kranken, nur an Veilchen bemerkte man auch nicht das leiseste Lächeln, selbst wenn ihr Bruder das aberwitzigste und tollste Zeug trieb und sprach.

Man war einst bei Nathan versammelt. „Jetzt erst lernt man den Ephraim recht kennen," bemerkte Nathan Friedrich, „er haßt alle Menschen und sagt's frei heraus, Kinder und Narren sagen die Wahrheit."

„Das ist nicht wahr," entgegnete Philippine, „sie sagen blos ihre Wahrheit; wenn mir ein Narr oder ein Kind sagt: du bist ein Frosch, bin ich deshalb ein Frosch? Nein, aber seine Wahrheit hat er ausgesprochen; die meisten andern Menschen sagen das ganze Jahr Dinge, die sie entweder aus Büchern gelernt oder von Anderen gehört haben, und gerade auf diese steifen sie sich am hartnäckigsten. Mein alter Musiklehrer bildete sich am meisten auf seine Zeichenkunst und seine mathematischen Kenntnisse ein, gerade weil er sich das mit Mühe angeeignet hatte, und die Musik ursprünglich sein eigen war. Bei den sogenannten Wahnsinnigen kehrt sich das eigentliche Innere unmittelbar heraus, sie schwatzen Alles, was in ihrem Sinne ist, ohne es vorher filtrirt zu haben; ich hab' schon oft gedacht: wenn einmal plötzlich alle die Gedanken, alle ohne Unterschied, die den ganzen Tag einem Menschen durch den Kopf gehen, wenn alle diese plötzlich zu Wort kämen und willenlos ausgesprochen würden, Jeder würde vor sich selber davon laufen, weil er hört, wie ihm das wahnsinnigste Zeug im Hirn sitzt. Unsere ganze Vernunft liegt in dem bischen Herrschaft."

Niemand folgte den burlesken Sprüngen Philippinens,

und sie erklärte weiter: „Ich bin jetzt darauf gekommen, warum ich mich nicht mehr vor dem Anblick eines Wahnsinnigen fürchte. Als ich zum Erstenmal in einer Windmühle war, überfiel mich eine Angst und Verwirrung, die gar nicht zu sagen ist: das ganze Gebäude zittert, da bewegen sich die Räder, drehen sich Balken, kreist der Mühlsteinmagen, das knarrt und klappert, so unheimlich, so gespenstisch, ich habe gemeint, ich muß selber drein versinken, bis mir der Müller erklärt hat, wie das Alles in einander geht. So ist mir's auch mit dem Wahnsinn unseres Vetters Ephraim ergangen, ich habe selber hinter das verwirrende Unheimliche zu kommen gesucht, und unser Doktor hat mir's als Müller erklärt, und jetzt erschrecke ich nicht mehr und bin ganz ruhig dabei."

Alles schwieg. Rosa neigte sich zu ihrer Schwägerin Veilchen herüber, und fragte sie leise, ihr einen Pack Wolle hinreichend, mit welcher Farbe sie das Dunkelgrün in ihrer Stickerei schattiren solle; Nathan ging kopfschüttelnd das Zimmer auf und ab. „Am ganzen Unglück unseres Ephraim," sagte er endlich halb vor sich hin, „ist doch nur das Judenthum schuld; es ist schon an und für sich ein Wahnsinn, in einer Festung zu bleiben, die das vorschreitende Heer unbekümmert hinter sich läßt, weil sie am Ende verhungern oder sich ergeben muß. Sowohl die Einsicht der Propheten in der Bibel selbst als auch die Weltgeschichte drängt zu unserm Glauben hin, hier allein ist Friede und Seligkeit."

Philippine hatte schon den Mund geöffnet, um Nathan zu bemerken, wie groß die Macht der Gewohnheit sei: ohne Glauben wäre er übergetreten, und nun sei er schon bis zur Proselytenmacherei vorgedrungen. Sie erinnerte sich indeß noch schnell genug, wie unerquicklich dieses ewige Zerren an den großen Fragen wäre, sie spielte nur lächelnd mit ihren Locken. Nathan schien diese Verstimmung Philippinens bemerkt zu haben, er erzählte ihr nun, daß er auf ihren Rath zum Commandanten gegangen sei; dieser, ein liebreicher Mann, habe gern in den Vorschlag eingewilligt und dürfte jeden Augenblick erwartet werden. Der Commandant kam, er benachrichtigte Ephraim, daß er die beiden Offiziere, die ihm nach dem Leben trachteten, auf die Festung geschickt habe. Ephraim lächelte und berichtete mit großer Ruhe, daß diese Furcht vor seinen Verfolgern nur ein Theil seines Uebels sei, das Schmerzlichste sei, daß ihm kein Gedanke mehr Stand halte, und wunderbar ergänzte er die Erklärung Philippinens, indem er klagte, wie er nicht mehr ohne laute Worte denken könne, da ihm sonst die Gedanken wie ein Wirbel durch einander schießen, und wie er wieder erschrecke vor dem, was er selbst von sich höre und doch nicht zum Schweigen bringen könne.

Ephraim hatte ein zerkratztes Gesicht und er erklärte, daß er sich das selbst gethan. In stiller Nacht ersticke er fast vor den tollenden würgenden Gedanken, und er habe eine tiefe Sehnsucht nach körperlichem Schmerze, der ihn davon befreie. In letzter Nacht sei es ihm gewesen, als ob sein Körper todt, empfindungslos sei,

da habe er sich mit Gewalt die Hände in's Gesicht gekrallt und es sei ihm wohl geworden, als er sein rinnendes Blut und einen Körperschmerz gefühlt habe.

Jetzt endlich brachte man ihn dazu, daß er der Verordnung des Arztes gehorchte, und sich, von dem Wärter begleitet, Bewegung im Freien machte. Auf der Straße grüßte er rechts und links alle Begegnenden, die er kannte und die er nicht kannte, und lächelte ihnen freundlich zu, die Leute blieben einige Sekunden stehen und sahen ihm verwundert nach, dann aber ging ein Jeder wieder seines Weges.

Eine stille Schwermuth und Menschenscheu schien sich in Ephraim auszubilden. Stundenlang saß er da, das Kinn in der Hand wiegend, und murmelte unverständliche Worte vor sich hin, dann tobte und raste er wieder gegen alle Anwesenden, man gewöhnte sich nach und nach daran, ihn dann allein zu lassen. Hier in der Einsamkeit lichtete sich dann oft plötzlich die Wirrniß seines Innern, er wurde sich seines Zustandes bewußt, und einst nach einer gräßlichen Raserei schrieb er folgende „Gedanken von gewissen Unglücksfällen veranlaßt:"

Der starke Atlas nahm die Welt auf sich,
Und eine Welt voll Gram ertrage ich;
Doch, hoher Zeus, dir sei's gedankt,
Nie hab' ich unter ihr gewankt.

Sein Geist handhabte wieder die alten fertigen Formen der gewohnten Dichtungsweise, er hatte seinen Zustand in Wort und Zeichen von sich abgelöst und als

ein Erkennbares sich gegenübergestellt, und hier zum Erstenmale fand er wieder den Begriff und das Wort seines Ich. Mit Erkenntniß seines Ich traten auch wieder die wechselnden Gestalten der äußern Welt an ihn heran, und warfen ihren leichten Wiederschein in den Spiegel seines Bewußtseins, er aber kehrte sich ab von ihnen. Immer einsiedlerischer vergrub er sich in die abgeschiedene Welt seiner Vergangenheit, gleichgültig und kalt würdigte er das Leben um sich her auch nicht eines Augenmerkes, er war still und ruhig, der Tod konnte nur wenig Leben mehr an ihm erbeuten.

In dieser Abgeschiedenheit bemerkte auch Ephraim nicht, daß seine Schwester Veilchen ihn schon seit mehreren Wochen nicht besucht hatte, auch Philippine kam selten und meist mit betrübtem Angesichte, sie kam von dem Krankenlager Veilchens. So lange der Irrsinn Ephraims gedauert hatte, hatte Veilchen in fieberhafter Aufregung gelebt, bei Nacht und am Tage machte sie alle die Seelenschmerzen ihres Bruders mit durch. Das Bewußtsein ihres eigenen verfehlten Lebens zog sich durch alles dieses. Oft erhob sie sich Nachts von ihrem Bette, streckte die Hände zum Himmel empor und bat um den Tod, Niemand antwortete ihrer Stimme, dann weckte sie ihr Dienstmädchen und plauderte mit ihm über dies und das. Jetzt, da Alles wieder in das gewohnte Geleise einzulenken schien, jetzt lag Veilchen an einer schweren Krankheit darnieder, ein hitziges Fieber zehrte an ihrem Leben, Philippine verließ ihr Krankenbette fast nie.

Eines Mittags, schwarze Regenwolken hingen am

Himmel, da verlangte Ephraim unversehens einen Ausgang in's Freie; Nathan begleitete ihn. Unglücklicherweise kam man vor dem jüdischen Friedhofe vorüber. „Ich will das Grab unserer Eltern sehen," sagte Ephraim stillstehend, Nathan wollte ihn abhalten, aber Ephraim riß sich los, kletterte an der Mauer hinauf und sprang hinab, Nathan eilte ihm nach. Die Hände auf dem Haupt in einander geschlungen, warf sich Ephraim mit dem Angesichte auf das Grab seines Vaters, lange lag er da, ohne Bewegung; Nathan blickte gedankenvoll drein, endlich suchte er seinen Bruder aufzurütteln, dieser aber wehrte mit der Hand leise ab, nur mit Mühe konnte er von dem Grabe weggebracht werden. Als er wieder aufrecht dastand, blickte er sich nochmals um, ein offnes Grab war unweit dem seines Vaters.

„Ist das für mich?" frug Ephraim, er sprang hinab und legte sich auf den feuchten Grund, „ho ho! es ist zu kurz, lieber Bruder, schlag mir den Kopf ab, dann pass' ich gerade herein." Nathan stand verzweifelnd da, er schrie nach Hülfe, da öffnete sich die Thüre, sechs Männer trugen in ihren Händen eine Bahre, die ganze Gemeinde folgte, Ephraim hatte sich aufgerichtet. „Wen bringt ihr hier zu meinen Eltern?" schrie er aus der Grabestiefe den Ankommenden entgegen, Alle fuhren entsetzt zusammen, die Männer stellten die Bahre auf den Boden.

„Deine Schwester Veilchen," riefen dann Alle wie aus Einem Munde.

Ephraim wurde aus dem Grabe gehoben, er fiel

seinem Bruder weinend um den Hals, dann warf er sich nieder, riß den Deckel von der Bahre und küßte die todten Lippen seiner Schwester, bat sie tausendmal um Verzeihung, weinte und schrie und wälzte sich auf dem Boden.

Nathan stand erstarrt bei Seite, Niemand sprach ein Wort mit ihm, er mochte fühlen, was es heißt: sich im Leben wie im Tode von den Seinen zu trennen.

Veilchen wurde begraben, Ephraim hatte die erste Scholle Erde auf ihren Sarg geworfen, er wurde von zwei Männern nach Hause geführt, einen ganzen Tag und eine Nacht saß er auf dem Boden, seine Lippen öffneten sich nicht, weder um Speise zu genießen, noch um ein Wort zu reden.

29. Auflösung.

Der Tod Veilchens, eine innere Ermattung, die fast nie mehr wich, gab dem wiederkehrenden Leben in Ephraim einen eigenthümlichen Charakter. Durch die sorgliche Pflege für seine Gesundheit mußte er sich in das stille Naturdasein einleben, und dieser Hinweis ward ihm allmälig zur Lust.

In einem Lehnsessel unter der schattenbreitenden Hängeweide in dem Garten Nathans saß Ephraim tagelang still vor sich hinsinnend und brütend. Aus der Irrfahrt durch das weite Menschenleben war er heimgekehrt in das ewig Stetige, und ein Baum war sein Genosse. Aus der Umschau in den geistigen Hervor-

bringungen aller Zeiten und Länder war ihm endlich ein einziges Buch in der Hand verblieben, auf dem schon das Auge des Kindes geruht, dessen Worte schon die Knabenlippen gesprochen, es waren — die Psalmen Davids.

Er las sie in der Ursprache, und diese Worte, diese Töne weckten einen Klang aus längst entschwundener Jugend, erneuten einen erquickenden Frühlingsduft des Lebens.

Und wie der Baum über ihm seine Zweige wiederum zur Erde neigte, darin die Wurzeln sprießen, so ward ihm sein eigen Leben und Sinnen.

Manchmal auch verglich er Moses Mendelssohns Uebersetzung der Psalmen mit der Urschrift, und versetzte sich wechselsweise in das Leben des Sängerkönigs und in das des Philosophen, der in schmerzvollen Bedrängnissen sich dadurch Rettung gab, daß er die Worte Davids in die deutsche Muttersprache übertrug.

Oft hörte man Ephraim in der Nacht einen ebräischen Psalm singen, und selbst Nathan, der seine Kinder nicht gern an das Judenthum erinnern lassen wollte, ward ergriffen von der Innigkeit des Tones und ließ seinen Bruder gewähren.

Die Ausschließlichkeit, mit der Ephraim vom Beginne des Frühlings an jetzt nur im Garten unter der Weide sitzen wollte, konnte fast als krankhaft gelten, aber der Friede, der dadurch über ihn gekommen war, verhinderte jeden Eingriff.

Es war im August, als in dumpfer Mittagsschwüle plötzlich ein mächtiges Gewitter am Himmel ausbrach;

die erste Sorge aller Hausbewohner war, Ephraim unter das schützende Dach zu bringen, er aber wehrte mit aller Macht ab und verharrte ruhig unter der Weide. Und als das Gewitter vorüber war, fand man ihn in sanftem Schlummer, in der Hand ein Blatt, darauf die Worte: „Lob Gottes nach einem kurzen und heftigen Donnerwetter."

„O schwinge dich aus deiner Hülle,
Mein Geist, und steig' in heil'ger Stille,
Frei von des Körpers trägem Thon,
Auf der Geschöpfe großer Leiter
Von Stuf' auf Stufe forschend weiter,
Und nahe dich der Gottheit Thron."

Friede mit Gott war fortan in die Brust Ephraims eingezogen, er hatte ihn in andächtiger Beschauung der Natur wieder gefunden, auch mit den Menschen um ihn her, ihren Einrichtungen und Sitten versöhnte er sich immer mehr und mehr; die Weichheit seiner Seelenstimmung ließ jetzt nur milde Töne in ihm wiederklingen, er fand die Menschen, fand sich selber besser und geläuterter, Alles begegnete ihm mit zarter liebevoller Zuvorkommenheit. Wie der Taube wieder besser zu hören glaubt, weil Jedermann, sein Uebel erkennend, vernehmlicher mit ihm spricht, so auch erging es Ephraim; man kannte seine Menschenscheue und seinen Trübsinn, gern begegnete ihm Jeder freundlich und gefällig, und er konnte hierdurch die wirkliche Tugend der Menschen immer besser erkennen. Gesühnt und bekehrt ging er seinem Ende entgegen, und aus voller Seele betete er zu Gott:

„Gieb Liebe mir für Jedermann,
Von dem du Vater bist;
Er bete wie er will dich an,
Wenn er dein Kind nur ist.

Naht meines Lebens Ende sich,
Ruft mich der Tod in's Grab,
So stärke der Gedanke mich:
Mein Vater ruft mich ab."

Im Vertrauen auf Gott und die Tugend der Einzelnen, suchte er die Einrichtungen der Welt, die diesem so oft widersprechen, zu vergessen; er durfte hoffen, mochte sich die Hoffnung auch nicht in seinen Tagen erfüllen.

Mit mannhafter Stärke ertrug er auch jetzt die Leiden, die noch über ihn verhängt waren: der Schlag rührte ihn, lähmte ihm die ganze rechte Seite und das Sprachorgan. Da lag er nun, und konnte nur mit der linken Hand in schwer verständlichen Zeichen seine Wünsche ausdrücken. Ruhe und stille Ergebung sprach aus seinem Antlitze, oft legte er die linke Hand auf die Brust, sein Auge kehrte sich nach oben, er betete um den Tod, nicht mehr wie in früheren Tagen hätte er sich selbst ihn ertrotzt, er harrte geduldig seines Endes. Draußen in der Welt rasselten die Wagen, wirbelte die Trommel zu dem Marsch der Soldaten, pfiffen Handwerker lustige Melodien zu ihrer Arbeit, lustwandelten vergnügte Menschen unter den grünen Kuppeln der Bäume, schwang sich die Lerche trillernd empor und hier in dem einsamen Zimmer vernahm man nichts als das taktmäßige Picken der Uhr, das

Schwinden der Zeit und die Tritte des herannahenden Todes; hier war kein Leben, als der kärgliche Athem auf den Lippen Ephraims. Das aber ist die Macht des Geistes, daß er, gebunden an seine Hülle, sich weit hinweg schwingt von ihr, und ungebunden das All durchschweift; man konnte es an dem wechselnden Mienenspiel Ephraims bemerken, wie er in Raum und Zeit bald da bald dort sich finde.

Als er wieder den Gebrauch seines Sprachorgans erlangte, sagte er zu seiner Schwägerin, die ihn mit aufopfernder Sorgfalt pflegte: „Ich ertrage diese Krankheit weit leichter, als die vorhergegangene, da der Schlag meinen Geist gerührt hatte; es ist nicht wahr, daß es ein Glück ist, das Bewußtsein zu verlieren, das Bewußtsein allein, und sei es auch das des Schmerzes, ist Leben."

Rosa saß den größten Theil des Tages an dem Krankenbette Ephraims, sie suchte ihn auf allerlei Weise zu unterhalten, sie erzählte, las ihm vor, ja sie erging sich sogar gegen ihre sonstige Gewohnheit in munteren Späßen.

Ephraim war eines Mittags eingeschlummert. „Bist du da, Mathilde?" sagte er erwachend; Rosa schrack heftig zusammen, sie fürchtete einen Rückfall in seinen Irrsinn, da er sie sonst so genannt hatte; Ephraim war eine Weile still, seine Lippen bewegten sich, er bat seine Schwägerin Dinte und Feder zur Hand zu nehmen, und diktirte:

„Als mich schwere Leiden plagten,
Sorgen mir das Herz zernagten,

Kam, bewehrt und fürchterlich,
Die Verzweiflung über mich.
Doch ein Weib mit sanftem Blicke
Scheuchte sie sogleich zurücke.
Dankbar pries ich ihre Huld,
Dankbar fiel ich ihr zu Füßen,
Wollte ihren Namen wissen,
Und sie rief: ich bin Geduld."

Er ließ sich die Hefte bringen, worin er mit zierlicher Schrift seine Gedichte aufgezeichnet hatte, mit wehmüthigem Blick betrachtete er diese wenigen Blätter, in ihnen lag aller Gewinn und die Eroberung eines ganzen Lebens. Weder Kinder noch Enkel werden einst auf ihren Ahnen zurückdeuten und die Stelle suchen, wo man seine Hülle eingesenkt; spurlos war er über die Erde geschritten, nur diese Zeilen mochten einst dafür zeugen, daß hier eine Seele gelebt und gelitten, geweint und gelacht, um am Ende dem Tod in die Arme zu sinken.

Mit lächelnder Miene blätterte er nun fast tagtäglich in den Heften, oft hielt er inne, er vergegenwärtigte sich die Stunde und die Verhältnisse, worin er diese und jene Zeilen gedichtet; wie er in der Dichtung das fliegende Leben zu Lust und Scherz festgebannt, und es solcherweise doppelt genossen, so erstand es ihm jetzt zum Drittenmal, indem er sowohl dem Leben als der aus ihr abgespiegelten Dichtung fern und fremd gegenüberstand; oft schwebte ihm aber auch die ursprüngliche Veranlassung zu einem solchen Gedicht nur noch wie ein Traumbild vor; aus Wirklichkeit und

Phantasie hatte er ein Drittes gebildet, dieses Dritte allein war nur noch für ihn wahr, die Urbilder waren verschwunden und verschwommen. Schmerzlich nannte er einst sein ganzes Leben „nichts als ein gebundenes Buch;" der alte Trieb, unmittelbar im Leben, wie es sich in Familien- und Staatsgesellschaft gestaltet, festen Fuß zu haben, schien noch nicht ganz in ihm entschlummert.

Nur seiner Schwägerin vertraute er sein liebstes Kleinod, seine Gedichte; scherzhaft nannte er Rosa deshalb oft seine „Seelenhüterin Chloe." Die unermüdliche Sorgfalt und Pflege Rosa's hatte nichts weniger als einen schäferlichen Charakter, aber der zarteste Liebeshauch adelte und verklärte all ihr Thun; zarter und inniger erscheint das Mädchen nicht, wenn es mit holder Verschämtheit dem Geliebten einen frischen Blumenkranz auf die lockenumwallte Stirn drückt, als hier Rosa erschien, wenn sie ihrem Schwager, der sich nicht bewegen konnte, die prosaische Schlafmütze aufsetzte. Ephraim war ein leidenschaftlicher Tabakschnupfer, seine Gelähmtheit verhinderte ihn an diesem Genusse, Rosa fand einen Ausweg: mit halb scherzhaftem, halb mitleidigem Lächeln legte sie die Tabakskörnchen auf die zarte Oberfläche ihrer weißen Hand, mit der Linken hob sie sein Haupt in dem Kissen empor, und von der Rechten ließ sie ihn schnupfen. Ephraim blickte sie starr an, er dankte nur mit sanftem Neigen der Wimpern; er mochte es fühlen, wie diese Seele voll Liebe und Güte so anspruchslos und zufrieden in all ihrem Thun sich weder

rechts noch links kehrte, um zu sehen, ob man es auch schön finde.

Als Ephraim wieder sprechen konnte, erkannte Rosa bald, daß er sich gern von seinen Gedichten unterhielt; nicht aus Liebe zur Dichtung, sondern nur um dem Kranken gefällig zu sein, las sie die Gedichte Ephraims; sie konnte sich nicht in diese Sinnesweise hineinfinden, Manches darin mißstimmte und verletzte sie sogar; sie bemerkte indeß einst gegen Ephraim:

„Ich wunderte mich, in Ihren Poesien noch kein Kaufmannsgedicht gefunden zu haben."

Diese einfache Bemerkung traf Ephraim im Tiefsten, und halb ärgerlich schrieb er noch denselben Abend auf die letzte Seite seines Heftes:

„Dies Büchlein ist mein Kram, die Waare, die ich führe,
Sind Epigramme; kaufe, wer was brauchen kann.
Doch lieben Leute, steht euch gar nichts an,
So geht fein still vor eines Andern Thüre."

Endlich hatte er sich gewissermaßen zu einer Einheit hinangerungen, er stand als Kaufmann in der Poesie, er zeigte seinem Bruder Nathan, welchen Avisbrief er sich abgefaßt habe; Nathan lächelte beifällig und erzählte ihm dann von den Weltbegebenheiten. Die vaterländischen Angelegenheiten boten nur flüchtigeres Interesse, die Streitigkeiten mit Holland verloren sich in Einzelheiten und Kabinetsgeheimnisse. „Wird Necker sich im französischen Kabinette halten? wird der Adel, der Klerus und der dritte Stand sich einigen?" das waren oft behandelte Fragen; Nathan geberdete sich gern wie

ein gewiegter Finanzmann, und er bildete sich nicht wenig darauf ein, daß er zur Rechnungsprüfung in der städtischen Kämmerei gewählt worden war. Auch Philippine mischte sich gern in dieses Gespräch, sie war eine eifrige Zeitungsleserin, nur Rosa nahm an allem diesem keinen Antheil.

Hier, im entlegenen Schlesien, in dem Krankenzimmer eines nach und nach absterbenden Menschen, hier fanden die Verhandlungen der französischen Nationalversammlung helles und vielfältiges Echo, denn es war das Erstemal, daß von den Gesetzgebern in Europa das verhandelt wurde, was in Büchern und Gesellschaften schon längst zu Wort gekommen war.

Es war an einem heißen Sommermittage. „Das Pariser Volk hat die Bastille gestürmt," rief Nathan, mit erhitztem Gesicht eintretend. „Hört," er zog einen Brief aus der Tasche und las einen Bericht über jenes denkwürdige Ereigniß, das als das erste rollende Körnchen betrachtet werden kann, das sich im Laufe der Zeit zur gewaltigen Lawine anhäufte.

Die Augen der ganzen gebildeten Welt waren auf Versailles und Paris gerichtet; die Erklärung der Menschenrechte als Grundlage der neuen Constitution gewann der neuen Wendung der Dinge namentlich in Deutschland zahllose Verehrer, denn hier besonders mußte man es als einen Sieg begrüßen, die Philosophie und Humanität zum Staatsgesetz erhoben zu sehen; das war ja in Schulen und in Büchern schon mannigfach erörtert. Erst mit den Neuerungen in einzelnen und bestimmten Rechtstiteln wurden Mißtöne hörbar.

Klopstock begrüßte den neuen Tag in einer schwunghaften Ode, Alles war voll freudiger Erwartung. Wie hier in dem Krankenzimmer Ephraims, so war aller Orten und in allen Familien eine theilnehmende Erregung der Geister.

Oft murmelte Ephraim auch das Wort aus dem Propheten Zacharias (14, 7) in ebräischer Sprache vor sich hin: „Und am Abend wird es Licht.“ Noch einmal schien das Leben in ihm gleich einem ersterbenden Lichte aufzuflackern.

„Wehe mir, daß ich todt bin,“ klagte er einst, „hier muß ich liegen, scheintodt; ich höre die Tritte der Geliebten auf der Treppe und kann ihr nicht entgegeneilen, ihr die Hand nicht reichen; ich höre die Menschen um mich her reden, handeln, kämpfen, ich höre und fühle das Alles und kann mich nicht aufraffen und mitten unter sie stellen; o wär' ich todt! nein, nur einen Tag noch möcht' ich leben, ganz leben, und im Kampfe sterben! — Ich danke dir, o Gott, Herr und Vater, daß du mich in Kummer und Leiden aufbewahrtest, daß ich den neuen Tag noch schaue, ich sehe die Morgenröthe, ich höre Millionen Posaunen tönen, die Erde zittert bis in ihr tiefstes Herz hinab, Gespenster weichen, Ketten brechen, die schuppigen Panzer fallen von dem Busen der Menschen, da ist kein Vorurtheil und kein Unrecht mehr, und in stiller Umarmung fühlen sie Brust an Brust die Herzen gleich schlagen. Weg mit all dem Plunder,“ rief er, und warf seine auf dem Tische liegenden Gedichte hinab auf den Boden, „nur ein einzig Lied möcht' ich singen, mein

Schwanenlied, und dann sterben. — — Ich beschwöre euch, begrabt mich nicht scheintodt, steckt mir ein Messer in die Brust, hierher."

Solche Erregtheiten übten den schädlichsten Einfluß auf den Zustand Ephraims; stundenlang lag er dann da und nur sein kurzer Athem zeugte von Leben. Man wollte ihm die Tagesereignisse verhehlen, er aber drang stets stürmisch auf genaue Berichte. Nathan klagte einst über die gräulichen Morde, die das losgebundene Volk verübe, und daß so viele Menschen, darunter auch Unschuldige, sterben müßten.

„Kikriki," schrie Ephraim, „hat nicht Alles gejubelt und gejauchzt und den Helden in den Himmel gehoben, weil so viele tausend Menschen sterben mußten, damit Schlesien preußisch oder österreichisch würde? Dürfen jetzt nicht auch Menschen sterben? Adler oder Gockel, kikriki!" —

Nathan schüttelte mitleidig den Kopf, sein Bruder war wieder in Irrsinn verfallen, er wünschte seinen Tod, der näherte sich auch mit jedem Pulsschlage.

Der Frühling nahte heran, Ephraim wurde immer schwächer.

„Ich fühl's," sagte er einst zu Rosa, „ich werde keine Frühlingsblumen mehr sehen, sie werden aus meinem Grabe wachsen." Rosa verhüllte schweigend ihr Angesicht und suchte ihn zu trösten, er aber bat sie, zu schreiben, er wolle seine Grabschrift diktiren, er bat so flehentlich, und Rosa schrieb mit Thränen im Auge. —

Des andern Tages saß Rosa wieder am Krankenbette

ihres Schwagers, der Kranke athmete schwer, ein frischer Veilchenstrauß lag auf seiner Bettdecke. Rosa hatte ihn selbst aus dem Garten geholt. Ephraim erwachte, er sah staunend umher, er sah die Blumen auf seinem Bette, er faßte sie zitternd und drückte sie an seine Lippen, er richtete sich gewaltsam im Bette auf, faßte die Hand Rosa's, drückte und küßte sie inbrünstig.

„Ich liebe dich, Mathilde!" stöhnte er und sank auf sein Lager zurück; Rosa schrie nach Hülfe. Nach einer Stunde war Ephraim in den Tod hinübergeschlummert. — —

Die Menschen begraben ihre Todten, auch Ephraim wurde begraben. Rosa hatte ihm einen Lorbeerkranz um das Haupt geflochten, die jüdischen Todtengräber rissen ihn ab, denn das jüdische Ceremoniel duldet keine solche Zierde.

Auf dem jüdischen „Gutort" zu Breslau ist ein Grab, darauf steht mit ebräischen Buchstaben der Name Ephraim Moses Kuh und darunter die von ihm selbst verfaßte Grabschrift:

Hier liegt der Dichter Kuh,
Den bald des Schicksals Tücke,
Bald auch das schnöde Glücke
Geneckt; hier hat er Ruh.

* * *

An abschüssigen Berghalden und offenen Schluchten stehen Bildstöcke, darauf die Namen derer verzeichnet sind, die hier von einem Rade zermalmt, von Lawinen

überstürzt worden, oder in blendendem Schneegestöber erfroren sind; eine mehr mitleidige als kunstfertige Hand malt das Ereigniß in grellen Farben, und die fromme Andacht bittet um Gebet und segnendes Gedenken des Vorüberziehenden, der jetzt im hellen Sonnenschein, im frischen Athem der Berge den Weg beschreitet.

Nicht in plötzlichem jähem Ueberfall ist hier ein Mensch in den Tod gesunken; oft niedergestürzt hat er sich wieder aufgerafft und sich bis an sein Ende geschleppt. In abgeschiedener Verborgenheit hat er verhaucht, und hier ist der Bildstock ihm errichtet.

Dichter und Kaufmann.

Ein Lebensgemälde

aus der Zeit Moses Mendelssohns.

Von

Berthold Auerbach.

Vierte Auflage.

Stuttgart.

J. G. Cotta'scher Verlag.

1860.

722

Deacidified using the Bookkeeper process.
Neutralizing agent: Magnesium Oxide
Treatment Date: Nov. 2009

PreservationTechnologies
A WORLD LEADER IN COLLECTIONS PRESERVATION
111 Thomson Park Drive
Cranberry Township, PA 16066
(724) 779-2111

LIBRARY OF CONGRESS THE

LIBRARY OF CONGRESS
0 024 277 002 A